<36621041580014

Ein

Grafenkind.

Ein
Grafenkind.

Roman

von

Anton Langer.

Wien.

Verlag von Rudolf Lechner's Separat-Conto.

1860.

Erstes Kapitel.

Allein auf der Welt.

Es gibt wohl auf der Welt nichts Langweiligeres und Trostloseres als eine einsame, vom Sonnenbrande ausgetrocknete, staubige Landstraße, die sich durch eine eintönige, flache Landschaft zieht, und durch die Pappeln, die sie links und rechts gleich staubigen Spitzkegeln einfassen, noch monotoner wird.

Eine solche langweilige Staubbahn ist die Straße, die sich von Korneuburg über Lang-Enzersdorf nach Wien zieht, die südwestlichste Ecke des Marchfeldes durchschneidend. Zur Zeit als der Stockerauer Flügel der Nordbahn noch nicht seine pustende Locomotive längs der Donau hinauf entsendete, war diese Straße allerdings eine belebte gewesen. Postwägen, Bauernkarren, schwere Fuhrwerke und leichte Handwerksbursche zogen hier ab und zu, dem Staube Trotz bietend, und die Monotonie der Gegend nicht beachtend, allein im Jahre 1840, das heißt in dem Jahre, in welchem unsere Geschichte beginnt, hatte die Schienenstraße bereits ihre staubige Nebenbuhlerin überwunden, und der Dampf, der moderne Reformator der Industrie, war an die Stelle der schweiß-

bedeckten Rosse getreten; selbst der ärmste Wanderbursche bettelte die paar Kreuzer zur Fahrt auf der Bahn zusammen, und die langweilige Straße war still und einsam geworden, daß sie noch viel trauriger und trostloser erschien, als ehedem.

Nur zu Zeiten knarrte der leichte Wagen eines Korneuburgers oder Lang-Enzersdorfers die Straße entlang, der als treuer Anhänger des alten Systemes mit Verachtung auf die modernen Waggons blickte, und seinen altgewohnten Schimmel vor den Steirerwagen spannte, wie es Vater, Großvater und Ahn vor ihm gethan; manchmal auch wandelte eine junge Bäuerin des Weges, die einem Anbeter aus Gerasdorf oder Jedlersee ein Rendezvous zugesagt, und die einsame Straße dazu für ebenso geeignet hielt, als ein schattiges Wäldchen; vielleicht auch humpelte eine alte Bauersfrau daher, die dem Wahne noch nicht entsagt hatte, daß der Teufel in höchst eigener Person dem Wagenzuge auf der Bahn vorgespannt sei, oder ein Bäuerlein mit Stock und „Butte" konnte dem Gelüste nicht widerstehen, die ihm seit Jahren liebgewordenen Wirthshäuser an der Straße zu besuchen. Damit haben wir aber die Frequenz der alten Landstraße erschöpfend geschildert, und es bleibt uns nur noch zu erwähnen, daß alle Tage einmal, auch zweimal eine Schaar bepackter Wagen durch den Staub arbeitete, Waaren nach Wien befördernd, deren Transport der eigensinnige Eigenthümer aus unbekannten Gründen der Bahn nicht anvertraut hatte.

Solch ein Frachtwagen, so hoch bepackt, als es nach den Gesetzen des Schwerpunktes und der Centrifugalkraft nur immer möglich war, kroch an einem heißen Augustabend des bereits erwähnten Jahres 1840 durch

jene Section des Straßenstaubes, welche sich zwischen Langen-Enzersdorf und Wien breit macht.

Das Leben, welches dadurch in die öde Gegend kam, war ein sehr geringes.

Der Fuhrmann saß auf der Deichsel und schlief, das kurze Pfeifchen fest im Munde haltend, die Hände in den tiefen Säcken der blauen, weißausgenähten Blouse, den abgetragenen braunen Strohhut tief ins Gesicht gezogen. Auch hatte er sich als alter Praktikus so gesetzt, daß er der sinkenden Sonne, die sich bereits den Spitzen des Kahlengebirges zuneigte, den breiten Rücken kehrte.

Das einzige Wesen, dessen Benehmen eigentlich den Namen Leben verdiente, war ein kleiner schwarzschnauziger Spitz, dessen struppige Haare durch Wagenschmiere und Staub eben nicht schöner geworden waren, und der in einer Art Gondel lag, die mit starken Ketten unten am Wagen befestigt zwischen den vier Rädern hing, und zur Aufnahme von allerlei Utensilien bestimmt, in diesem Momente nichts enthielt als den alten Mantel des Fuhrmannes, so daß der Spitz sich zugleich der doppelten Wohlthat des Schattens und eines bequemen Lagers erfreute.

So einladend diese beiden Umstände auch für den Hund waren, dem Beispiele seines Herrn zu folgen und sich einer erquickenden Siesta hinzugeben, so hatte doch der Spitz aus uns unbekannten Gründen es nicht für gut befunden, also zu thun, sondern querüber lagernd ließ er den Schweif auf der Klosterneuburger Seite hinaushängen, und auf der Marchfelder Seite die spitze, schwarze Schnauze auf den Rand der Gondel legend starrte er hinaus in die unermeßliche Ebene, aus welcher der Kirchthurm von Wagram sich emporhob, ernst, tief

sinnend, nachdenkend, wie es etwa ein Ingenieur des Frankenkaisers gethan haben mochte, der den Plan zur Schlacht von Aspern. entwarf. Nur um einen halben Zoll verirrte sich manchmal die schwarze Nase des kleinen, zottigen Philosophen, und zwar nach aufwärts, wenn eine dickleibige Hummel zwischen den Rädern über seinem Haupte hinweg summte, oder nach abwärts, wenn ein aufgeschrecktes Mäuslein, eine verscheuchte Eidechse in den mit Disteln gefüllten Straßengraben huschte.

Mit einem Male ward der Spitz unruhig.

Zuerst spitzte er die Ohren, dann hob er den Kopf empor, der hängende Schweif nahm eine bedrohliche horizontale Lage an, mit einem leisen Knurren hob er sich auf die Beine und stellte sich, als ob er zur Gondel hinausspringen wollte.

Noch eine Minute und der Spitz begann aus Leibeskräften zu bellen.

Vermöge eines alten Herkommens, das zwischen dem Hund und dem Herrn — wir hätten bald gesagt verabredet war, erwachte der schlaftrunkene Fuhrmann; fuhr in die Höhe, und griff instinctmäßig nach der Peitsche.

Mit einem sonoren „Eh ha!" begleitet von einem energischen Peitschenknall, brachte er die Pferde zum Stehen und sprang von der Deichsel herab.

Einen raschen Blick entsandte er in die menschenleere Gegend nach allen vier Richtungen der Windrose, da er aber nichts gewahr wurde, was ihm das Gebell des Spitzes erklärt hätte, so wendete er sich an diesen mit der Frage;

„Na! was ist's denn, Braschl? Dir hat gewiß was geträumt?"

Der Hund drückte die Augen halb zu, knurrte energisch und stieß dann einen scharfen, langgezogenen Ton heraus.

„So?" erwiederte der Herr, der die Sprache des Thieres vollkommen zu verstehen schien, „s'ist also etwas nicht in der Ordnung? Ist was vom Wagen gefallen? — Nein? — Oder ist ein Strick losgegangen oder ein Reibnagel locker geworden? Auch nicht? Ja, was denn?"

Der Hund, der die vorgelegten Fragen keiner Antwort gewürdigt hatte, außer daß er mit dem buschichten Schweif wedelte und mit klugem Auge den Herrn ansah, sprang jetzt aus seinem Asyle auf die Straße herab, rannte mit kurzem, leisen Gebell einige zwanzig Schritte zurück und blieb knurrend am Rande des Chaussée-Grabens stehen.

„Aha!" brummte der Fuhrmann, indem er mit dem langsamen, breitspurigen Gange, der dieser Klasse eigen, dem Hunde folgte, „s'liegt was im Graben. Nun, wenn's ein Koffer, ein Packet ist, so nehmen wir's mit, das Trinkgeld läßt sich auch einstecken. Ist's ein Mann, so lassen wir ihn liegen, denn bei dieser Hitze legt sich Niemand in die Disteln als ein Besoffener und bei einem solchen ist's am besten, man läßt ihn den Rausch ausschlafen, oder Einer, der sich den Hals abgeschnitten hat und da hat man nichts als Scherereien mit dem Gericht."

Während dieser philosophischen Betrachtungen hatte der schwere Fuhrmann den Punkt erreicht, wo Braschl, der Spitz, so fest stand, wie ein schulgerechter Vorstehhund, und nun erblickte er den Gegenstand, der seinen Hund in der sinnigen Betrachtung des Marchfelder Schlachtfeldes gestört hatte.

Auf einem sonnverbrannten Grasflecke, rings von Nesseln, Disteln und Karden umwuchert, lag im Straßengraben ein Knabe, der fast noch den Namen Kind verdiente, und schlief den Schlaf tödtlicher Ermüdung.

Der Knabe hatte den Kopf auf den rechten Arm gelegt, der mit einem geflickten Hemde bekleidet war, neben ihm lag eine zerrissene, abgetragene Jacke, ein schmieriges Mützlein mit halblosgerissenem Schirme, ein winzig kleines Bündel in verschossenem rothem Baumwolltuche und ein Dornstecken, daneben standen zwei schwersohlige, nägelbeschlagene, in zwanzig Spalten zerklaffende alte Stiefel; denn der arme Knabe war mit bloßen Füßen gewandert, wohl weit, recht weit her, wie es die Wunden an den Füßen bezeugten, die nur deßhalb nicht bluteten, weil sich der Straßenstaub hineingelegt hatte, gleichsam einen natürlichen Verband bildend. Das abgezehrte Gesicht, die magern Hände und Beine, sonnengebräunt, schweiß- und staubentstellt, beurkundeten Entbehrung und Hunger.

Der Fuhrmann betrachtete ihn mit einem Gesichte, auf welchem eine gewisse rohe Theilnahme nicht zu verkennen war.

„Schau, schau," — sagte er halblaut, „der sieht gerade so aus, als ob er alle vierzehn Tage einen Maikäfer zu essen bekäme. Aber man kann ihn da nicht liegen lassen, sonst kriecht ihm eine Feuerkröte übers Gesicht, daß er aufläuft wie ein Dudelsack, oder ein Rastlbinder schnipft ihm die paar Lumpen auch noch. He! hollah ho?"

Und der Fuhrmann schnalzte mit seiner Peitsche ein paar Mal tüchtig über dem Kopfe des kleinen Schläfers.

Allein jene bleierne Ermüdung, welche den Knaben das Gebell des Spitzes überhören lassen hatte, hinderte ihn, auch den gellenden Zuruf des Mannes und das Knallen der Peitsche zu vernehmen.

Mit einem leisen Anflug von Ungeduld rief der Mann in der Blouse:

„Na, glaubst Du etwa, ich kann mit meinen „Fuchsen“ hier stehen bleiben, bis es Dir gefällig ist, wach zu werden? Hollah! auf!“

Und er führte einen leichten Hieb mit dem Peitschenriemen über die magern Beine des armen Jungen.

Der Spitz, der diesen Hieb irrthümlicher Weise für ein Signal zum Angriff hielt, fuhr gleichzeitig mit wüthendem Gebell gegen den Schlafenden los.

Geweckt vom Schmerz des Hiebes fuhr dieser empor und starrte todtenbleich, am ganzen Leibe zitternd, den Mann mit der Peitsche und den klaffenden Hund an. Dabei rieb er sich die getroffene Stelle seiner abgemagerten Schenkel mit einem so wehmüthig-komischen Ausdrucke, daß sich der Fuhrmann eines leichten Lächelns nicht enthalten konnte, während es ihm andrerseits Leid that, dem armen Knaben weh gethan zu haben.

„Na, na,“ — sprach er begütigend, „sei nicht so wehleidig, — Du stirbst nicht von dem Hieb. — Kusch' Braschl! — Ich kann Dich doch nicht hier liegen lassen, — s'wird Nacht, — kusch' Braschl! Woher? wohin?“

„Nix deutsch,“ antwortete der Knabe, noch immer zitternd, mit vorwiegend böhmischem Accente, allein er wagte es bereits, dem Mann ins Auge zu schauen, da er mit der seiner Nation eigenen Auffassungsgabe aus dem freundlichen Klang der fremden Sprache erkannt hatte, daß er keinem Feinde gegenüberstehe.

„Ah so! ein Böhme also!“ rief der Fuhrmann in böhmischer Sprache, die ihm als einem Fracht-Verführer, der stets zwischen Pilsen, Budweis, Wien, verkehrte, ziemlich geläufig war. „Nicht wahr, Du bist ein Böhm'?“

„Ja, lieber Herr, ja,“ rief der Knabe freudig, da er die gewohnte Sprache seiner Heimat vernahm.

„Von wo?“

„Zwei Stunden hinter Chotzen.“

„Und kommst zu Fuß von dort?“

„Ja, lieber Herr.“

„Armer Bub', s'wird wohl die Kassa nicht gereicht haben.“

„Freilich nicht.“

„Wie viel hat Dir denn der Pan Tato mitgegeben?“

„Mit zwei Zwanzigern bin ich von Haus weg gegangen.“

„So hast Du gebettelt unterwegs.“

„Nein,“ sagte der Knabe mit einem Stolze, den man ihm bei seiner demüthigen Haltung kaum zugetraut hätte, „nein, lieber Herr, gebettelt habe ich nicht.“

„Wie willst Du denn mit zwei Zwanzigern von Chotzen hieher gekommen sein, Du verlogener Spitzbube?“

„Ich lüge nicht,“ antwortete das Kind fest, „ich habe von dem Augenblicke, wo ich von dem Dorfe hinaustrat auf die Straße, nichts gegessen, als trockenes Brod. Ein einzig Mal an der Grenze, wo ich vor einem Dorfe, dessen Namen ich vergessen, am Rand eines Baches saß und mir die Füße wusch, hat ein geistlicher Herr, der über dem Bach drüben in einem Buche las, als er mich erblickte, mir ein paar Birnen herüber geworfen. Seit gestern Mittag, wo ich mein letztes Stück Brot verzehrte,

das ich um meinen letzten Kreuzer vorgestern gekauft habe, habe ich nichts mehr gegessen."

„Heiliger Gott!" rief der Fuhrmann, der für seinen Riesenkörper Schweinebraten und Wein unumgänglich nothwendig hielt und nicht begreifen konnte, wie man mit trockenem Brot aus dem Herzen Böhmens bis nach Wien auszureichen vermag. „Da hungerst Du ja seit mehr als vierzig Stunden."

Der Knabe nickte traurig mit dem Kopfe.

„Weißt Du aber," eiferte der Mann in der Blouse, „daß es schändlich, abscheulich von Deinen Eltern ist, Dich so in die Welt hinauszuschicken?"

„Ich habe keine Eltern," entgegnete der Knabe und das Wasser schoß ihm in die Augen, „meinen Vater habe ich nie gekannt und meine Mutter ist seit vier Wochen todt."

„So hast Du doch Verwandte, Angehörige, Freunde?"

„Niemanden, gar Niemanden habe ich," jammerte der Knabe und das in seinen Augen gesammelte Wasser lief in hellen Thränen über seine abgemagerten, sonnenbraunen Wangen, „ich stehe allein auf der Welt."

„Ja, das ist freilich schlimm," sprach der Fuhrmann, dem ganz weh um's Herz geworden war, „wie alt bist Du denn?"

„Eilf Jahre."

„Dein Name?"

„Prokop Hlaby."

„Und wo willst Du denn hin, armer Prokop?"

„Nach Wien."

„Was suchst Du dort?"

„Einen Mann, an den mir meine Mutter vor ihrem Tode ein Schreiben mitgegeben hat."

„Wie willst Du Dich in Wien zurecht finden?“

„Gott wird helfen,“ sagte der Knabe mit Zuversicht.

„Der Bub' mit seinen eilf Jahren,“, brummte der Fuhrman in deutscher Sprache für sich hin, „ist dreimal so g'scheidt, wie mein Hansl zu Haus, der doch schon ins vierzehnte geht. — Hm! mein lieber Prokop,“ fuhr er wieder böhmisch fort, „nach Wien ist's aber noch weit und wenn Du heute noch hinkommen willst, so mußt Du Dich auf den Weg machen.“

„Ach! das kann ich leider nicht,“ wehklagte der Waisenknabe, „meine Füße sind wund und verschwollen, bei jedem Tritte möcht' ich schreien und weinen. Der Hunger hat meine Kräfte erschöpft, ich habe mich hier niedergelegt, weil ich nicht mehr weiter konnte, und als mir die Augen vor Schlaf und Müdigkeit zufielen, da hab' ich mir gedacht, wie gut es doch wäre, wenn der liebe Gott mich im Schlafe hinüber nähme zu meiner Mutter.“

„Na, na,“ brummte der Fuhrmann, „s'ist noch keiner erhungert in Wien, am wenigsten ein Böhme. Aber zuerst mußt Du drinnen sein in der Kaiserstadt. Wie bringen wir Dich denn hinein?“

Der Fuhrmann hatte bei dieser Frage den Finger auf die Nase gelegt und sich gegen den Spitz gewendet, als ob er von ihm die Beantwortung erwartete. Braschl, der durch das mit dem Knaben angestellte Verhör vollkommen zufrieden gestellt schien, rannte eben wieder zum Wagen zurück, bellte den Fuchsen ein paar freundliche Grüße zu und sprang dann wieder in seine Gondel.

„Richtig, Braschl, bist ein gescheidter Hund, hast Recht,“ sagte der Fuhrmann, „der kleine Kerl ist so mager, daß er neben Dir recht gut Platz hat. Komm',

armer Prokop, komm', Du kannst mit mir nach Wien fahren."

Aufjauchzend wollte der Knabe die Hand des wackern Fuhrmanns küssen, allein dieser ließ es nicht geschehen, sondern hieß ihn, Bündel, Stiefel und Rock zusammen nehmen, und während der arme Junge den Segen aller Heiligen auf ihn herabrief, trug er ihn wie ein Kind zum Wagen und legte ihn in die gondelförmige Mulde auf seinen Mantel, indeß Braschl mit der Herablassung eines Vornehmen gegen einen Geringeren großmüthig zur Seite rückte und diesen edlen Zug seines gefühlvollen Hundeherzens nicht einmal durch das leiseste Knurren entweihte.

„Jetzt schlaf', armer Prokop", sagte der Fuhrmann, „wenn's Zeit ist und wir nach Wien kommen, werde ich Dich schon wecken."

Der gutherzige Mann brauchte diesen Befehl nicht zu wiederholen, keine fünf Minuten dauerte es, so hatte Ermüdung, das ungewohnt weiche Lager auf dem Mantel und die einförmige Bewegung des Wagens die arme Waise wieder in tiefen Schlummer versenkt.

Die Sonne sank, ein Goldmeer am Himmel ausstrahlend, hinter den prächtigen Kuppeln des Klosterneuburger Domes hinab.

Kein Lüftchen regte sich; der Fuhrmann schritt, ein altes Volkslied pfeifend, neben seinen Pferden einher.

Braschl betrachtete mit ruhiger Denkermiene den an seiner Seite schlummernden Knaben. Was er wohl dachte? Vielleicht philosophirte er über den alten Satz, daß es auf Erden manchen Hund gibt, der besser versorgt und gehalten ist, als mancher Mensch.

Zweites Kapitel.

Armer Prokop.

Es war schon völlig Dämmerung geworden, als der Wagen vor dem Gasthofe „zum Rehböckl" vor der Taborlinie hielt und der Fuhrmann mit einem tüchtigen Ruck an der Schulter, welchen Braschl bellend accompagnirte, seinen kleinen Schützling weckte

Prokop rieb sich verwundert die schwarzen Augen und es brauchte einige Zeit, bis er sich besann, was mit ihm vorgegangen, doch hatte ihn der Schlaf wunderbar erquickt und er kroch aus seinem Asyl unter dem Wagen hervor, alle Danksagungen, an Denen seine Sprache so reich, dem Wohlthäter entgegen stammelnd.

„Na, laß' nur gut sein, mein Junge," gegenredete der wackre Mann, „s'würde sich wirklich nicht der Mühe lohnen, soviel Aufhebens davon zu machen, daß der Fuhrmann Sebastian Botzenhart ein armes Kind mitgenommen, das er halb verhungert im elendesten Zustand am Weg gefunden, wie einen Lazarus. Doch jetzt müssen wir scheiden, — die Stadt, die dort breit und lang vor Dir liegt, ist Wien. Ich will mit meinen Fuchsen hier beim Rehböckl übernachten, Du aber mußt heute noch zur Linie hinein, — die Polizei macht nicht viel Umstände mit Deinesgleichen. Du bist doch mit dem Nöthigen versehen?

„Ja, lieber Herr," sagte Prokop Hlaby, dem beim Anblick der großen Stadt und bei der Erwähnung der gefürchteten Polizei wundersam bang um's Herz geworden

war. Gleichzeitig langte er in sein bescheidenes Bündel und holte aus demselben ein altes, braunes Gebetbuch mit abgegriffenem fetten Deckel und aus dem aufgeschlagenen Buche nahm er zwei unscheinbare Papiere, die gleichwol für ihn von unschätzbarem Werthe waren, und die er dem Fuhrmann mit solcher Zuversicht hinreichte, wie etwa ein absolvirter Akademikus seine Zeugnisse, Absolutorien und Diplome.

„Das ist der Brief meiner Mutter," sprach er, „Gott lasse sie selig ruhen."

Botzenhart las die Aufschrift:

„An Herrn Johann Nep. Nowotny, bürgerlichen Tischlermeister, Leopoldstadt, Augartenstraße in Wien."

Hätte der ehrliche Fuhrmann ein Auge für dergleichen gehabt, so würde er bemerkt haben, daß die Schrift der Adresse klein, zierlich, elegant, und was bei einer Damenhand besonders selten, orthographisch correct war, trotz der dabei gebrauchten deutschen Sprache. Allein nicht gewohnt, sich um solche Details zu kümmern, gab ihm Botzenhart den Brief zurück und sagte:

„Das ist ein Glück für Dich, daß die Adresse an eine so nahe Straße lautet; für Deine Füße wär's fatal gewesen, wenn der Herr Tischlermeister seine Werkstatt am Schottenfeld, in Gumpendorf oder am Alsergrund gehabt hätte. Du brauchst Dich, sobald Du die Tabor-Linie passirt hast, nur immer rechts zu halten, — in zehn Minuten kannst Du an Ort und Stelle sein. Doch zuerst mußt Du bei der Linie durchkommen. Zeig her, was hast Du für 'nen Passierschein?"

Mit unnennbarer Angst reichte ihm Prokop Hlaby das zweite Document, das ihm, als er es empfing, so gewichtig und kostbar erschienen, und das ihm jetzt mit

einem Male, er wußte selbst nicht warum, so unbedeutend und gehaltlos vorkam.

Botzenhart entfaltete das viermal gebogene Quart-Blatt und las in böhmischer Schrift die aber weit weniger zierlich und correkt war, als die Adresse des Briefes, eine Bestätigung, daß Prokop Hlaby, elf Jahre alt, unehliches Kind der Anna Maria Hlaby, nach dem Tode seiner Mutter in Ermangelung von Freunden und Verwandten, die sich seiner angenommen hätten, vom Richter des Dorfes Klein-Krasnec die Erlaubniß erhalten, nach Wien zu reisen, um sich dort eine Lehre zu suchen, da der ohnehin armen Gemeinde nicht zugemuthet werden könne, das unehliche Kind besagter Anna Maria Hlaby mehr zu erhalten, Urkund dessen Siegel und Unterschrift des Orts-Richters."

„Steht's so mit Dir, mein armer Prokop," brummte Botzenhart in den Bart, „das ist freilich traurig. Uebrigens ist's nicht die Erste gewesen, wird auch nicht die Letzte sein, und was kann denn der arme Bub dafür, daß seine Mutter ein kleines Kind, aber keinen Mann bekommen hat."

„Dein Herr Richter ist ein Esel," setzte er laut hinzu „und wenn Du über einen „schiefrigen" Polizeimann kommst, kannst Du mit diesem Wisch die schönsten Anstände haben."

Prokop erschrack dergestalt, daß seine Hand zitterte, als er das Papier zurück nahm, der Fuhrmann bemerkte es und sagte begütigend:

„S' wird so arg nicht werden: die Polizei ist lange nicht so schlimm, als man sie macht. Sei hübsch demüthig und verleg Dich auf's Bitten, — das haben sie gern."

Prokop gelobte es hoch und theuer, während ihn der Fuhrmann in die sogenannte „Schwemme" des Gasthauses führte, die mit Fuhrleuten, Handwerksburschen und Eisenbahnarbeitern angefüllt war und wo auf einen Wink des hier wohlbekannten Stammgastes Botzenhart, alsbald ein Teller mit kaltem Selchfleisch und Brod vor dem Ausgehungerten stand, der mit unbeschreiblicher Wonne und Thränen des Dankes sich diese Genüße schmecken ließ, welche der Fuhrmann noch dadurch erhöhen wollte, daß er zu wiederholten Malen dem Knaben das volle Weinglas reichte. Allein der bescheidene Prokop netzte dankend nur die Lippen und wenn Botzenhart selbst seine Kupfernase in dem „Halb-Stutzen" verschwinden ließ, da wagte es der Dankbare wohl ein kleines Stückchen von dem Fleische seinem Freunde Braschl zukommen zu lassen, der wedelnd auf der Erde saß und den Essenden mit jener Theilnahme betrachtete, welche Hunde in Wirthshäusern stets für fleischverzehrende Individuen äußern.

Endlich war der Teller leer gegessen, das letzte Stückchen Brod vertilgt und Botzenhart sagte schmunzelnd:

„Na, wohl bekomm's, s' scheint Dir geschmeckt zu haben."

„Ach ja! ach ja!" rief der Gesättigte, „vergelt's Gott tausend Mal!"

„Und nun, mein Junge, vorwärts auf den Weg"

„In Gottesnamen!"

Prokop stand auf, nahm sein Bündel, küßte dem Fuhrmann, der ihm noch einen Silberzehner als Wegzehrung gab, die Hand, ohne daß es dieser hindern konnte, nahm Abschied von seinem Freunde Braschl, der noch ein gutes Stück mit ihm rannte, und wanderte dann auf die

Tabor-Linie zu, während Botzenhart sich wieder zu seinem Wein setzte.

Als aber auch Braschl wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt war und Prokop Hlaby nach dieser Episode, die zu den glücklichsten seines jungen Lebens gehörte, sich wieder allein, ganz allein auf der Straße sah, da fiel ihm seine Einsamkeit und Verlassenheit doppelt schwer auf's Herz, und änstigend starrten ihn die fernen Häuser-Massen der Kaiserstadt an, die wie schwarze Riesen in die Abend-Dämmerung hineinragten. So jung er war, so hatten doch die Lehren seiner Mutter im Verein mit des Lebens trauriger Wirklichkeit, die er nur zu frühe kennen gelernt, seinem Geiste eine Frühreife aufgenöthigt, vermöge welcher er recht wohl einsah, welch' ungeheures Wagniß es für ein armes, der deutschen Sprache nicht mächtiges, schwächliches Kind sei, in der fremden Stadt sein Brot zu suchen. Dazu die Erwartung des Empfanges bei dem Manne, an den der Brief seiner Mutter lautete, die Furcht vor der Polizei, welcher er Red' und Antwort stehen sollte, — der mächtige Eindruck der großen Stadt mit dem sie hoch überragenden Stephansthurm! War es ein Wunder, wenn sein Herz lauter und lauter schlug, je näher er dem schwarz und gelb gestreiften „Holzgatter" der Tabor-Linie kam, welcher die Pforte seiner Zukunft, der Eingang zu seinem Glücke oder zu seinem Untergange werden mußte?

Es stand damals außer der Linie links zwischen den schlanken Bäumen der jetzt größtentheils ausgehackten Au ein steinernes Standbild des h. Johannes von Nepomuk, des berühmten Beichtigers, welchen König Wenzel der Faule, weil er das Beichtgeheimniß zu verletzen standhaft sich weigerte, von jenem Punkte des Brücken-

geländers, den noch jetzt das Volk von Prag küßt, wenn es von der Altstadt oder Neustadt nach der Kleinseite wandert, in die brausenden Wellen der Moldau stürzen ließ, und der als Märtyrer in Böhmen eine Verehrung genießt, wie kein anderer Heiliger, eine Verehrung, die sich nicht nur bis Mähren und Oesterreich, sondern selbst tief in die Steiermark und in's Ungarland hinein erstreckt. Die Nepomuk-Säulen an den Landstraßen, auf Plätzen und an Brunnen finden sich allenthalben in den gedachten Ländern, — auch in der Au vor der Tabor-Linie befand sich damals noch eine solche; ob sie jetzt noch dort, ob mit dem Verschwinden der Au nicht auch der Nepomuk verschwunden, um einem Zinshause Platz zu machen, weiß ich wahrhaftig nicht zu sagen.

Den kleinen Prokop ergriff aber der Anblick des wohlbekannten Bildes hier am Eingange der ersehnten und gefürchteten Kaiserstadt, mit unendlicher Gewalt. Wie eine Mahnung aus der Heimath, wie ein Trost von oben, wie ein ermuthigender Zuruf aus dem Jenseits, erschien ihm das plumpe, staubige Steinbild und nicht enthalten konnte er sich, nieder zu knien vor dem Landes-Patron und mit lauter Stimme zu beten:

„O heiliger Johann von Nepomuk! ich grüße Dich und verehre Dich, Du aller Böhmen Vater und Freund, ich danke Dir, daß Du durch Deine heilige Fürsprache mich glücklich hierher gebracht hast, auf dem weiten Weg, in Noth und Armseligkeit. Ich bitte Dich, steh mir auch ferner bei und verlaß mich nicht. Du weißt es ja heiliger Johannes von Nepomuk, ich bin immer ein folgsames Kind gewesen, hab' immer fleißig gebetet und meine arme Mutter lieb gehabt, wenn auch das ganze Dorf sie verachtet und verlassen hat. Ging's mir

doch selber auch nicht besser; wollten doch nicht einmal die Kinder mit mir spielen, und in der Schule mußte ich auf einer Bank allein sitzen, als ob ich die Blattern gehabt hätte. Ach! was muß so ein armer Mensch ausstehen auf der Welt, Du hast es ja selbst auch erfahren, hochheiliger Johann von Nepomuk, Dich haben sie ja gar ins Wasser gestürzt. Dafür bist Du aber auch jetzt der Erste im Himmel oben und kannst alle Tage mit unserm Herrgott reden und mit unserm Herrn Jesus Christus. O bitte bei ihnen für ein armes Kind, das Dein Landsmann ist, auf daß ich da drinnen in der großen Stadt, wo es so viele gute Menschen geben soll, auch ein paar finde, die sich meiner annehmen, damit ich mein ehrliches Fortkommen finde und ein Stückchen Brot meinen Hunger zu stillen. Darum bitte ich Dich, verlaß mich nicht, heiliger Johann von Nepomuk, Du Schutz und Beistand aller wahren Czechen. Ich vertraue mich in Deine Hand und in die Obhut unserer lieben Frau. Amen!“

Dieses seltsame Gebet, das in seiner kindischen Naivetät, in seiner glühenden Andacht und drolligen Zuversicht Jedem, der es hörte, ein Lächeln abgenöthigt haben würde, hatte gleichwol die mächtige Wirkung, die jedes Gebet hervorbringt, das nicht geist- und gedankenlos nach der altgebrachten Formel hergeplappert wird, sondern frisch und warm aus dem Born eines andächtigen Herzens quillt; es stärkte und erquickte den Betenden wundersam und gab ihm Muth und Zuversicht, die Stadt zu betreten, die das Ziel seiner mühevollen Reise gewesen.

Er bedurfte des Muthes und der Kraft, denn kaum hatte er den Fuß zur Linie hineingesetzt, so erblickte er

auch schon einen Herrn in grauer Uniform mit grünen Aufschlägen, den Czako auf dem Kopf, den Stock, das vormärzliche Zeichen der Corporalswürde in der Hand, mit einem Wort den an der Linie Dienst thuenden Polizei-Corporal.

Dem armen Buben schlotterten die Kniee, gleichwohl wagte er es nicht auszuweichen, sondern in Folge jenes mysteriösen Zwanges, der das arme Vöglein in den züngelnden Rachen der Klapperschlange treibt, schritt oder vielmehr wankte auch der arme Prokop auf den Mann der Justiz zu, der für ihn in diesem Augenblick der wichtigste Mensch auf der Welt, der unumschränkte Gebieter über Leben und Tod war.

Allein der Zufall, der Beschützer der Unmündigen und Liebenden, wollte es, daß der Corporal heute gerade bei besonders guter Laune war. Vor einer Viertelstunde hatte seine geliebte Köchin beim Wasserholen, mit Hinterlassung der „Butte“ beim Brunnen, einen Abstecher zu ihm auf den Posten gemacht, um ihm die freudige Nachricht zu bringen, daß ihr „die Frau“ für morgen, Sonntag, einen „Ausgang“ erlaubt habe und da auch der Herr Korporal morgen zu Mittag abgelöst werden mußte und folglich den ganzen Nachmittag zur freien Verfügung hatte, so war zwischen beiden ein Spaziergang in den Prater mit dazu gehörigem Wirthshausbesuch, Harfenisten-Anhören, Ringelspiel u. s. w. verabredet worden, und die Aussicht auf diesen vergnügten Nachmittag erfüllte den Herrn Corporal, auch nach Entfernung seiner „Amourschaft“ mit so nachhaltiger Rosen-Laune, daß das Aufdrehen seines mächtigen rothen Schnurrbartes weit eher der Ausdruck selbstzufriedener Behaglichkeit, als das Zeichen martialischer Barschheit war.

All das konnte nun freilich der kleine Prokop nicht wissen, der sich zitternd nahte und in einer Entfernung von zehn Schritten stehen bleibend, den Reise-Erlaubniß-Schein des Herrn Richters von Krasnec hoch empor hielt.

Der Korporal, der es wahrscheinlich unter seiner Würde fand, ein so unbedeutendes Wesen zuerst anzureden, drehte, ohne eine Sylbe zu sprechen, mit der linken Hand seinen Schnurbart, mit der rechten schwang er den Stock und machte eine näher winkende Bewegung, welche den kleinen Czechen, der sie falsch verstand, mit nicht geringem Schrecken erfüllte.

Demüthig, wie ein Hund dem Herrn zukriecht, der ihm mit der Peitsche droht, legte der arme Junge die zehn Schritte zurück, die ihn von dem Gefürchteten trennten.

„Prosim mili pane“, flüsterte er gar beweglich, seinen Schein hinhaltend.

„Ah, ein Böhme, an das hätt' ich denken können,“ sagte der Polizei-Corporal in böhmischer Sprache, das Papier gnädig entgegen nehmend und es entfaltend.

Ein freudiger Schreck durchzuckte den armen Prokop, als er die Sprache seines Vaterlandes aus dem Munde des Gefürchteten vernahm und noch obendrein in einer Reinheit und Sicherheit, die den klugen Jungen nicht zweifeln ließ, daß er es mit einem Vollblut-Czechen und Landsmann zu thun habe. Er glaubte steif und fest, der heilige Johann von Nepomuk habe eigens zu seinen Gunsten dieß Wunder gewirkt. Hätte Prokop Hlaby gewußt, daß die Polizeiwachmannschaft in der vormärzlichen Zeit zu fünf Sechstheilen aus Böhmen bestand, so würde ihm das anscheinende Wunder weit natürlicher vorgekommen sein.

Auch empfand er eine gewisse Befriedigung, eine Art geheimer Freude darüber — (wäre Prokop älter als elf Jahre gewesen, so würden wir es National-Stolz nennen) — daß er gleich beim Eintritte in die Kaiserstadt, den Sitz der Deutschen, zwei Landsleute in so bedeutenden Stellungen gefunden hatte, den Einen als steinernen Heiligen vor der Linie, den andern als amtirenden Polizei-Beamten innerhalb derselben.

Er sah daher dem Gefürchteten fast muthig in's Auge, als dieser sein Verhör begann.

„Woher?"

„Aus Böhmen."

„Das versteht sich von selbst," sagte der Corporal lachend, aber Böhmen ist groß. Von wo also; Dorf? Stadt?"

„Von Krasnec, zwei Stunden hinter Chotzen."

„Kreis?"

„Pardubitzer."

„Name?"

„Prokop Hlaby."

„Alter?"

„Elf Jahre."

„Religion?"

„Katholisch."

„Aeltern?"

„Todt."

Der Gestrenge verglich die Aussagen des Kindes mit den Angaben des Documentes, das er in Händen hielt, und sagte dann, befriedigt, wie es schien:

„Du kommst wahrscheinlich nach Wien, um eine Lehre zu suchen?"

„Ja, allergnädigster Herr."

„Das wäre recht gut,“ fuhr der Corporal fort, dem der von Prokop ihm oktroirte Titel zu schmeicheln schien, „aber hast Du auch Subsistenz-Mittel?“

„Je nun — ich —“ stotterte der arme Prokop, sich hinter den Ohren kratzend, „ach Du mein Gott! ich bitte allerunterthänigst um Verzeihung, ich verstehe nicht, was der gnädige Herr meint.“

„Ach wie dumm sind doch diese Böhmen, wenn sie nach Wien kommen,“ rief der Corporal aus, „und wie gescheidt werden sie, wenn sie eine Weile hier sind,“ setzte er mit dem Bewußtsein eines Mannes hinzu, der von seiner eigenen Gescheidtheit überzeugt ist, „ich meine, ob Du genug Geld hast, um leben zu können, bis Du die Lehre gefunden hast?“

„Ah, ja so! freilich! freilich!“ antwortete Prokop und in die Tasche seiner abgeschossenen, rothen Weste langend, zog er den Silberzehner hervor, den ihm der Fuhrmann Sebastian Botzenhart geschenkt hatte, und zeigte ihn dem Corporal.

„Das ist Alles!“ lachte der Gestrenge, „o Du einfältiger Bub! Da kommst Du keinen halben Tag aus.“

„Ich hab' auch einen Brief an einen Meister mit.“

„Laß sehen.“

Prokop übergab ihm den Brief seiner Mutter.

Der Corporal las die Adresse und sprach:

„Augarten-Straße, — nun, das ist nicht weit von hier, geh Du nur rechts, gleich dort durch den großen Garten, dessen Gitter man von hier sieht; mitten hindurch führt Dich der Weg bis zu einem steinernen Thor, dann stehst Du der Augarten-Straße gerade gegenüber. Adieu.“

„Also darf ich gehen, gnädiger Herr?“ fragte Prokop überrascht, so wohlfeilen Kaufs los zu kommen.

„Ei ja wohl; was denn?“

„O danke, danke!“ rief der arme Junge und küßte die Hand des Polizei-Soldaten, der gegen diese Huldigung nicht unempfindlich zu sein schien.

„Na geh' nur, geh' nur,“ sprach er, „'s wird schon dunkel, sonst findest Du nicht an Ort und Stelle. Sei brav in der Lehre, thu' gut, sei treu, fleißig und redlich und mach' Deinen Landsleuten keine Schande, sonst kommst Du in unsre Hände, und dann —“

Statt diesen Satz zu ergänzen, beschrieb der Corporal eine so charakteristische Elypse mit dem Stocke in der Luft, daß der arme Junge alle seine alten Schrecken aufs neue erwachen fühlte und mit einer Schnelligkeit, die man seinen wunden Füßen kaum zugetraut hätte, den Weg gegen den Augarten einschlug.

Er passirte das Gitter und folgte den wenigen Menschen, die durch die dunklen Alleen schritten; denn der Augarten, obwohl einer der größten und schönsten in Wien, ist selbst am Tage nur spärlich besucht, viel weniger noch am Spät-Abende. Der große Kaiser Josef II. ließ zwar ober seinem Eingang die goldenen Worte anbringen:

„Der ganzen Menschheit gewidmet von ihrem Schätzer.“

allein, es scheint nun einmal das Loos der josephinischen Geschenke zu sein, nicht gewürdigt zu werden.

Als er fast instinctmäßig das Thor gefunden und die Straße erreicht hatte, brannten bereits die Straßen-Laternen. Prokop war klug genug, das Wort Augarten-Straße, das er heute wiederholt gehört hatte, zu mer-

ken und mit seinem: „Prosim pane Augarten-Straße," fand er sich endlich in die gesuchte Straße hinein. Hier änderte er nun sein System und der Name Nowotny, den er mit abgezogener Mütze einem vor der Ladenthür stehenden Greißler, einer luftschöpfenden Tabaktraffikantin demüthig vorsagte, brachte ihn von Haus zu Haus, bis endlich an jenes, wo der Tischlermeister wohnte.

Sein Herz schlug fast hörbar, als er in den dunklen Hof trat. Ach! 's ist so schwer, sein Brot in der Fremde zu suchen und die Gastfreundschaft derer anzusprechen, von denen man nicht weiß, wie sie uns empfangen werden.

Der Hof war lang und schmal; an seinem Ende schied ein hölzernes Gitter ein kleines Hausgärtchen vom Hofe. Neben dem Gitter standen bedeutende Bretter-Vorräthe aufgeschichtet, das charakteristische Zeichen einer nahen Tischler-Werkstatt. Diesem hölzernen Pharus steuerte der arme, vom Sturme des Schicksals verschlagene Knabe zu und sein Instinct täuschte ihn nicht, denn neben der Bretterſäule fand er in einem ebenerdigen Gebäude Licht, und dieses Licht, so elend es war, zeigte ihm eine Tischler-Werkstatt mit Allem, was dazu gehört.

Hobelbänke, angefangene Arbeiten, halb zerschnittene Bretter, Leisten, Werkzeuge, Leimpfannen, u. s. w. standen und lagen ringsumher in jener malerischen Unordnung, welche nach gemachtem Feier-Abend in Werkstätten immer zu herrschen pflegt.

Die Gesellen waren wahrscheinlich zum Bier gegangen.

Die Lehrjungen, vier an der Zahl, übermüthige, erzschlimme, des Zwanges endlich entledigte Rangen, trieben sich lärmend, schreiend, lachend zwischen den Hobel-

bänken herum und führten eine Art Gefecht auf, bei welchem die von den Füßen gezogenen Haus-Pantoffeln die Stelle der Waffen vertraten.

Eine Unschlittkerze, im Halse einer Lackflasche steckend, beleuchtete mit zweideutigem Lichte diese pittoreske Scene.

Prokop stand stillschweigend im dunklen Hof und guckte zum Fenster hinein. So wenig ihm die wilden Jungen gefielen, so beneidete er sie doch, da sie bereits den Hausbrauch kannten.

Mit einem Male änderte sich die Scene.

Eine Seitenthüre ging auf und eine lange dürre Frau mit harten, schroffen, fast männlichen Zügen und einem ganz anständigen Bärtchen über den wulstigen Lippen trat ein, eine Schüssel mit Gemüse in den Händen, einen halben Laib Brot unter dem Arme.

Der Lärm verstummte augenblicklich, die Buben rührten sich nicht mehr, die Mützen flogen von den struppigen Köpfen. Die Frau sagte etwas in deutscher Sprache, was Prokop natürlich nicht verstand, aber er zitterte beim Klange dieser rauhen, unangenehmen Stimme, die ganz so tönte, als ob sie nur Böses sagen könnte. Die Buben holten aus einem Schranke jeder einen Teller und einen Löffel, setzten sich zum Tisch, auf welchem das Licht brannte, und die Frau legte jedem ein paar Löffel Gemüse vor, und schnitt ein dünnes Stückchen Brot dazu ab, womit das Souper eines Wiener Lehrjungen vollständig beendet ist.

Aus der Ehrfurcht, womit die vier Jungen der Frau begegneten, entnahm Prokop, daß er es mit der Meisterin zu thun habe. Einen Stoßseufzer betete er rasch zum h. Nepomuk und mit laut pochendem Herzen legte

er die Hand an die Schnalle der Thüre, welche aus dem Hofe in die Werkstatt führte, öffnete und trat ein.

„s'panem Bohem!“ sagte er, wo möglich noch demüthiger, als er den Polizei-Soldaten angeredet hatte.

Die Meisterin, — denn sie war es, — wendete sich um.

„Was gibt's?“, sagte sie, den Jungen mit finsteren Blicken anstarrend, „s'wird nichts ausgetheilt. Schon wieder so ein böhmischer Bettelbub, — ach ja! — wenn sie kommen nach Wien, da können sie winseln, s'panem Bohem hin, s'panem Bohem her, sind sie aber einmal was geworden, findet sich ein dummes Weib, das den Bettelbuben zum Herrn und Meister macht, dann spielen sie die Tyrannen, wenn man sich's gefallen ließe. — Fort! hinaus! Bettelbrut!“

Aus diesen Worten, die sie ungenirt vor den Lehrjungen herausstieß, wird der Leser wohl entnehmen, mit wem er es zu thun hat. Frau Nowotny führte wirklich in der ganzen Nachbarschaft den Namen „Madame Drach.“ Der arme Prokop verstand zwar nicht, was sie sagte, allein er fühlte es, und sein Herz schnürte sich krampfhaft zusammen.

Als einziges Gegenmittel gegen die drohende Handbewegung der Meisterin zog Prokop Hlaby den Brief seiner Mutter hervor und hielt ihn der Xantippe hin.

Madame Drach riß ihm das Schreiben aus der Hand.

„Schau! schau!“ höhnte sie, nachdem sie die Adresse beim Scheine der Unschlittkerze gelesen, „seit wann correspondirt denn die böhmische Sippschaft mit meinem Mann. Braucht Ihr gewiß was, Bettelvolk? Sollen Dich wahrscheinlich füttern, Hungerleider? Na, wir wollen ja sehen was der Herr von Nowotny dazu sagt wenn

er heim kommt. Mit meinem Willen bleibst Du nicht im Hause, — ich leide keinen „Böhm“ unter meinem Dach. Da nimm Deinen Brief! hinaus in den Hof! dort bleib sitzen bis der Herr kommt. Natzl, geh' um die böhmische Hausherrnköchin, sie soll's dem Bettelbuben sagen, — was ich wünsche. Hinaus jetzt!“

Prokop, am ganzen Leibe zitternd, drückte sich zur Thüre hinaus, während die Meisterin mit der leeren Schüssel in die Küche zurück rumorte, schimpfend und lästernd nach gewohnter Weise.

Die Hausherrnköchin, die in einem Rendezvous gestört, höchlich erbittert erschien, verkündete ihm den Befehl der Meisterin mit aller Herbigkeit und der arme Prokop sah wohl ein, wie wenig willkommen er in diesem Hause war.

Er setzte sich auf den Rand des Brunnens in dem dunklen Hofe, seine wunden Füße trugen ihn nicht länger.

Die vier Wiener Buben, dem Fremden nicht hold, gaben ihr Pantoffelgefecht auf und kamen heraus in den Hof, neckten ihn mit Reden, die er nicht verstand, und betheilten ihn mit um so verständlicheren Nasenstübern, Haar- und Ohr-Rissen. Er ließ es schweigend geschehen, bis sie des albernen Spieles müde in die Werkstatt zurück rasaunten und ihn allein ließen.

Da aber überkam ihn das Gefühl seiner Noth mit zehnfacher Wucht; er faltete die Hände und begann bitterlich zu weinen.

Armer Prokop!

Drittes Kapitel.

Meister Nowotny und Madame Drach.

Bevor wir den Stab unserer Erzählung weiter fortsetzen, sei es uns vergönnt ein paar Worte über das sonderbare Verhältniß zu sprechen, in welchem hier der Mann zum Weibe, der Meister zur Meisterin stand. Leider sind derartige Ehen häufiger als man glaubt, so häufig fast, daß der hier erzählte weniger als concreter Fall, denn als Generalisirung eines ganzen Genres gelten dürfte, das in den untern Volksschichten nur zu sehr überhand nehmend, tagtäglich Stoff zu den unerquicklichsten Genrebildern liefert.

Als rüstiger Geselle, mit dem Ränzel auf dem Rücken hatte Johann Nowotny vor zwölf Jahren seiner Vaterstadt Pilsen den Rücken gekehrt und war nach Wien gewandert, finster und mißmuthig, aus Ursachen, zu deren Erzählung wir alsbald veranlaßt werden dürften. Die Folgen dieses finstern Mißmuthes, welcher den männlichen Zügen des schmucken Burschen einen gewissen Ernst verliehen, der ihm ganz wohlstand, blieben nicht aus und zeigten sich zuerst in einem gewissen Zurückziehen von seinen Nebengesellen und in verdoppelter Anstrengung bei der Arbeit, die ihm zur einzigen Zerstreuung, zum Trost seiner einsamen Stunden geworden war, andererseits durch die Blicke, die ihm seine zur Witwe gewordene Meisterin zuwarf, und die er Anfangs in seiner Gedankenversunkenheit gar nicht beachtete.

Frau Magdalena Raith, die von ihrem verstorbenen Gatten ein blühendes Gewerbe, eine Werkstatt voll Holz und ein hübsches Sümmchen Zwanziger im Kasten als Hinterlassenschaft überkommen hatte, war nach dem Wiener-Ausdrucke eine „riegelsame Witfrau," die Gefallen an dem schmucken, ernsten Burschen fand, für den nicht nur ein vortheilhaftes Aeußeres, sondern besonders der Umstand sprach, daß er nicht wie seine Kameraden am Abend mit jeder Schürze unter dem Hausthore charmirte, noch weniger aber der verderblichen Gewohnheit des „Blaumachens"*) anhängend, um 6 Uhr früh am ersten Werkeltage bereits an der Hobelbank stand. Fleiß und Sparsamkeit waren in Frau Raith's Augen zwei Factoren, als deren Facit sich das Ziel aller ihrer Wünsche, ein behaglicher Wohlstand ergeben mußte, wenn wir auch nicht in Abrede stellen können, daß des stämmigen hübschen Czechen gefälliges Aeußere und Benehmen als dritter Factor in die Regel de Tri der klugberechnenden Tischlerswitwe einbezogen war. Der Abstand, der dadurch entstand, daß Johann erst fünfundzwanzig Jahre zählte, während Madame Raith bereits eine Dreißigerin war — (denn warum soll eine Frau mit neununddreißig Jahren sich nicht eine Dreißigerin nennen?) — und wurde ja dadurch wieder ausgeglichen, daß die Meisterin dem Gesellen ihre damals noch ziemlich hübsche Hand anbot, der anfangs höchlich ob dieses Antrages überrascht nach kurzem Besinnen, „Ja" sagte und

---

*) Die Sitte des Blaumachens oder Nichtarbeitens am Montage, der deßhalb auch der blaue Montag heißt, besteht trotz Allem, was dagegen geschah, selbst jetzt noch in den Wiener Werstätten wenn gleich nicht in allen.

mit der Hand der Meisterin auch von Meister Raiths Gewerb und Hinterlassenschaft Besitz nahm.

Der Hauptgrund, welcher den jungen Mann zu diesem entscheidenden Schritte veranlaßte, war jener dumpfe Groll, der nach einer unglücklichen Jugend-Liebe in der Brust des Mannes zurückbleibt, wo das Herz jede spätere Liebe für unmöglich haltend, mit einem gewissen Behagen sich selbst opfert, bloß um einer unwürdigen oder verlorenen Geliebten zu zeigen, daß man auch noch einen „Anwerth“ finden könne, eine Albernheit, die sich nur zu häufig in spätern Tagen durch die Erkenntniß rächt, daß man sein ganzes Leben verfehlt hat. Einen Nebengrund fand der Geselle auch darin, daß er hier rasch und leicht das Ziel jedes Arbeiters, Meisterschaft und Gewerb' erlangte, und sich eine Zukunft, eine Existenz gründete, die der arme Junge kaum je zu hoffen gewagt hatte und die ihm sogar die Möglichkeit bot, seinen armen Eltern im fernen Böhmerlande von Zeit zu Zeit eine kleine Wohlthat zukommen zu lassen, wogegen Frau Nowotny, da es selten und in höchst bescheidenem Maße vorkam, Anfangs nicht die geringste Einsprache erhob.

Allein seither waren, wie wir bereits erwähnt zu haben glauben, zwölf Jahre verflossen und die Verhältnisse hatten sich arg geändert. Allerdings war an die Stelle des einstigen Wohlstandes ein sichtbarer bürgerlicher Reichthum getreten, allein mit dem Reichthum war nicht das Glück gekommen; denn während Meister Nowotny, jetzt ein stattlicher Mann von sieben und dreißig Jahren, in der Blüthe des Mannesalters als ein würdiger Repräsentant des behäbigen, geldstolzen Wiener Bürgerthums gelten konnte, war Frau Nowotny ein altes Weib geworden, das seine ein und fünfzig Jahre

fortwährend mit den Dreißigern des Gemals verglich und da die Meisterin, wie wir wissen, zu rechnen verstand, so kam sie zu dem marternden Resultate, daß ihr Mann sie nicht lieben konnte und außer dem Hause jene Freuden suchen mußte, die ihm das eigene Haus nicht zu bieten im Stande war.

Die wüthendste Eifersucht marterte seit mehr als sechs Jahren das alternde Weib, das den jungen Mann liebte, aber diese Liebe nur durch fortwährendes Necken, Sticheln und Quälen kund gab, gewiß nicht das beste Mittel, um eine verlorene Liebe zurück zu gewinnen. Als nächste Folge stellte sich der Geiz ein, erzeugt durch die folternde Furcht, ihr Mann könnte ihr etwas „vertragen“, etwas einer Andern „anhängen!“ Gestachelt von diesen Dämonen ließ sie dem wackern Meister nicht einen Augenblick Ruhe, bis er, des ewigen Gezänkes müde, erbittert über den steten Vorwurf, daß sie ihn zu etwas gemacht, daß er ihre Wohlthaten an seine „böhmische Sippschaft“ verschwende, nach dem Hute griff und zur Thür hinaus stürmte, um im nächstbesten Wirthshause im Wein seinen Mißmuth zu ertränken.

Solch eine Scene hatte den Meister Nowotny auch an dem Tage aus dem Hause getrieben, an welchem Prokop Hlaby seinen Fuß über diese Schwelle des Unheils setzte.

Denn eine Hölle war dieses Haus zu nennen, das böse Weib war gefürchtet in der ganzen Nachbarschaft und der Name „Madame Drach“ nur zu wohlverdient. Am bösartigsten war sie, wenn ihr Mann außer dem Hause sich befand, da der marternde Zweifel, wo er sich in diesem Falle befinden könnte, ihre geängstigte Seele nicht einen Augenblick verließ.

Wir wissen, daß der arme Prokop in solch' einem Augenblick das Haus betreten hatte.

Auf dem Brunnen-Rande sitzend hatte der Waisenknabe die Thurm-Uhr der benachbarten Pfarrkirche bereits zehn oder zwölfmal schlagen gehört, oder mit andern Worten, es war eilf Uhr vorüber; die Ermüdung überkam ihn wohl Minuten lang, allein der Schlummer, der ihm die Augenlieder zudrückte, war kein erquickender, sondern ein unruhiger, ängstlicher, aus dem ihn von Zeit zu Zeit der Schlag der Thurm-Uhr oder das Knarren des Hausthores aufschreckte, wenn ein verspäteter Inwohner heimkehrte.

Die Hausherrnköchin, die dem armen Jungen den Befehl gebracht, im Hofe auf Meister Nowotny zu warten, hatte unter einem auch den Hausmeister davon verständigt, daß er den wartenden fremden Knaben nicht etwa zur Zeit der Thorsperre hinauswerfen möge, sondern seine Anwesenheit bis zur Heimkehr des Tischlermeisters dulde, und der Hausmeister hatte mit grober Gutmüthigkeit versprochen, er werde Herrn Nowotny beim Thorsperren auf den Wartenden aufmerksam machen.

Und so geschah es.

Etwa Viertel auf zwölf mochte es sein, als Herr Nowotny heim kam, ein Bißchen aufgeregt vom Weine, wenn auch nicht betrunken; — zu seiner nicht geringen Ueberraschung hörte er vom Hausmeister, als er diesem den damals üblichen kupfernen Sperrsechser in die Hand drückte, daß ein fremder böhmischer Knabe, der kein deutsches Wort verstehe, im Hofe, am Brunnen-Rande sitze und auf ihn warte.

„Hat er denn keinen andern Platz gefunden, um auf mich zu warten," fragte der Tischlermeister in

correctem Deutsch, mit ganz leisem böhmischen Accente, „ich meine doch, daß in der Werkstatt" —

„Da hat ihn die Frau von Nowotny nicht geduldet," erwiederte der Hausmeister, „Sie wissen ja, die Frau kann keinen Böhm' leiden."

Der Hausmeister schlug sich auf den breiten Mund, dem diese beleidigende Bemerkung entfahren war, allein Meister Nowotny, weit entfernt darüber böse zu sein, nickte bitter lächelnd, wie zustimmend mit dem Kopfe und schritt gedankenvoll auf den Brunnen zu, wo sein kleiner Landsmann saß.

Prokop, der in dem Kommenden den künftigen Gebieter vermuthete, war aufgestanden, faltete wie zum Gebete die Hände und sprach zitternd, leise:

„S'panem Bohem, lieber Herr."

Es lag etwas im Klange dieser Stimme, das dem Meister tief in's Herz drang und mit einer Milde, die man dem Handwerksmanne kaum zugetraut hätte, antwortete er:

„Gott grüße Dich, mein Kind, ich bin Meister Johann Nowotny, was willst Du von mir?"

„Ich habe Ihnen einen Brief zu übergeben," sprach Prokop demüthig.

„So! woher denn?"

„Aus Krasnec in Böhmen."

„Krasnec? Krasnec?" wiederholte der Tischlermeister verwundert, „den Namen habe ich nie gehört; ich wüßte nicht, wie ich dort zu Bekannten käme. Wer hat denn diesen Brief geschrieben?"

„Meine Mutter."

„Deine Mutter? wie heißt sie denn?"

„Maria Hlaby."

Der Meister zuckte zusammen, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, den Schrei gewaltsam unterdrückend, der seiner Brust entfahren wollte. Die Dunkelheit der Nacht, so wie die spannende Sorge, wie er aufgenommen werden würde, hinderten den armen Prokop, die Aufregung des Tischlers zu gewahren.

„Die Mutter läßt Sie grüßen," setzte er ängstlich hinzu, „und läßt Sie inständig bitten, Sie möchten den Brief lesen."

„Also lebt Deine Mutter jetzt in Krasnec?" fragte der Meister, der sich wieder gefaßt hatte, und dessen Weinnebel verflog.

„Sie lebt nicht mehr," erwiederte Prokop, „seit vier Wochen ist sie begraben, — den Brief gab sie mir auf ihrem Todtenbette."

„Todt? — Todt?" rief der Herr Nowotny schmerzlich, dann fuhr er mit der Hand rasch über die Augen und murmelte so leise, daß es der Knabe nicht hören konnte:

„Arme Marie!"

„Hier ist der Brief," sagte der Junge, denselben hinhaltend.

„Gib' her," sprach der Meister, das Schreiben entgegen nehmend, „und hat Dir Dein Vater auch einen Gruß an mich mitgegeben?"

Es lag eine gewisse Bitterkeit in den letzten Worten, die sich in Ueberraschung verwandelte, als der Sohn von Maria Hlaby versetzte:

„Meinen Vater habe ich nie gekannt."

„Wie?" rief der Meister im höchsten Staunen, „wie alt bist Du denn?"

„Elf Jahre."

„Und Du hast Deinen Vater nicht gekannt?“

„Nein,“ wiederholte der Knabe.

„Sonderbar? wie reimt sich das zusammen?“ murmelte Meister Nowotny für sich, dann setzte er laut hinzu:

„Aber es ist Euch doch gut gegangen in Krasnec, — Dir und Deiner Mutter?“

„Ach nein, lieber Herr,“ erwiederte Prokop, dessen junger Seele das Andenken erduldeten Elends tief eingeprägt war, „in Krasnec behandelte uns der letzte Kuhhirt mit Verachtung, obwohl die Mutter Tag und Nacht arbeitete, um das trockne Brod zu verdienen, das uns in der letzten Zeit auch ausging, als die Mutter in der Scheune bei der alten Hubosetz auf dem Stroh starb.“

„Also gelebt hat sie in Noth und Elend, gestorben ist sie in Jammer! — O es gibt einen Gott, der straft!“ rief der Meister mit jenem finstern Geist der Rache, der noch aus den Hußiten-Zeiten zu stammen scheint, aber alsbald milder werdend, flüsterte er vor sich hin:

„Arme, arme Marie!“

„Was meinen Sie, lieber Herr und Meister?“ fragte der Knabe, der den Ausruf Nowotnys nicht begriffen hatte.

„Ich meine, daß es gut wäre, wenn Du zu Bette gingest, denn Du mußt müde sein.“

„Ach ja,“ seufzte der Knabe.

„So komm.“

Der Meister schritt auf die Werkstätte zu, Prokop hinkte hinten drein; Herr Nowotny öffnete mit einem Hauptschlüssel und trat in die erste Stube der Werkstatt, die von einem kärglichen Nachtlämpchen erleuchtet die vier Lehrjungen zeigte, die in ziemlich anständigen Betten den gesunden Schlaf der Jugend schliefen.

Der Meister stieß einen gellenden Pfiff aus, die Jungen, denen dieser Pfiff nur zu wohl bekannt war, fuhren schlaftrunken in die Höhe und wollten aus den Betten springen.

„Bleibt!" befahl der Meister, „'s'ist noch nicht Tag."

Diese Kunde schien den Buben sehr angenehm zu sein.

„Bloß der Peter steht auf," fuhr der Meister fort, „und legt sich zum Seppl."

Obwohl der Peter diesen sonderbaren Befehl nicht zu begreifen vermochte, so kroch er doch aus dem warmen Neste und verfügte sich gehorsam zu seinem Schlafkameraden, der über diese nächtliche Einquartierung eben nicht besonders erfreut schien.

„Zieh Dich aus," sprach Herr Nowotny gütig zu Prokop, „Deine Kleider lege hier auf die Hobelbank und Dich selbst in Peters Bett. Morgen in der Früh werde ich selbst kommen Dich zu wecken, und das Weitere abzumachen, Gute Nacht."

Und Meister Nowotny ging, nachdem Prokop seine Hand geküßt und alle Segenswünsche auf sein Haupt herab beschworen hatte.

Als der Meister draußen war, und das Schnarchen der Lehrjungen verrieth, daß die nächtliche störende Episode keinen nachhaltigen Eindruck auf die Novizen der edlen Tischlerzunft gemacht habe, entkleidete sich Prokop leise, geräuschlos, um seine künftigen Collegen ja nicht aus dem Schlummer zu wecken, dann kniete er am Bettfuße nieder und betete ein andächtiges Dankgebet zum Herrgott und zu den beiden wirksamen Fürsprechern, der h. Jungfrau und dem h. Nepomuk, die ihn glücklich so weit gebracht hatten, daß er ein Obdach im Hause eines Mannes gefunden, der von allen Leuten, die seine Mut-

ter kannten, bis jetzt der Einzige war, der von seiner lieben Mutter nicht mit Verachtung gesprochen hatte.

Dieser Gedanke hatte etwas so Süßes für ihn, daß er ihn in den Schlaf hinüber nahm, der den armen Waisenknaben bald in seine Arme schloß.

Während dem war Meister Nowotny, sinnend und ernst über den Hof gegangen und hatte sich in sein Schlafgemach begeben, das durch ein großes Zimmer und ein Kabinet vom Schlafgemach der Meisterin getrennt war.

Die beiden Gatten hielten es seit Jahren so.

Herr Nowotny trat in sein einsames Kabinet, legte den Brief auf den Tisch, nahm den Hut ab und trocknete sich die schweißbenetzte Stirne.

Dann machte er Licht, und nachdem er die Adresse des Briefes gelesen, legte er ihn mit zitternden Händen wieder auf den Tisch, ohne ihn zu erbrechen, ging einige Male im Zimmer auf und nieder und begann dann sich langsam auszukleiden, während er vor sich hinmurmelte:

„Also in Elend ist sie gestorben? Das also war das Ende des gepriesenen Glückes, das sie machen sollte. — O! — wir haben es beide schlimm getroffen! — Aber ich verstehe den Zusammenhang nicht. Hat sie der Graf verlassen, wie es wahrscheinlich ist, warum hat er dann nicht für Mutter und Kind gesorgt? Denn des Grafen Kind muß der Bube sein, — seine elf Jahre passen genau. Was ist da vorgefallen? Der Graf war ein Ehrenmann, ein Mann voll Güte und Freundlichkeit, — das habe ich allgemein gehört, als ich mich um ihn erkundigte, ehe ich Prag verließ. Er hätte gewiß sein Kind und die Mutter seines Kindes nicht Noth leiden

lassen. Was muß da geschehen sein? — Ich zerbreche mir vergebens den Kopf."

Wieder ging er ein paar Mal im Zimmer auf und nieder.

„Narr der ich bin," sagte er endlich stehen bleibend, „da zermartere ich mir das Gehirn um etwas zu errathen, was sich gar nicht errathen läßt und vor mir auf dem Tische liegt der Brief, der vielleicht alle die Aufschlüsse enthält, die ich benöthige. Das Zittern, das mich befiel, als ich die Schrift Mariens sah, wird sich doch auch wohl überwinden lassen, — s'wär doch eine Schande, wenn ein Mann, der ein anderthalb Klafter langes dreizölliges Brett wie eine Latte hebt, nicht im Stande wäre einen armseligen Brief ohne Zittern zu halten."

Und Meister Nowotny rückte sich einen Stuhl zum Tisch, setzte sich, putzte das Licht und erbrach dann mit muthiger Hand das Schreiben.

Es war in böhmischer Sprache geschrieben, die Schrift klein und zierlich, der Styl fließend, die Ortographie so correct, wie man sie bei Damen selten findet. Oben auf standen die Worte:

„Mein lieber Johannes!"

Als Meister Nowotny diesen zärtlichen Namen las, den er seit Jahren nicht bekommen hatte, da schoß ihm das Wasser in die Augen und trotz seines festen Vorsatzes begannen seine Hände abermals zu zittern, und er mußte den Brief aus der Hand legen, um sich zu fassen und die nassen Augen zu trocknen.

Dann nahm er das Schreiben wieder zur Hand und begann zu lesen:

„Mein lieber Johannes!

„Ich gebe Dir diesen Namen, den ich Dir im Leben nicht mehr zu geben gewagt hätte, weil ich eine Sterbende bin und weil der Tod Muth macht.

„Wer im Sterben liegt, hat nichts mehr zu fürchten, die Furcht begleitet nur die Lebenden.

„Wirf diesen Brief nicht mit Verachtung von Dir. Lies ihn zu Ende es hat ihn jene Hand geschrieben, die Du einst Dein nennen wolltest.

„Bei dem Andenken Deiner einstigen Liebe zu mir beschwöre ich Dich: Lies ihn zu Ende!

„Was ich an Dir verbrochen, habe ich bitter gebüßt. Lasse elf Jahre, in gränzenlosem Elend verlebt, als eine Sühne für das gelten, was ich an Dir gesündigt. Oft wenn mich Verzweiflung erfaßte, hielt mich der Gedanke aufrecht: Gott ist gerecht und er straft mich für das, was ich an Dir gethan.

„Verzeih, Johannes, verzeih, — gib mir Deinen Fluch nicht nach in's Grab, damit die Sünden der schuldigen Mutter nicht auch an ihrem armen, unschuldigen Kinde heimgezahlt werden.

„Höre mich an.

„Der Graf, dessen Name hier nicht genannt werden darf, war der beste, edelste Mensch, sein Kind, mein Kind, wäre berechtigt seinen Namen zu führen.

„Allein der Graf starb plötzlich. Er verließ mich mit lächelnder Miene und wenige Stunden darauf sah ich ihn als blutenden, zerschmetterten Leichnam wieder.

„Ich, die ich im siebenten Monate schwanger war, stürzte ohnmächtig zu Boden.

„Als ich zu mir kam, da hatte sich Alles fürchterlich geändert. Böse Menschen, die ich nicht nennen darf,

umgaben mich, man behandelte mich wie eine gemeine Straßen-Dirne, man verhöhnte mich, als ich behauptete, das Kind, daß ich unter dem Herzen trug, sei des Grafen Kind, — man meinte, eine Metze, wie ich, sei klug genug, um aus einem Dutzend Väter den reichsten herauszusuchen, man nahm mir Alles, was mir die Güte des Grafen geschenkt, selbst die Papiere, die sich auf unser Verhältniß bezogen, und stieß mich ohne einen Kreuzer Geld wie eine Bettlerin auf die Straße."

Meister Nowotny konnte nicht weiter lesen, zähneknirschend legte er den Brief aus der Hand und trocknete die abermals naß gewordenen Augen.

Erst nach einer Pause nahm er den Brief wieder und las die traurige Fortsetzung:

„Jene Leute, mit denen ich früher in Berührung gewesen, zogen sich höhnisch, schadenfroh oder mit einem mitleidigen Achselzucken vor der schwangern Bettlerin zurück, statt dessen drängten sich schmutzige Juden, Gauner und elende Kupplerinnen an mich. Ich fühlte es, daß diese nicht aus eigenem Antrieb kamen, daß sie gesendet waren, von einem geheimnißvollen Feinde, den ich nie zu Gesichte bekam, und der es gleichwohl darauf abgesehen hatte, mich physisch und moralisch zu verderben und meine Liebe zu dem todten Grafen als das gemeinste, schmutzigste, berechnetste Dirnen-Verhältniß hinzustellen.

„Gott weiß es, daß ich dem Grafen mehr war, als seine Geliebte!

„Jene elenden Helfershelfer meines unbekannten Feindes umgarnten mich dergestalt, das ich verzweifelnd fast keinen Ausweg fand und daß ich es beinahe als eine Wohlthat ansah, als mich die Polizei plötzlich aufgriff und mittelst Schub in meine Heimath nach Krasnec sendete!

Nowotny legte den Brief abermals aus der Hand und trocknete die Augen; dann las er weiter:

„Du magst Dir vorstellen, wie ich dort empfangen ward. Die Kunde, daß ich zu Prag in seidnen Kleidern gesehen worden, daß ich in prächtigen Zimmern wohne, war bereits in's Gebirgs-Dorf gedrungen und hatte den Neid der Leute erregt. Ebenso groß war daher auch die Schadenfreude, als sie mich in solchem Zustande und mit solcher Fahrgelegenheit ankommen sahen. Giftige Zungen erfanden eine Geschichte voll Schmach, ich war der Gegenstand der allgemeinen Verachtung.

„Das letzte Kleinod, ein goldnes Kreuzlein mit einem Rubin, das ich auf der Brust getragen, und welches den Späherblicken meiner Feinde entgangen war, verkaufte ich an den Juden Aaron Boskowitz in Chotzen; die wenigen Gulden, die ich dafür bekam, reichten hin, mich kümmerlich bis zu meiner Entbindung zu erhalten.

„Ich genas eines Knaben, es ist derselbe, der Dir diesen Brief bringt, vor Gott der rechtmäßige Sohn und Erbe des Grafen, — das Kind meiner Schmerzen, getauft mit meinen Thränen.

„Elf Jahre erhielt ich ihn mit meiner Hände-Arbeit — in steter Furcht, meine Feinde könnten mir auch noch das Letzte rauben, was ich auf dieser Welt besaß. Ich hielt ihn in gänzlicher Unwissenheit über seine Herkunft, ich gewöhnte ihn daran, die Verachtung, mit welcher man Mutter und Kind in Krasnec behandelte, als eine wohlverdiente hinzunehmen, damit nicht etwa ein sich selbst fühlender Stolz, eine hochfahrende Aeußerung unsern Feinden das Grafenkind verrathe, denn sie würden — ich kenne sie, — selbst vor einem Morde nicht zurückschaudern.

Und darum, Johannes, lautet meine letzte Bitte an Dich: Verschweige auch Du meinem Kinde, was Du von den frühern Verhältnissen seiner Mutter, was Du von seinem Vater weißt. Erziehe die arme Waise zu einem tüchtigen Handwerker, die Dunkelheit des Arbeiter-Standes wird ihn vor den Gefahren bewahren, denen ihn jede Berührung mit dem Stande seines Vaters unfehlbar aussetzen würde. Lehre ihn, das werden, was Du selbst bist, ein fester, ernster, willensstarker, ehrenwerther Mann; — mein Prokop hat ein gutes, sanftes, dankbares Gemüth, er wird durch Liebe und Anhänglichkeit Dir das vergelten, was Du an dem verwaisten Kinde des Grafen und — der Bettlerin thust.

„Ach! ich spreche bereits davon, wie Du ihn erziehen sollst, und ich weiß doch noch nicht einmal ob Du ihn aufnehmen wirst. — Doch nein! — ich kenne Dein Herz, Du wirst ihn aufnehmen, — Du wirst einen kleinen Theil jener Liebe, die Du für mich gehegt, auf das arme Kind übertragen, welches ja nichts dafür kann, daß seine Mutter Dich verrathen hat.

„Mit dieser festen Voraussetzung sterbe ich, — ich weiß, mein Kind wird einen Vater an Dir finden. Lebwohl, Johannes, erlaube mir, im Geiste Deine biedre Hand zu drücken, — der Händedruck einer Sterbenden, und wäre sie auch so elend und verachtet, wie ich, entehrt Dich nicht. Noch einmal bitte ich Dich, Du mögest mir verzeihen um der Leiden unseres Erlösers willen, um der Leiden willen, die ich selbst erduldet, als ich durch elf Jahre mit meinem erschöpften Körper Tag und Nacht arbeitete, um meinem Kinde das tägliche Brot zu verschaffen. Doch nun ist meine Kraft zu Ende, den letzten Rest derselben habe ich verwendet, um Dir diesen

Brief zu schreiben. Es ist vollbracht! Gott mit Dir, Johannes, und mit meinem Kinde. Verzeihe Du mir, wie ich hoffe, daß mir der Ewige verzeihen wird, wenn ich hinüber komme. Amen."

„Krasnec den 17. Juni 1840.

„Anna Maria Hlaby."

Meister Nowotny ließ den Brief aus der Hand gleiten, legte die beiden verschränkten Arme auf den Tisch, den Kopf darauf und weinte bitterlich, wie man nur um die todte Liebe seiner Jugend weinen kann.

Die Kerze auf dem Tische war herab gebrannt und warf unsichere, trübe Streiflichter auf das bürgerlich anständige Möbelwerk des Zimmers, so daß fast im gespenstischen Halbdunkel die weiße Gestalt erschien, die leise, von Herrn Nowotny ungesehen und ungehört zur Zimmerthüre herein huschte. Es lag etwas Dämonisches in dem funkelnden Blicke, in dem schleichenden Gange, mit dem die Gestalt sich bis unmittelbar hinter den Rücken des Sitzenden schob und über seine Schulter nach dem Briefe auf dem Tische schielte.

Und es war ja auch ein Dämon, — ein schlimmerer Dämon als die Hexen und Kobolde der Kindermärchen, ein böses Weib von Eifersucht gestachelt, die Gattin des Meisters Nowotny, Madame Drach von der Nachbarschaft genannt.

Das alternde Weib, das der stets nagende Wurm im Herzen nicht schlafen ließ, hatte mit dem Falken-Auge der Eifersucht Licht im Zimmer ihres Mannes gesehen. Rasch war sie aufgesprungen, hatte ein Nachtkleid übergeworfen, das sie keineswegs reizender machte, und war mit aufgelöstem Haar und bloßen Füßen durch die beiden

Gemächer geschlichen, welche die einsamen Betten der beiden Gatten trennten. An der Thüre vor ihres Mannes Zimmer still haltend, hatte sie den Meister im Gemach laut schluchzen gehört. Das war zu viel für ihren nie ruhenden Argwohn. Leise, mit der Vorsicht des Diebes drückte sie die Thüre auf und schlich hinter ihn.

Ihr von Angst und Wuth funkelnder Blick fiel auf das Schreiben, sie strengte ihre Augen übermäßig an, um seinen Inhalt zu erspähen, kam aber nicht weiter als bis zu der Erkenntniß, daß der Brief in böhmischer Strache geschrieben, also völlig unverständlich für sie war.

Da konnte sie ihrer Seele Bangen und Zorn nicht länger bemeistern; sie legte ihre gelben abgemagerten Finger auf des Meisters Schulter, wie der Geyer seine Krallen in's Fleisch seiner Beute schlägt, und flüsterte mit der tonlosen Stimme des Argwohns:

„Was thust Du denn da?“

Meister Nowotny sprang auf, als ob ein böses Reptil seinen Gifthauch ihm in's Ohr geblasen hätte, und den Brief in die Hand nehmend, verschränkte er die Arme über der Brust, blickte finster auf das Weib und antwortete nichts.

„Was Du da thust, frage ich?“ rief die Meisterin, deren Stimme durch die wachsende Erbitterung bereits an Klang gewann.

„Du siehst es ja,“ antwortete Nowotny sanfter, als es die herausfordernde Frage verdiente, „ich habe einen Brief gelesen.“

„Dazu wär' bei Tage Zeit gewesen. Aber freilich da hat man anderes zu thun. Nun, was ist's denn so wichtiges, das *sie* Dir schreibt.“

In den Tiraden von Madam' Drach spielte nämlich immer eine imaginare „sie" die Hauptrolle, — das Weib vermochte dieser „sie" weder Gestalt noch Namen zu geben, aber „sie" wurde immer als vorhanden angenommen.

Zufällig paßte dießmal die Voraussetzung so sonderbar zum Inhalte des Briefes, den Meister Nowotny so eben gelesen, daß ein trüber Schatten über sein männlich ernstes Gesicht flog.

„Es muß etwas sehr rührendes sein," fuhr der Drache fort, „denn Du hast ja sogar geweint. Oder hab' ich Dich etwa nicht schluchzen gehört, he?"

„Allerdings habe ich geweint, und noch dazu recht bitterlich."

„So? Nun da muß der Wein Dir bei den Augen heraustropfen, denn ich sehe nicht ein, was für einen Grund Du zum heulen haben könntest, Du, der Alles auf der Welt besitzt, was ein Menschenherz nur wünschen kann, Geld, ein gutes Geschäft, ein braves Weib" —

„Und so weiter, und so weiter," fiel ihr der Meister in's Wort, „ich weiß schon, was ich Dir Alles verdanke, Du hast mir's ja oft genug gesagt."

„Warum weinst Du also?"

„Weil ich traurig bin."

„Warum?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Aha! Geheimnisse hat der Herr Gemahl! So? Woher ist denn der Brief, den Du in der Hand hältst, wenn man fragen darf?"

„Aus Böhmen."

„Wer hat ihn denn gebracht?"

„Der arme Bub, den Du wie einen Hund vor die Thüre gestoßen, obwohl er von weiter Reise erschöpft ist, so daß ihn kaum noch die wunden Füße tragen.“

„Ei was! soll verrecken, die Bettelbrut!“

„Weib!“ fuhr der Meister auf, doch noch einmal bezähmte er sich und sagte:

„Freilich! freilich! ganz natürlich, wie soll Gefühl und Mitleid für ein Kind im Herzen eines Weibes wohnen, das selbst nie Kinder gehabt hat.“

Frau Magdalena Nowotny wurde leichenblaß; — das war die empfindlichste Stelle ihres Wesens; die Wunde, die ihr hier beigebracht wurde, brannte wie Feuer. „O, gegen honnetter Leute Kind hat man schon Gefühl, gegen zusammen geklaubte böhmische Bettelkinder, deren Mutter vielleicht irgendwo auf dem Mist verdorben —“

Weißer Schaum trat auf des Meisters Mund.

„ — und die jetzt nach Wien kommen, um Dir zu helfen, wenn Du dein braves Weib bestiehlst, Du hergelaufener, schlechter Kerl.“

Wer des Meisters blaßes Gesicht, seinen feuersprühenden Blick in diesem Momente gesehen hätte, der würde mit Zuversicht behauptet haben, im nächsten Augenblicke müsse des Tischlers nervige Faust die Lästerzunge niederschmettern. Allein noch einmal faßte sich der wackere Meister, er warf einen Blick auf das Bild des Gekreuzigten an der Wand, als ob er ihn um Muth und Ausdauer anflehen wollte, faltete dann die Hände, in denen er noch immer den Brief hielt, wie zur Bitte, und mit einer Weichheit in Ton und Miene, die man ihm kaum zugetraut hätte, sprach er:

„Magdalena, ich rathe Dir's, geh' nicht zu weit. Alles auf der Welt hat seine Gränzen und die größte

menschliche Geduld läßt sich erschöpfen. Der arme Bub wird Dich so wenig bestehlen, als ich, — er verlangt ja nichts als ein Stück Brod, das wir jedem andern Lehrjungen auch geben müssen, und das armselige Bett, um sein müdes Haupt niederzulegen. Du weißt, ich nehme selbst nicht gern einen Böhmen in's Haus, weil ich nur zu gut weiß, daß Du sie nicht leiden kannst" —

„Weil der beste nichts nutz ist," belferte Madame Drach darein.

„Ja, ja, — ganz recht, — aber bei dem armen Jungen wirst Du eine Ausnahme machen."

„Warum?"

„Weil er ein Waisenkind ist, daß Niemanden auf der Welt hat."

„Ist er zu Dir verwandt?"

„Nein."

„Was geht er Dich also an?"

„Er ist — er —"

Der Meister stockte, der Drache faßte es alsogleich auf:

„Er ist ein Bankert des Herrn Nowotny, den man vor Jahren in irgend einem böhmischen Nest zurückgelassen hat, und den jetzt die Mama Metze schickt, weil sie schon ein paar Dutzend solcher Tagdiebe beisammen hat."

Die Leichenbläße, welche das Gesicht des Meisters bei diesen Worten überzog, war schauerlich anzusehen, — seine Lippen zitterten nicht minder als seine Hand, als er zu dem Christusbilde tretend zwei Finger auf die schlichte Goldrahme legte und feierlich sprach:

„Ich schwöre Dir bei unserm gekreuzigten Herrn und Heiland und bei meinem Seelenheile, daß das Kind nicht mein Kind ist."

„So? — nun dann —“ erwiederte die Frau, etwas gemäßigter, denn die ernsten Worte des Meisters hatten auch sie erschüttert, allein alsbald gewann die böse Natur wieder die Oberhand bei ihr und mit höhnischem Lachen schrie sie:

„Ei was! Glaubst Du vielleicht, ich lasse mich durch die Komödie täuschen, die Du mir vorspielst. So ein schlechter Kerl, der seinem Weib den Eid bricht, schwört auch jeden andern falschen Eid, um seinen Bankert in ein ehrliches Haus einzuschwärzen.“

Nowotny war fassungslos über so viel Bosheit.

„Weib! Weib!“ sagte er mit keuchendem Athem, „was soll ich thun, um Dich zu überzeugen, daß Du dich irrst?“

„Von wem ist der Brief?“

„Von der Mutter des Buben.

„Aha!“

„Sie ist todt,“ sprach der Meister tonlos.

„Und schickt Dir jetzt Dein Kind, das kennen wir schon. Das Nähere steht im Brief; wenn Du ein reines Gewissen hast, so laß mir den Brief lesen.“

„Er ist böhmisch geschrieben, — Du kannst ihn doch nicht verstehen,“ erwiederte der Meister und hielt ihr, um sie zu überzeugen, arglos das Schreiben hin.

Mit einem raschen, kecken Griffe riß die Furie den Brief aus den Händen des darauf nicht gefaßten Meisters und das Papier hoch über ihrem Haupte schwingend, schrie sie mit dem Jubel boshaften Triumphes:

„Freilich verstehe ich nicht böhmisch, aber die Hausherrnköchin versteht's und die soll mir's haarklein verdeutschen, was Dir Dein böhmisches Kebsweib schreibt.

Dann wollen wir sehen, was Wahres an der Fabel ist, die Du mir aufgetischt hast."

Und sie schritt mit dem Brief gegen die Thüre.

Das war zu viel. Der Meister hatte mit Ueberwindung seines männlichen Stolzes die gemeinen Schmähungen des bösen Weibes ertragen, aber nicht ertragen konnte er den Gedanken, den Brief, den ihm Maria geschrieben, von den Lippen eines rohen Dienstboten übersetzt und wahrscheinlich weiter erzählt zu wissen, zum Gespötte und Gelächter des ganzes Hauses. Es handelte sich ja nicht bloß um die Profanirung seiner Jugendliebe, um die einzige Erinnerung, die aus schönern Tagen ihm geblieben, traurig zwar, aber rein und schön, — es galt ja auch das Geheimniß von Prokops Herkunft, das ihm die Verstorbene so warm an's Herz gelegt. Der lang gebändigte Groll seiner Brust kam zum Durchbruche, — seine Stirnadern schwollen an, seine Brauen zogen sich drohend zusammen.

Mit zwei Schritten hatte er das enteilende Weib eingeholt, faßte sie am Arme und schleuderte sie mitten ins Zimmer zurück."

„Halt!" donnerte er ihr zu.

Das Weib sah ihn keuchend, mit blutunterlaufenen Augen an.

„Was?" kreischte sie, „Du wagst es, elender Kerl, Dich an mir zu vergreifen?"

„Still!" gebot Meister Nowotny. „Still! sonst —"

„Du drohst mir?"

„Ich drohe nicht bloß, ich handle," antwortete der Meister und ihre beiden Hände ergreifend, drückte er sie in einen Stuhl.

„Willst Du mich umbringen?" rief die Megäre, ohne die mindeste Spur von Angst. „Um so besser, dann wirst Du gehängt."

„O nein! es lohnt sich nicht der Mühe, Dich vor der Zeit dem Teufel zuzuschicken, dem Du verfallen bist. Den Brief will ich zurück."

„Wenn ich von der Hausherrnköchin erfahren habe, was darinnen steht, sollst Du ihn wieder bekommen, eher nicht."

„Den Brief wird weder die Hausherrnköchin noch sonst Jemand lesen; sein Inhalt ist für mich allein bestimmt."

„Aha!"

„Also her damit!"

„Nein."

„Willst Du ihn nicht gutwillig hergeben?"

„Nein, nein, nein!" kreischte die Wüthende.

Der Meister warf sich auf das böse Weib und es entspann sich ein kurzer Kampf, während welchem sich Madame Drach mit Nägel und Zähnen wehrte, indeß Herr Nowotny nur das Minimum seiner Kraft anwendete, um aus den knöchernen Fingern des weiblichen Satans, die er wie in einem Schraubstock zusammen drückte, das Schreiben Marias zu entreißen, worauf er die Gegnerin sogleich losließ.

„O Du schlechter Mann!" kreischte diese, indem sie ein paar heuchlerische Thränen aus ihren trüben Augen preßte, „so also mißhandelst Du Dein armes Weib, Dein braves Weib, das Dir all seine Lebtage lang nur Gutes gethan hat. Doch nur Geduld! ich werde Dir's schon zeigen, — ich gehe zur Polizei, — ich lasse mich scheiden, — dort werden sie auch den Brief lesen —"

„Auf dieser Welt liest ihn Niemand mehr," antwortete Meister Nowotny, indem er den Brief über die Flamme des Kerzenlichtes hielt, die im Nu das Schreiben in eine schwarze zitternde Masse verwandelte, die zwischen des Tischlers derben Fingern in Asche zerstob.

„O Du schlechter, Du niederträchtiger Mensch," rief Madame Drach, die mit Ingrimm diese Operation ansah, „da kann man sehen, wie viel Niederträchtiges in dem Brief gestanden haben muß, da Du ihn sogar vertilgst."

„Ich will Dir sagen, was darin gestanden."

„Ja, wenn ich's glaubte!"

Ob Du es nun glaubst oder nicht, das ist mir gleichgiltig. Jedenfalls wirst Du es hören und Dich darnach richten."

Das Weib sprang auf.

„Sitzen geblieben!" donnerte der Meister mit einer so drohenden Handbewegung, daß das Weib sich augenblicklich wieder setzte.

„Nun, was willst Du denn noch?" fragte sie, vor Angst und Wuth mit den Zähnen klappernd.

„Anhören sollst Du mich und meinen festen Entschluß vernehmen."

Und Meister Nowotny stellte sich vor das böse Weib, kreuzte die Arme über die Brust und begann mit ernster, nachdrücklicher Rede:

„Der Knabe, den Dein Argwohn zu meinem Sohn machen will, ist elf Jahre alt, — Du weißt es so gut wie ich, daß ich fast dreizehn Jahre aus Böhmen weg bin und in dieser ganzen Zeit hier in diesem Hause in Wien verblieb, ohne ein einziges Mal meine Heimath

wieder gesehen zu haben. Es ist also ganz und gar unmöglich, daß der arme Bub mein Kind ist."

„Nun, — verwandt ist er auch nicht mit Dir, warum nimmst Du Dich so heiß um ihn an?" fragte die Alte hartnäckig, wenn gleich durch die überzeugende Bemerkung ihres Mannes ein wenig beruhigt.

„Warum ich mich um ihn annehme, willst Du wissen? Weil er der Sohn des einzigen Weibes ist, das ich auf der Welt geliebt habe."

Die Eifersüchtige stieß ein tiefes Aechzen aus.

„Und ich? — und ich?" jammerte sie.

„Dich hätte ich liebgewonnen und geachtet, mit der ruhigen Werthschätzung eines ehrlichen Mannes, wenn Du nicht selber Uneinigkeit und Zwietracht in unser Haus gebracht hättest."

„Aber die Andre? — was war's, — was ist's mit der Andern?" rief Frau Nowotny mit jener wilden, alle Schranken überspringenden Neugierde, die einen Genuß darin findet, sich selbst zu quälen.

„Ich will Dir's sagen, hör mich an," fuhr Meister Nowotny fort. „Ich kam nach Prag, als ein junger Gesell voll Lebenslust und Heiterkeit und flinker als mein Hobel, war meine Zunge im lustigen Geschwätz, im Singen fröhlicher Wanderlieder. In dem Hause am Altstädter-Ring, wo ich arbeitete, lernte ich ein Mädchen kennen, — ihren Stand brauchst Du nicht zu wissen, es genüge Dir, daß sie schön war, wie das Muttergottes-Bild in der Teinkirche und gut und sanft wie ein Engel."

Die Brust der Eifersüchtigen hob sich, schwer athmend, — denn die retrospektive Eifersucht ist die schlimmste von allen.

„Ich nahte mich ihr bescheiden," erzählte der Meister weiter, „sie kam mir freundlich entgegen; ich gestand ihr meine Liebe, sie antwortete erröthend, daß sie mir gut sein könnte. O wer war glücklicher als ich, ich träumte mir einen Himmel, ich arbeitete Tag und Nacht, um ein paar Gulden zu ersparen und in irgend einem böhmischen Landstädtchen ein Geschäft und einen Hausstand zu gründen. Sie, die ich liebte, sah mit Freude meinen Eifer und ihr aufmunternder Zuspruch verdoppelt meine Thätigkeit, stählte meine Kraft."

Meister Nowotny hielt inne.

„Weiter! weiter!" keuchte das Weib.

„Die Herrlichkeit hatte bald ein Ende," fuhr der Tischler fort. „Der Stellung wegen mußte ich in die Hauptstadt des Kreises reisen, in dem ich geboren war. Nach zärtlichem Abschied von meiner Marie machte ich mich auf den Weg. Schwierigkeiten, die sich bei der Conscription wegen meines Wanderbuches erhoben, hielten mich fast zwei Monate in Pilsen zurück. Ich schrieb jeden Tag an Marien und erhielt Anfangs auch jeden Tag die zärtlichsten Antworten. Aber nach und nach wurden die Briefe seltener und kälter, endlich blieben sie ganz aus. Mich überfiel eine namenlose Angst. Endlich konnte ich fort, — ich eilte nach Prag, flog in die Altstadt auf den Ring. Marie war nicht mehr im Hause, — ich fragte vergebens um sie, — die Einen zuckten mitleidig, die Andern höhnisch die Achseln, — endlich vertraute mir eine boshafte Klatschbase, daß Marie die Geliebte eines gnädigen Herrn geworden, der ein Palais am Roßmarkt besitze und seiner Schönen eine elegante Wohnung in der Zeltner-Gasse gemiethet habe. — Marie, — mein Leben, mein Alles, — war mir untreu geworden."

„Siehst Du, das ist die Strafe Gottes dafür, daß Du Dein Weib betrügst,“ eiferte die Tischlerin, ohne zu bedenken, daß sie Unsinn redete, indem sie die Strafe für ihres Mannes Vergehen, selbst wenn es existirt hätte, schon um 12 Jahre anticipirte.

Ohne darauf zu achten, sprach der Meister weiter: „Ich eilte nach dem Roßmarkt und tobte in des gnädigen Herrn Palais hinein, man warf mich zum Thore hinaus. Ich rannte nach der Zeltnergasse, man ließ mich nicht vor, das Fräulein, so hieß es, empfange Leute meiner Art nicht, die sie gar nicht kenne. Ich machte Scandal und man ließ mich durch die Polizei wegführen.“

„Bravo! bravissimo!“ jubelte Madame Drach.

„Der Jammer, die Scham, die Verzweiflung und die Liebe warfen mich auf's Krankenlager. Wollte Gott, ich wäre damals gestorben, — es wäre besser gewesen für mich und Dich. Als ich endlich bleich und erschöpft, am Stocke das Spital der Barmherzigen verließ, da vernahm ich, daß Marie mit ihrem Geliebten auf ein ihm gehöriges Gut gezogen sei. Ich hörte es, dumpf, fast theilnahmslos, wie man von einem Todten reden hört, den man lieb gehabt und der schon seit Jahren im Grabe liegt.“

Unwillkührlich angeregt hörte die Meisterin der schlichten, aber tief empfundenen Erzählung ihres Gatten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Es sprach sich eine Tiefe des Gefühles darin aus, die sie dem ernsten verschlossenen Manne kaum zugetraut hätte und die sie ahnen ließ, welchen Schatz sie selbst verloren.

„Und von da an war's aus, zwischen Euch beiden?“ fragte sie halb gläubig, halb zweifelnd.

„Aus, — ganz aus," wiederholte Meister Nowotny. „Sobald meine nur langsam sich erholende Gesundheit es gestattete, nahm ich das Ränzel auf den Rücken und wanderte, oftmals unterwegs Halt machend, gegen Wien zu. Auf dieser Wanderschaft erholte ich mich vollends, — meine Kraft, mein Muth kehrten zurück, aber meine Heiterkeit war dahin, — ich lachte und sang nicht mehr und kam nach Wien, als der ernste, verschlossene Mann, als welchen Du mich kennen gelernt hast."

„Ach damals," seufzte das Weib, „damals war noch Alles gut."

„Und wer ist schuld, wenn's jetzt anders ist, als Du?" erwiederte der Meister bitter, wer hat mir das Leben sauer und mein Haus zur Hölle gemacht, als Du? Und warum? Wegen eines Hirngespinnstes, wegen einer Einbildung! — Denn Gott ist mein Zeuge, ich habe auf der Welt noch kein Weib geliebt, als jenes, dessen Namen und Geschichte Du heute zum ersten Mal von mir gehört hast."

Madame Drach schöpfte tief Athem. Es lag eine nicht zu bezweifelnde Aufrichtigkeit in ihres Mannes Worten, und so beleidigend die letzte Versicherung des Meisters einerseits für die Gattin war, so brachte sie andrerseits der Eifersüchtigen wenigstens den Trost, daß ihr Mann die Liebe, die er für sie fühlen konnte, keiner Andern geweiht hatte.

„Wenn's wahr wäre, was Du sagst, Johannes," sagte sie in sanfterem Tone, als der Meister seit Jahren von ihr gehört hatte, „dann wäre freilich Vieles anders."

„Es ist wahr," bekräftigte der Meister.

„Und der böhmische Bub', der heute gekommen ist?"

„Ist der Sohn Mariens und des gnädigen Herrn, der sie mir untreu machte.“

„Und Du willst ihn aufnehmen?“

„Ja.“

„Weiß ihn sein Vater nicht besser zu versorgen, der gnädige Herr, als daß er sein Kind zu einem Tischler in die Lehre schickt?“

„Sein Vater ist seit Jahren todt.“

„Und die Mutter?“

„Todt seit vier Wochen, gestorben im Elend, in der größten Armuth, verlassen von der ganzen Welt.“

„Hm! der Gnädige wird sie halt satt bekommen und sitzen haben lassen; so geht es solchen Weibsbildern immer und es geschieht ihnen Recht, sie verdienen's nicht besser.“

„Zugegeben, — aber was kann das arme Kind dafür?“

„Ja wohl, nun so behalten wir den Bankert in Gottesnamen, — wo Viere essen, mag auch der Fünfte an der Schüssel Platz finden, — wenn's nur kein Böhm wär'.“

„Magdalena,“ sagte der Meister, indem er ganz nahe an seine Gattin herantrat, und ihr fest in's Auge sah, daß sie den Blick unwillkührlich niederschlug. „Magdalena, ich schärfe Dir zwei Dinge ein. Für's Erste verlange ich nicht etwa, daß Du den neuen Lehrjungen bevorzugen sollst auf Kosten der andern, — er soll um kein Haar breit besser gehalten werden, als die übrigen, aber auch nicht schlechter. Er ist eine Waise, nur an Elend gewohnt, das Schlechteste in unserem Hause wird ihm besser dünken, als das Jammerbrot, das er mit seiner Mutter gegessen. Sei mit ihm nicht etwa sanft, denn das kannst Du nicht, aber wenigstens gerecht und

thue ihm nicht Unrecht. Fürs Zweite, rede gegen ihn nie ein Wort über seine Mutter, oder gar über seinen Vater, der Name der Eltern sei den Kindern heilig, — wer den Kindern von ihren Eltern Böses sagt, begeht eine schwere Sünde. — Und so will ich es. Hüte Dich, — Du weißt, wenn ich etwas mit Ernst will, so bin ich der Mann dazu, es durchzusetzen. Und nun gute Nacht. Morgen Früh wirst Du sehen, daß der arme Bursche eine gute Suppe bekömmt, sowie auch, wie's mit seiner Wäsche und seinen Kleidern steht, — verstehst Du?"

„Ja, ja, ja doch," brummte das Weib mit ungewohnter Gefügigkeit, „ich werd's schon treffen, unter meinem seligen Mann und unter Dir haben über 50 Lehrjungen in unserem Haus ausgelernt und keinen Grund gehabt, sich zu beklagen. Ich werd' es wohl dem böhmischen Bettelbuben auch noch recht machen. Adieu!"

Und damit trollte sich Madame Drach zur Thüre hinaus, ihrem Gatten das Schlachtfeld überlassend. Was sie wohl brüten mochte? Ob Nachgiebigkeit, ob Haß? Vielleicht waren bessere Gefühle in ihrem verknöcherten Herzen eingezogen, vielleicht auch freute sie sich darüber, endlich einen positiven Gegenstand für ihren Haß in dem Kinde ihrer einstigen Nebenbuhlerin gefunden zu haben. Gewiß ist's, daß Madam Drach in jener Nacht nicht schlief, sondern Vieles und Manches bei sich erwägend, die ganze Nacht schlummerlos im Bette sich herumwälzte.

Eben so wenig schlief Meister Nowotny, der bis gegen 3 Uhr in seinem Zimmer auf und nieder ging, alten Erinnerungen nachhängend, neue Gedanken ordnend, die das unvermuthete Erscheinen des armen Prokop in ihm hervorgerufen hatte.

Der Gegenstand aber all dieser Sorgen und Streitigkeiten, der arme Prokop, schlief indessen in dem Bette, das ihm der Peter abgetreten, den sanften Schlummer der Jugend, umgaukelt von süßen, bunten Träumen, die ihm bald die Kirche seines Dorfes zeigten und sein todtes Mütterlein, bald wieder den Fuhrmann Botzenhart mit der Peitsche und den Fuchsen, welche Braschl, der Spitz, lustig umbellte. Dann tauchte wohl auch das finstere Gesicht der Meisterin in den Träumen auf, aber es verschwand alsbald wieder und die heiteren Traum-Elfen überstreuten ihn wieder mit Rosen, so daß es ihm viel zu früh kam, als das Gepolter der Lehrjungen ihn um fünf Uhr weckte und des Altgesellen Bierbaß ihm verkündete, daß sein Tagewerk in diesem Hause zu beginnen habe.

Viertes Kapitel.

Eine Episode aus der Leidens-Geschichte eines Wiener Lehrjungen.

Es kann unmöglich die Absicht des Erzählers sein seine Leser mit der ausführlichen Erzählung der uninteressanten Erlebnisse eines armen Lehrburschen zu langweilen, der zwischen Hunger und Prügeln die schwierige Bahn zum Gesellen beschreitet, um, wenn er endlich diesen verhängnißvollen Terminus überschritten, gegen die nachrückende Lehrjungen-Welt mit eben so alberner Erbarmungslosigkeit aufzutreten, als sich die Schreckbilder seiner eigenen Jugendzeit, Gesell und Meister, erbarmungslos und albern gegen ihn benommen haben.

Allein, es sei mir vergönnt, ein wenig Halt zu machen, um bei dieser Gelegenheit ein ernstes Wort gegen ein altes Vorurtheil zu sprechen, das entehrender für Diejenigen ist, die es hegen, als für Diejenigen, gegen die es gehegt wird.

Unter den dienenden Klassen Wiens, männlichen und weiblichen Geschlechtes, kommt Diebstahl und Prostitution bei den Zugereisten häufiger vor, als unter den einheimischen Dienstleuten. Und nun plappert es Einer dem Andern nach, der Hinz erzählt es dem Kunz, und vom Kunz erfahren es die sämmtlichen Gevatterinnen, und alle bekreuzen sich, verdrehen die Augen, wie der Pharisäer in der Schrift und danken Gott, daß sie nicht auch so sind, wie „die böhmischen Leut'," denen so schmachvolle Laster angeboren sind.

Und ein so albernes Vorurtheil greift Platz, gewinnt Geltung und spricht sich bei jeder Veranlassung aus, nicht bloß im Munde des Volkes, sondern selbst so mancher Gebildeten, die ihre Ansichten und Meinungen der Welt gern als Orakelspruch und Evangelium proclamiren.

Laßt uns die Hand auf's Herz legen, bevor wir solch' albernen Satz nachbeten, der eine edle, große Nation tief verletzt, die in Literatur und Kunst, in Technik und Industrie einen blühenden Aufschwung nimmt, und in den Tagen der Gefahr das gemeinsame Vaterland nie verlassen hat.

Der Bevölkerungs-Ueberfluß des kräftigen Czechenlandes treibt alle Jahre Tausende von jungen Leuten fort in die Fremde, besonders nach Wien, von wo so oft die Kunde in's Böhmerland gelangt, daß der Vetter so und so, die Muhme so und so, ihr Glück daselbst gefunden. Arme Aeltern schicken ihre Kinder mit leichtem

Bündel und gewichtigem Segen nach der Kaiserstadt, von der das Lied sagt:

> Ei dort muß's herrlich sein,
> Dort möcht ich hin,
> s'gibt nur eine Kaiserstadt,
> s'gibt nur ein Wien.

Denn die guten Aeltern meinen, ihr Hansitschko, ihre Marianka müssen dort eben so reich werden, wie der vielgepriesene Vetter, die viel beneidete Muhme, von denen man im Dorfe soviel zu erzählen weiß. Ach! wenn sie wüßten, wie Viele, die eben so hoffnungsvoll nach Wien gegangen, in Gefängnissen, in Spitälern, oder doch mindestens in den feuchten ebenerdigen Wohnungen der elendesten Barraken vor den Linien Wiens, ein trauriges Ende gefunden, ihre Hand würde zittern, wenn sie sich segnend auf's Haupt des geliebten Kindes legt. Doch die Kunde der Schmach dringt nicht so leicht in die Heimath, wie die Kunde des Glückes, — die Unglücklichen geben keine Nachricht von sich, sie bleiben verschollen.

Und nun denke man sich den armen Jungen, das fünfzehnjährige Mädchen, die allein, ohne Erfahrung, ohne Geld in die Stadt kommen, wo die Verführung mit dem Sirenenlächeln ihnen auf jedem Schritt entgegentritt, wo Luxus und Pracht, die sie früher nie geahnt, nie geträumt, für Geld zugänglich, wo alle Comforts und Raffinements des Lebens einladen zum sinnberauschenden Genuß, — während kein mahnendes Wort des Vaters, keine rührende Bitte der Mutter gegen den Dämon ankämpft, der im jungen Herzen mit Macht empor steigt; — wohl aber schlägt an das nur zu willige Ohr des armen, ungebildeten Geschöpfes das rohe Lachen schlechter Gesellschaft, die sich über den frommen

aus der Heimath mitgebrachten Kinderglauben lustig macht, und so lange neckt und höhnt, bis der Halbbetäubte, die Halbverführte eher über eine Regung des besseren Gefühls in falscher Scham erröthet, als über einen frechen Scherz, über eine gemeine Zweideutigkeit; dann naht die berechnende Sünde mit dem honigsüßen Schmeichelwort, goldene Berge versprechend, Paradiese malend, das letzte Bedenken hinwegscherzend mit der Bemerkung, daß solch thörichtes kleinstädtisches Wesen nicht tauge für die lebenslustige Kaiserstadt; auf der einen Seite die Noth, der Mangel, die Quälereien eines schonungslosen Dienstgebers, auf der andern Freude, Genuß, Wohlleben; — dabei kein warnender Freund; keine helfende Hand, die nach dem ersten geringen Fehltritt den halb Gefallenen aufrichtet; ist's da zu wundern, wenn die Armen gänzlich sinken und zu traurigen Stereotypen in den Polizei-Registern werden? Müssen wir uns nicht vielmehr wundern, daß bei alledem die Zahl Derer, die ehrenwerth und achtungswürdig bleiben, eine so große ist?

Legen wir die Hand auf's Herz — wiederhole ich noch einmal, — und fragen wir, ob unsere Kinder, wenn sie unter ähnlichen Verhältnissen in eine fremde Großstadt kämen, nicht ein eben so klägliches Ende nehmen würden?

Und würde es uns nicht ebenfalls auf's tiefste verletzen, wenn man das, was das traurige Resultat trauriger Umstände ist, der deutschen Nationalität zum Vorwurf machen wollte, abgesehen davon, daß die Volksschulen bei uns doch viel weiter vorgerückt sind, als im Böhmerland, und die moralische Basis im jungen Herzen eine weit solidere ist als dort?

Nach dieser etwas langen Abschweifung, die ich Jeden zu überschlagen bitte; der nur für Situationen und pikante Begebenheiten sich interessirt, kehre ich zum eigentlichen Gange meiner Erzählung zurück.

Obwohl Prokop Hlaby im Hause jenes Mannes war, der vermöge seiner Liebe zur unglücklichen Mutter des Knaben schon eine Bürgschaft für die bessere Behandlung des Lehrlings hätte bieten sollen, so wurde Meister Nowotny gleichwohl dem Versprechen, das er seiner eifersüchtigen Frau gegeben, nicht untreu und behandelte den „böhmischen Buben,“ wie man ihn zum Unterschiede von den andern Lehrjungen nannte, mit demselben strengen Ernste, mit derselben unnachsichtlichen Härte im Falle des geringsten Verstoßes gegen die Ordnung im Hause oder gegen die Regeln der Tischlerkunst, die ihm häufig mit der Latte eingebläut wurde.

Nur ein sehr feiner Menschenkenner hätte es wahrgenommen, daß Meister Nowotny manchmal, wenn des Knaben Kopf in der Werkstatt über die Leimpfanne geneigt war, um das Aufkochen dieses dem Tischler unentbehrlichen Materials zu beobachten, oder wenn er aus einem Haufen von Hobelspänen ein in Verlust gerathenes Stück Karnies zu suchen bestimmt wurde, so daß die gespannte Aufmerksamkeit, die ein derartig wichtiges Geschäft erfordert, es ihm unmöglich machte das Haupt emporzuheben und des strengen Meisters Augen zu begegnen, — in solchen Momenten, sagte ich, hätte ein besonders scharfsichtiger Menschenkenner die Wahrnehmung gemacht, daß Meister Nowotny sein dunkles, brennendes Auge fest und nachdenklich auf den zarten, feingeschnittenen Zügen des armen Prokop ruhen ließ.

Rief die Aehnlichkeit dieses Antlitzes mit einem andern, das bereits im Grabe moderte, die Erinnerung an seine erste Liebe, an die Jugend-Liebe wach, die im Herzen eines jeden Menschen zeitweise wieder aufblüht, wie die Rose von Jericho, die, jahrelang verwelkt, ihren Kelch wieder entfaltet, wenn sie mit Wasser genetzt wird? Ach! die Thränen um das schönste Glück des Lebens bringen manchmal die Jericho-Rosen des Menschenherzens zum Blühen.

Allein der Meister verbarg diese Regungen tief in seinem Herzen, um den Verdacht des eifersüchtigen, stets lauernden Weibes nicht wachzurufen, ja er behandelte den Jungen vielleicht im nächsten Augenblicke mit doppelter Strenge, obwohl der demüthige, unterwürfige, stille Knabe äußerst selten Veranlassung gab, diese Strenge thatsächlich geltend zu machen.

Madame Drach hatte mit der nur einem Weibe eigenen Starrsinnigkeit ihr Versprechen gleichfalls gehalten und behandelte den Knaben nicht schlechter, als die übrigen Jungen im Hause, und das war schon viel von dieser Frau. Gleichwol befand sich Prokop Monate lang im Hause und hatte von ihr — um mich des volksthümlichen Ausdruckes zu bedienen, noch kein gutes Gesicht gesehen. Ein einziges Mal hatte sie dem Brandenburger, dem rohesten Gesellen der Werkstatt, der dem Jungen den Schlichthobel an den Kopf geworfen hatte, daß das Blut über des armen Prokop Wangen rann, mit augenblicklicher Entfernung aus dem Hause gedroht, wenn er sich eine derartige Rohheit noch einmal erlauben würde.

Die übrigen Lehrjungen des Hauses, vier an der Zahl, lauter Wiener-Vorstadt-Kinder, oder „echte Gründ-

ler“, wie sie der Wiener nennt, fanden in dem neu hinzu gekommenen Jungen, der kein Wort deutsch verstand und der die ersten deutschen Worte, die man ihm beibrachte, mit jenen seltsamen Verstümmlungen radbrechte, welche dem Wiener immer komisch vorkommen, eine unerschöpfliche Quelle für ihre übermüthige Laune, für ihre derben Witze und handgreiflichen Späße; allein mit jener urwüchsigen Gutmüthigkeit, welche einen charakteristischen Zug der untern Volksschichten Wiens bildet, theilten sie mit dem verspottenen, verhöhnten Knaben nicht blos den Gugelhupf, der manchmal bei festlichen Veranlassungen aus dem Aeltern-Hause in die Werkstatt kam, sondern selbst das karge Stück Brot, das ihnen die sparsame Meisterin zuschnitt, und nur selten gingen die handgreiflichen Späße in wirkliche Prügel über, deren sich Prokop so gut als möglich zu erwehren suchte.

Weit schlimmer erging es ihm mit den Gesellen.

Der Altgeselle, ein derber Steiermärker, war ein Zopf in der handwerksmäßigsten Bedeutung des Wortes. Was er gelernt hatte, das war gut, — was darüber hinausging, nannte er Unsinn, lächerliche Neuerung, Mißbrauch. Er prügelte aus Princip, — weil er selbst während seiner Lehrzeit zum Gesellen geprügelt worden war, — er prügelte die Jungen so zu sagen nach einem gewissen Schema und Prokop erhielt einmal seine „Hiebe“ bloß deßhalb, weil er durch fünf Wochen so „brav“ gewesen war, daß er keine Schläge verdient hatte.

Der Brandenburger, so nannte man einen rohen Burschen aus Jüterbogk, der fortwährend Schnaps trank, prügelte nicht, aber er stieß und rieß die armen Jungen und warf ihnen ohne aller Veranlassung das Nächstbeste an den Kopf, was ihm in die Hände gerieth. Jeder

Akt dieser rohen Willkühr war mit einem gräßlichen Fluche begleitet, denn der Brandenburger war ein Gotteslästerer, der in seiner Brantwein-Trunkenheit kein größeres Vergnügen kannte, als die Lehrjungen wegen ihrer katholischen Jesuiten-Religion, wie er sie nannte, zu verhöhnen und über ihren Cultus auf die frechste und roheste Weise zu witzeln und zu spotten. Ohne Witz war der Preuße nicht, dessen Lieblings-Lectüre die damals eben im Schwung begriffenen Nantiaden ausmachten.

Gewachsen auf diesem Felde, war ihm nur der dritte Geselle, ein bildhübscher Wiener, den man den „Schneckerl-Toni" nannte, wegen seines üppigen, von Natur gekrausten blonden Haares. Er antwortete den rohen Sarkasmen des Jüterbogkers mit jener Fülle von witzigen, schlagenden, drolligen Wiener Witzen, die durch Nestroy in ganz Deutschland populär geworden sind. Er schlug die Jungen nie, aber er brachte ein weit schlimmeres Ding in die Werkstatt, als es die körperliche Züchtigung ist, — das moralische Gift. Der „Schneckerl-Toni" war ein Don Juan in der Blouse, alle seine Witze, wenn sie sich nicht als Spottpfeile gegen den Brandenburger kehrten, waren Zoten, — die Lieder, die er sang, waren Vierzeilige von der ärgsten Art, und die Geschichten, die er erzählte, und in denen er meistens die Hauptrolle spielte, hätten selbst das Ohr eines Erwachsenen beleidigt, geschweige denn das von Knaben, die mit Neugierde lauschten, so oft der Toni die Erzählung seiner Abenteuer mit Köchinnen u. s. w. begann, und den Don Juan beneideten, der solche Triumphe feierte, welche das abgelebte, obwohl hübsche Gesicht und die blauen Ringe unter den Augen als wahr kennzeichneten.

Der vierte, Geselle ein echter Debrecziner mit pechschwarzem Schnurrbarte, war in ewigen Geldverlegenheiten, da er den kaum erhaltenen Wochenlohn am Samstag Abends regelmäßig im Tarok verspielte, in welchem Spiele er die Meisterschaft prätendirte, obwohl er stets das Opfer raffinirter Spieler wurde. Die Folge davon zeigte sich bereits am Sonntag, wo er bei Wirth und Greißler borgen mußte, wenn er die Lehrjungen entsendete, um ihm ein Glas Bier, Brot, Käse oder Wurst zu holen. Wenn nun aber die genannten Herren des langen Wartens müde nicht mehr borgen wollten und nichts mehr ohne Geld gaben, dann prügelte Janos mit echt ungrischer Logik die Lehrjungen dafür.

So sah die permanente Umgebung, die tägliche Gesellschaft eines Kindes aus, das in dieser giftgeschwängerten, drückenden Atmosphäre fünf Jahre seines Lebens zubringen sollte. Und dazu kein Wort der Lehre, der Ermahnung, der moralischen Einwirkung von irgend einer Seite, denn weder dem Meister noch den Gesellen fiel es ein, daß sie den Lehrjungen außer den Handgriffen des Metiers noch etwas Anderes beizubringen verpflichtet wären. Selbst die Sonntagsschule und die Christenlehre fielen im ersten Jahre für Prokop hinweg, da er der deutschen Sprache unmächtig; die daselbst gehaltenen Vorträge nicht verstehen konnte, und als er endlich so weit war, da hatte er von seinen Kameraden die Sonntagsschule und die Christenlehre bereits als eine Zwangsmaßregel kennen gelernt, durch welche man den armen Lehrjungen von den wenigen Stunden, die sie allwöchentlich „frei“ hätten, noch zwei der schönsten hinwegstehle.

Und nun frage ich zum letzten Male: Wäre es ein Wunder gewesen, wenn der arme Prokop in solcher Gesellschaft, ohne Freund und Rathgeber, mit elf Jahren sich selbst überlassen, das geworden wäre, was — soviel vor ihm schon geworden sind und soviele nach ihm zu werden bestimmt sein dürften.

Ein großes Glück für ihn war, daß er, wie bereits mehrmal erwähnt, in der ersten Zeit nicht Deutsch verstand, und daß folglich die erbitternden Witze der Kameraden über seine Nationalität, die Rohheiten des Altgesellen und des Debrecziners, die Lästerungen des Brandenburgers und die Don Juaniaden des Schneckerl-Toni völlig unverständlich an seinem Ohr vorübersausten, unfähig, den mindesten Eindruck auf ihn zu machen.

In dem Maße als seine Kenntniß der deutschen Sprache wuchs, erlangte sein Anfangs wachsweiches Herz eine gewisse Elastizität, die es möglich machte, den bösartigen Eindrücken von Außen zu widerstehen; die hauptsächlichste Veranlassung dazu gab ein an und für sich höchst geringfügiges Ereigniß, das gleichwol Epoche machend in das junge Leben des Waisenknaben von Krasnec eingriff.

Jeder zweite Sonntag war in Nowotny's Hause zum Ausgangstag für Procop bestimmt, so daß alle vierzehn Tage ihn die Reihe traf. Die andern Jungen sehnten sich vierzehn Tage nach dem glücklichen Moment, wo sie nach zwei Wochen langer Arbeit zu ihren Eltern eilen konnten, um im Kreise der Ihren ein paar vergnügte Stunden zuzubringen.

Wohin hätte Prokop Hlaby gehen sollen, der keinen befreundeten Menschen in der ganzen großen Stadt besaß?

Gleichwohl nahm er, als der erste Sonntag kam, und ihm der Meister die Erlaubniß zum Ausgehen verkündete, seinen abgetragenen Manchester-Spencer aus dem kleinen Bündel, zog seine geflickten Stiefel an, und trat tief Athem schöpfend aus dem Hausthore in's Freie; die frische Luft erquickte den armen Jungen, der bislang immer sich zwischen den grünen Bäumen seines Heimathsdorfes herumgetrieben, und jetzt vierzehn Tage lang in der engen, mit Leimgeruch erfüllten Werkstätte zugebracht hatte.

Unsicheren Schrittes durchmaß er die nächsten Straßen, wie der Vogel, der seine Schwingen erprobt, bevor er es wagt, weiter zu fliegen. Doch fand er sich ohne viele Mühe zurecht bis zum Augarten, von wo aus er Wien betreten, und ermangelte nicht, dem h. Nepomuk vor der Tabor-Linie einen andächtigen Besuch abzustatten.

Obwohl allein, fühlte er sich doch durch diesen Spaziergang, von dem er nach zwei Stunden zurückkehrte, sichtlich erquickt, und er freute sich wie die andern Jungen auf den „zweiten Sonntag."

Sein nächster Ausflug zog sich längs der Donau hin, durch die Jägerzeile, bis zum Prater, in den er sich jedoch nicht hineinwagte.

Es mußte wieder der „zweite Sonntag" kommen, bevor er den scheuen Fuß in die dunklen Buchengänge setzte, die in das Eldorado der untern Schichten Wiens, in den Wurstel-Prater führen. Sonderbar! — das, was hunderten seines Gleichen ein Hochgenuß gewesen wäre, erfüllte ihn mit Widerwillen. Diese zahllosen Volksgruppen, die lärmend, singend und lachend im Freien tafelten, diese Kinder, die vor den Marionetten-

Buden den Schwänken des Hanswurstes lauschten, ließen ihn das Gefühl seiner Verlassenheit doppelt schmerzlich empfinden, — er ging und betrat den Prater nicht mehr.

Ueberhaupt machte sich eine ernste, fast düstere Stimmung bei ihm geltend, die kaum zu seiner Jugend passend, gleichwol die Aegyde seiner Seele ward.

Diese Stimmung zog ihn in die Kirchen, die mit ihren hohen Gewölben, mit der veralteten Pracht ihrer Bilder in den stillen, kühlen Hallen, mit den majestätisch brausenden Klängen der Orgel sein Herz in mystisch-banges Entzücken versetzten. Gerade am Sonntags-Nachmittage, wo die unüberwindliche Lebenslust den Wiener hinauslockt ins Freie, sind die Kirchen der Kaiserstadt am leersten und Prokop mochte sich der einzigen Freude, die ihm möglich, ungestört hingeben.

Es war Spätherbst geworden und nur der goldene Laubregen der absterbenden Bäume rauschte nieder auf die entsafteten Gräser am Glacis, als Prokop einer Kirche zuwanderte, die er noch nicht gesehen, nämlich der sogenannten Minoriten-Kirche gegenüber dem allgemeinen Krankenhause. Einen Blick in die riesigen Räume des Spitals werfend, bemerkte der auf Alles aufmerksame Knabe, daß Fremde durch das Hauptthor ungefragt aus- und eingingen, nicht gehindert von dem Portier in grauer gelbverbrämter Livree, mit Stock und Zweispitz, — dessen immense, birnenartige Kupfernase hier am Thore als ein Muster der Abnormitäten aufgestellt schien, welche die chirurgische Klinik zu behandeln habe.

Nach langem Zaudern wagte sich auch Prokop an dem Unhold vorüber, ohne von demselben auch nur eines Blickes gewürdigt zu werden, und sah mit Staunen die unermeßlichen, von Alleen durchzogenen Höfe dieses groß-

artigen Gebäudes, das der unvergeßliche Joseph II., „saluti et solatio aegrorum“ — „zum Trost und Heil der Kranken“ gegründet hatte.

Er gelangte bis zur Kapelle, wo die Einsegnung der Todten stattfindet. Nach altem Brauch wird jeder im Spital Gestorbene ein paar Stunden nach dem Verscheiden in den Leichenhof gebracht, wo er bis zum Begräbniß liegen bleibt. Eine halbe Stunde vor der Einsegnung wird er im Sarge heraufgetragen, neben dem Thore der Kapelle an der Mauer auf die Erde gestellt, der Sargdeckel abgehoben, und der Todte den Verwandten gezeigt, damit sie sich von der Identität desselben überzeugen können.

Prokop trat aus dem Thor der Kapelle, als eben eine Gruppe schluchzender Kinder um einen Sarg kniete, der die irdische Hülle einer geliebten Mutter barg. Unwillkürlich zog es ihn näher, er sah die Leiche, und es gemahnte ihn, als ob sein eigenes Mütterlein darinnen läge, bleich und still, und er konnte sich nicht helfen und weinte bitterlich mit den fremden Kindern, daß diese ihn verwundert anstarrten, und als die schrillen Töne des „Spital-Glöckls“ mahnten, daß es Zeit sei den Sarg zu schließen, und man die lautweinenden Kinder wegreißen mußte von der geliebten Leiche, da ging er tief erschüttert mit den Andern hinter dem Sarge drein, wohnte der Einsegnung bei, und betete still und mit gefalteteten Händen für diejenige, die hier das letzte Weihwasser erhielt und für das Seelenheil der eigenen Mutter.

Er wäre vielleicht der Leiche bis zum Orte der ewigen Ruhe gefolgt, allein der Gedanke, daß es ihm schwer werden dürfte, von dem außerhalb der Linie gelegenen Friedhof den Heimweg zu finden, und daß er

seine verspätete Rückkehr bei der strengen Meisterin nicht zu entschuldigen vermöchte, hielt ihn davon ab.

Er folgte also dem Sarge nur bis zum Spital-Thore und kehrte dann wieder um, gedankenvoll seinen Spaziergang unter den gelbgewordenen Linden erneuernd.

Den Kopf gesenkt, das Auge zu Boden schlagend, ernste Gedanken erwägend, wie sie nur selten das Gehirn eines Kindes durchzittern, wurde er aus seinen Träumen durch den Klang einer sanften, wehmüthigen Stimme aufgeweckt, die ihm in böhmischer Sprache zurief:

„Wohin Landsmann?“

Prokop sah auf und erblickte auf einer der Bänke, die links und rechts in den Alleen des Spitals zur Rast für die Kranken aufgestellt sind, einen Knaben, der ein paar Jahre älter sein mochte, als der Tischlerlehrjunge. Der Knabe sah elend aus, der Tod saß ihm nach dem Volksausdrucke im Angesicht, aus dem abgemagerten, gelben Antlitz traten die großen, sanften, intelligenten Augen dunkel hervor, seine dürren Hände hingen kraftlos nieder, und der Krückenstock, der neben ihm auf der Bank lag, sowie die Spital-Jacke, die um seine abgezehrten Glieder schlotterte, beurkundeten nur zu deutlich, daß der arme Kranke sich aus dem Krankenzimmer herausgemacht hatte, um noch ein paar erwärmende Strahlen der Herbstsonne zu genießen, auf der Bank kauernd und das fallende Laub betrachtend, — dessen Grünwerden er kaum mehr zu erleben hoffen durfte.

Prokop blieb stehen und betrachtete ihn mit inniger Theilnahme.

„Wohin, Landsmann?“ wiederholte der kranke Knabe.

„Wohin? Du lieber Gott! wohin ich eben komme, ich habe keinen bestimmten Zweck,“ antwortete die Waise

von Krasnec, „aber woher weißt Du denn, daß wir Landsleute sind?"

„Je nun, da Du mir böhmisch Antwort gibst, so beweist dieß ja, daß ich mich nicht geirrt habe," entgegnete der Knabe mit einem trüben Lächeln, „ich hab's erkannt an Deinem Gesichte und am Schnitt Deines Spensers. Von wo bist Du zu Hause?"

„Von Krasnec, bei Chotzen."

„Und ich von Przibislau."

„Also sind wir wirklich Landsleute?"

„Versteht sich."

Prokop war näher getreten und der Kranke fuhr fort:

„Willst Du Dich nicht zu mir setzen?"

„Recht gern," antwortete Prokop und nahm an der Seite des Prsibislauers Platz.

„Bist wohl auch in der Lehre hier?" fragte der Kranke.

„Ja beim Tischlermeister Nowotny in der Leopoldstadt. Und Du?"

„Beim Schustermeister Eisfelder am Neubau."

„Eine gute Lehre dort?"

„Freilich," versetzte der Knabe mit einem tiefen Seufzer. „Und bist Du zufrieden?"

„Ich habe mich nicht zu beklagen," meinte Prokop.

„Gibt's viel Schläge von Meister und Gesellen?"

„Je nun, man nimmt's so mit, wie's eben kommt. Es muß wohl zur Lehre gehören und so findet man sich drein".

Der Knabe hätte wohl über diese Antwort gelacht, wenn auf seinem schmerzverzerrten Antlitz etwas Anderes als ein trübseliges Lächeln aufzukommen im Stande gewesen wäre.

„Was fehlt Dir denn Landsmann?“ fragte Prokop nach einer Pause.

„Das Rückgrath ist mir zerschmettert,“ antwortete der Knabe.

„Heiliger Gott!“ rief Prokop.

„Man hat mir Splitter herausgenommen,“ erzählte der Kranke, mit jener seltsamen Sucht, welche schwer Leidenden stets eigen, ihre Qualen Andern mitzutheilen, „man hat mich gebrannt und wieder gebrannt, um die Eiterung des Rückenmarks aufzuhalten, — o es that sehr, sehr weh, und genützt hat es doch nichts, denn nach acht Tagen begann die Eiterung wieder, und ich mußte abermals gebrannt werden, — und so wird's wohl fortgehen ein paar Monate noch —“

„Und dann?“

„Dann sterbe ich,“ sprach der Knabe so ruhig, als ob er von der Reise in ein schönes Land gesprochen hätte.

„O Du armer, — armer — wie heißest Du denn?“

„Simon Sleta.“

„Du armer Simon! — Aber weißt Du es denn gewiß, daß Du sterben mußt?“

„Freilich. Anfangs wollte es mir auch nicht eingehen, daß ich so jung schon fort soll, hinab in die kalte Erde, besonders jetzt, wo der Winter kommt. Aber nach und nach hab' ich mich drein gefunden, und wie Du selbst gesagt hast, — man nimmt's, wie's eben kommt. Ich bitte Dich, Landsmann, was haben wir ohnehin Gutes auf der Welt?“

In diesem einfachen Satze liegt die ganze Widerlegung des Vorurtheils, von dem ich am Eingange dieses Kapitels gesprochen habe.

„Hast Du denn keine Eltern?“

„Wohl habe ich sie noch,“ antwortete der Schusterjunge, „Vater und Mutter, — aber sie haben noch sieben Kinder. Gesehen hätten wir uns im Leben doch nicht mehr, sie werden wohl weinen, wenn sie hören, daß der Simon gestorben ist, aber dann werden sie sich trösten und sagen, er ist beim lieben Gott viel besser aufgehoben, als beim Schustermeister Eisfelder am Neubau.“

Prokop starrte diesen sonderbaren kleinen Philosophen verwundert an, der mit solcher Resignation von seinem Tode sprach.

„Aber wie bist Du denn zu Deiner Krankheit gekommen?“ fragte er nach einer Pause.

„Je nun,“ antwortete der Knabe mit derselben Ruhe, ohne Groll, „der Gesell hat mir mit dem Stiefelholze das Kreuz*) abgeschlagen.“

Simon Sleta schien eine gewisse Freude darüber zu fühlen, daß die Erzählung des Unfalls, der ihn betroffen, seinen kleinen Landsmann mit solchem Entsetzen erfüllte, während dieser fortfuhr:

„Der Gesell muß ja ein entsetzlicher Mensch seyn.“

„Warum?“

„Je nun, wenn er Dich so geschlagen hat —“

„Ei, deßhalb! man schlägt den Lehrbuben, wie den Hund, ohne daran zu denken, daß es ihm weh thut. Der Gesell, der mir's gethan, ist sonst ein braver, guter Mensch, der seiner alten armen Mutter in Mähren alle Monat von seinem Lohn zwei Gulden schickt, — ich weiß

*) Das Rückgrath. Dieser Fall ist buchstäblich wahr.
Anmerkung des Verfassers.

es, denn ich hab' das Geld selbst oft für ihn „aufgegeben“ — und während alle andern Gesellen mit ihren „Mädeln“ wechselten, ist er ganz allein seinem Schatz treu geblieben.“

„Und doch hat er Dir das gethan!“

„Leider Gottes!“

„Was war denn die Veranlassung?“

„Sein Schatz, die „Wetti“*) — ich habe mir den Namen gemerkt, denn er führte ihn stets im Munde und wurde deßhalb von den Mitgesellen oft ausgelacht; sein Schatz, die Wetti, hatte ihm aus Mariazell ein wunderschönes Glas mitgebracht, worauf ein rothflammendes Herz zu sehen, und in Goldbuchstaben das Wort „Andenken“ zu lesen war. Der Gesell wollte aus keinem andern Glas mehr trinken und so lang ich ihm sein Jausen-Bier in demselben holte, war er die Gutheit und Freundlichkeit in Person. So ging's ein paar Monate. — Da gehe ich eines Tages um's Bier zum „Faßl“ — auf einmal umringt mich eine Schaar Schottenfelder Buben und mit dem „Halloh, der Böhm!“ fallen sie über mich her. Haust' nicht, so gilt's nicht, denk' ich mir, — und wehr' mich meiner Haut, so gut es eben geht. Allein ihre Zahl ist zu groß, — ich bekomme nicht nur Schläge vollauf, sondern die Buben werfen mich an ein Straßeneck, — ich falle über den Eckstein und kling! kling! klirr! — war das Mariazeller Glas in Scherben.“

„O Du Unglückskind!“ rief Prokop, der diese kindische Erzählung mit der Theilnahme eines Soldaten anhörte, dem ein Invalide von geschlagenen Schlachten Kunde gibt.

---

*) Wetti, Barbara.

„Den Willkomm, als ich heim kam, kannst Du Dir denken. Der Gesell erwartete mich an der Werkstatt-Thüre, denn der andere Lehrbub, der beim Greißler um Butter gewesen war, hatte Alles gesehen und bereits voraus berichtet, daß ich gerauft und dabei das Glas zerschlagen hätte. Der Gesell wartete also auf mich, todtenblaß, mit schäumendem Munde und funkelnden Augen. Er ergriff mich beim Kragen und fing an, mit dem schweren Stiefelholze auf mich loszudreschen. Ich schrie und heulte vor Schmerz, — plötzlich aber wurde ich still, — es war mir, als ob in meinem Rücken etwas „gekracht" hätte und der Schmerz dabei war so entsetzlich, daß es mir den Athem verlegte und ich nicht mehr schreien konnte, sondern im nächsten Augenblicke ohnmächtig wurde. Als ich wieder zu mir kam, da lag ich hier im Spital, die Herren Doctoren standen um mein Bett und da begann die lange Marter, die mich auf den Friedhof bringen wird."

„Aber" rief Prokop mit jener edlen Aufwallung, die sich zu Zeiten als charakteristisches Merkmal seines Wesens kund gab, „aber es muß doch dann etwas geschehen sein? Der abscheuliche Mensch muß doch eine Strafe bekommen haben? Man kann wohl einen Lehrbuben prügeln, wie einen Hund, aber man darf nicht einmal ungestraft einen Hund todtschlagen, geschweige denn einen Menschen."

„Dem Gesellen ist nichts geschehen," antwortete der Przibislauer.

„O so gibt es keine Gerechtigkeit für uns!" wehklagte Prokop Hlaby, die Hände zusammen schlagend, „so ist auf der Welt ein Hund besser daran, als wir."

Da flog eine leise, sanfte Röthe, wie ein Verklärungsschimmer über die bleichen, abgezehrten Züge Simon Sletas, — er neigte sich zum Ohre des Waisenknaben und flüsterte:

„Es wäre ihm ja was geschehen, wenn ich gewollt hätte, aber ich wollte nicht.“

„Wie?“ staunte ihn Prokop mit offenem Munde an.

„Ja, — s'ist so wie ich Dir sage. Die Herren, die mich untersuchten, redeten viel und lang lateinisch mit einander, — mich aber ließen sie mit Fragen vor der Hand in Ruhe, da ich sehr schwach war. Sie verbanden mich und gaben mir etwas zu trinken, worauf ich einschlief. Als ich erwachte, — kam die Wärterin an mein Bett, eine mitleidige Frau, die mir erzählte, daß die Herren Doctoren meine Wunde sehr bedenklich gefunden, und wenn mir vielleicht irgend ein „Brank“ von Geselle dieselbe geschlagen, so sollte ich's morgen den Herren nur gleich sagen, damit der „Schliffl*)“ von der Polizei abgeholt würde. Unter ein paar Jahren schwerem Kerker in Eisen sollte der Kerl nicht draus kommen, — das sei ganz in der Ordnung.“

„Nun also!“ meinte der Knabe von Krasnec.

„Die Nacht über schlief ich nur wenig,“ fuhr Simon Sleta fort, „ich überlegte mir das Ding hin und her, und als der Morgen kam, da war mein Entschluß gefaßt. Um 9 Uhr trat „die Visite“ an mein Bett. Nach den gewöhnlichen Fragen über das Befinden u. s. w. fragte der alte Herr, den sie den Herrn Professor nannten, wer mir die schwere Wunde beigebracht habe. „Ich selbst“ erwiederte ich fest und erzählte, wie ich unvor-

---

*) Wiener Volks-Ausdruck für einen groben, rohen Menschen.

sichtiger Weise in der Werkstatt von rückwärts über einen Leist gestolpert und mit dem Kreuz auf ein Stiefelholz gefallen wäre, das mit der Schneide aufwärts gerade im Weg gelegen sei, und trotz dem Stirnrunzeln des Professors, trotz dem ungläubigen Kopfschütteln des Herrn Assistenten blieb ich standhaft bei meiner Aussage, so daß sich die Herren drein geben mußten, sie mochten wollen oder nicht."

„Aber warum thatest Du denn das? eiferte Prokop.

„Je nun," antwortete Simon, „der Herrgott hat Denen vergeben, die ihn gekreuzigt und gemordet haben, — warum hätt' ich's nicht thun sollen? Was hätte ich davon gehabt, wenn sie den Gesellen ein paar Jahre eingesperrt hätten. Am End hab ich ihm doch Veranlassung gegeben, — ich hab' ihm ja das Mariazeller Glas zerschlagen, das er von seinem Schatz zum Andenken erhalten hatte. — Und dann fiel mir meine eigene Mutter ein, — und ich dachte: Wenn der Geselle eingesperrt wird, so kann er nichts arbeiten und verdienen, und wer soll dann seiner armen alten Mutter monatlich die zwei Gulden schicken?"

In diesem Augenblicke brachen die letzten Strahlen der untergehenden Herbstsonne durch's welke Laub der Spitallinden und fielen hell und glänzend auf das Antlitz des armen Knaben, der durch die Ergebung in sein Schicksal, durch den Muth, mit welchem er den Namen desjenigen verschwieg, der seinen Tod veranlaßt hatte, als Held und Märtyrer dem tief bewegten Prokop erschien, der mit gefalteten Händen zu ihm emporblickte, wie zu einem Heiligen, und wahrhaftig, sein Antlitz trug in diesem Augenblick ein überirdisches Gepräge, seine Stirn leuchtete vom Bewußtsein seiner edlen That und

das letzte Gold der Abendsonne umstrahlte sie wie mit einem Heiligenschein.

Aber im nächsten Augenblick war die Sonne drunten, hinter den Mauern des Spitalgebäudes, die Abendluft wehte kühl durch's welke Lindenlaub und warf gelbe Blätter auf's Haupt der beiden Knaben, die hier zusammengetroffen waren.

„'s ist Zeit", sprach Simon, indem er sich mühselig und fröstelnd erhob.

„Gehst Du schon zu Bette?" fragte Prokop.

„Ja. Begleite mich, 's ist nicht weit, — dort die gelbe Thüre, Nr. 27."

Den kranken Knaben unterstützend, begleitete ihn der Tischlerjunge bis zur Thüre.

„Wirst Du wiederkommen?" fragte der Kranke unterwegs.

„Ei freilich, — wenn's Dir nämlich recht ist."

„O! wie sehr recht, Du weißt gar nicht wie froh ich bin, daß ich mich mit Dir ein Bischen auf böhmisch habe ausplaudern können. Wann kommst Du denn wieder?"

„Nun, heut über vierzehn Tage, — da ist wieder mein „Ausgang."

„Gut, — ich werde Dich auf der Bank erwarten, wo wir gesessen sind. Du kommst ohnehin erst nach der Christenlehre, also nach 4 Uhr. Sollte aber schlechtes Wetter sein, oder sollte ich kränker werden, so daß ich das Zimmer nicht verlassen darf, — dann komm nur auf Nr. 27, man wird Dir den Eintritt nicht verwehren, — frag nur um — den „Schusterbuben."

„Will mir's merken, — gute Nacht, Simon."

„Gute Nacht, Prokop."

Und „der Schusterbub“ verschwand hinter der gelben Thüre, während Prokop Hlaby gedankenvoll den Heimweg in die Leopoldstadt antrat.

Vierzehn Tage verstrichen in jener geschäftigen Eintönigkeit, die das Leben in den Werkstätten kennzeichnet. Prokop hatte in dieser Zeit einmal mit Hilfe eines Kameraden ein höchst elegantes „Nachtkastel“ aus Meister Nowotny's Fabrik in die Wohnung einer Dame befördert, die in der Stadt wohnte und welche keinen Namen angegeben hatte, nur die Weisung, man möge nur im zweiten Stock um „die Fräul'n“ fragen. „Die Fräul'n“ war aber großmüthig gegen die Tischlerbuben gewesen und hatte in ihrer Gutherzigkeit — (denn gutherzig sind sie alle, „die Fräul'n“) — den Jungen jedem einen Zwanziger geschenkt. Prokop, der sonst jeden Kreuzer, den er als Trinkgeld erhielt, in die gemeinsame Sparkasse abführte, welche Meister Nowotny in seinem Hause errichtet hatte, um den Lehrjungen beim „Freiwerden“ einen nicht unbedeutenden Betrag auf's „Freig'wand“ u. s. w. geben zu können, — Prokop, der nie nach dem Vorbild der andern Jungen auch nur einen Kreuzer zurückbehalten hatte, um ihn auf Naschwerk zu vergeuden, Prokop, der schüchterne Knabe hatte dießmal den Muth, sich an Meister Nowotny mit der Bitte zu wenden, es möge ihm gestattet werden, drei Kreuzer für sich behalten zu dürfen. Auf die Frage des stirnrunzelnden Meisters, was er damit anzufangen gedenke, antwortete er, daß er einem kranken Lehrjungen im Spital eine Pomeranze kaufen wolle, um dem armen Kranken eine „heimliche“ Freude zu machen.

Meister Nowotny lächelte und gab seine Zustimmung zu dem Kaufe.

Es diene zur Wissenschaft, daß der Waisenknabe aus Krasnec unter all' den Wunderdingen, die er bis jetzt in der Kaiserstadt gesehen, unter all' den köstlichen Leckerbissen, die er in den Auslagen des Spezereihändlers und Zuckerbäckers ausgestellt sah, nichts mit so sehnsüchtigen Augen anstarrte, als die Pomeranze, die goldene Frucht aus dem Garten der Hesperiden. Noch nie war es ihm übrigens eingefallen, sich selbst den so heiß gewünschten Gegenstand zu kaufen, allein der gute Junge meinte, sein kranker Freund im Spitale müsse an der Orange eben so große Freude haben und darum hatte er sich den Muth herausgenommen, den strengen Meister um die paar Kreuzer anzusprechen, die zum Ankauf erforderlich waren.

Die vierzehn Tage, welche dießmal dem Tischlerjungen länger als gewöhnlich zu dauern schienen, gingen gleichwohl herum, und der „Ausgangstag" erschien.

Mit der Pomeranze in der Tasche machte sich Prokop, als kaum das Amen des Segenliedes in der Christenlehre verklungen war, auf den Weg; er rannte, daß ihm trotz der Herbstkühle der Schweiß auf die Stirne trat, nach dem Krankenhause in der Alservorstadt, um seinen neuen Freund recht bald wieder zu sehen und ihm die bereitete „Ueberraschung" einzuhändigen.

Es war ein sonnenheller, wenn auch kühler Spät-Herbsttag.

Im Hofe des großen Spitales wandelten zahlreiche Kranke auf und nieder, — die Sonne hatte die Genesenden herausgelockt, die langsam unter den Linden dahinschritten.

Die Linden selbst waren viel kahler, die gelben Blätter auf dem Boden viel saftreicher geworden, — vierzehn Tage im Herbst thun viel!

Simon Sleta saß nicht auf der Bank, die zum Rendezvous bestimmt worden war, ein paar alte Weiber hatten den Platz eingenommen, und hörten einem jungen Manne im blau und weiß gestreiften Spitalkittel zu, der vor ihnen stehend die Geschichte seiner Leiden erzählte, an denen die beiden Alten, wahrscheinlich Verwandte, lebhaften Antheil nahmen.

Prokop dachte, — Simon habe vielleicht die Bank und auch die nächsten Bänke besetzt gefunden und darum sich einen andern Platz gesucht, um auf den neuen Freund zu warten. Deßhalb durchschritt er die Allee, dann die anstoßenden, endlich auch die entfernteren, und kehrte dann verstimmt zu seinem Ausgangspunkte zurück.

Er hatte nebst den besetzten auch viele leere Bänke gesehen.

Allein Simon Sleta saß auf keiner derselben.

„Der arme Simon, er ist wohl kränker geworden", seufzte der Tischlerjunge, — „ich muß ihm auf dem Zimmer heimsuchen — er wird wohl nicht gar so schlecht sein, — wenn er nur die Pomeranze essen darf."

Und Prokop schritt auf die gelbe Thüre zu, von welcher ihn die Nummer 27, er wußte selbst nicht warum, mit unheimlichem Ausdruck anstarrte.

Er öffnete und trat in einen schmalen Gang, an dessen Ende sich eine zweite gelbe Thür befand, abermals mit Nr. 27 bezeichnet.

Im Gange legte sich jener eigenthümliche Geruch auf seine Brust, den er früher nie gekannt, und der ein charakteristisches Merkmal der Spitäler ist.

Prokop öffnete die zweite Thür und trat ein.

Die meisten Betten in dem weiten Kranken-Zimmer waren „belegt", wie der technische Ausdruck lautet, allein

so sehr Prokop seine Augen anstrengte, um den Gesuchten zu erblicken, so blieb es doch umsonst; er sah in den Betten nur Männer mit bleichen abgemagerten Gesichtern, auf denen sich der Schmerz der Krankheit, gleichgiltiger Stumpfsinn oder jene milde Behaglichkeit spiegelte, welche die Genesenden charakterisirt.

Des Knaben Herz begann immer ängstlicher zu pochen.

In der Mitte des Saales an einem großen, mit Arzneiflaschen, Tiegeln u. s. w. reich ausgestatteten Tische saß „die Wärterin," eine dicke, behäbige Frau, deren leicht bekupferte Nase eine gewaltige Brille trug; sie las nämlich einen der Ritter- und Geister-Romane, wie sie in damaliger Zeit sich in den Händen der untern Volksklassen befanden, etwa „das Köhlermädchen in der Räuberschenke," oder „Arnulf, der Ritter mit dem Löwenhaupt" oder so was dergleichen, — und ihre ungetheilte Aufmerksamkeit gehörte dem Buche.

Die Krankenwärterinnen waren von jeher große Freundinnen der Romantik.

„Es zieht" brummte eine tiefe Männer-Stimme aus einem der Betten.

„Thür zumachen!" tönte es von mehreren Seiten.

Der arme Prokop war nämlich in der geöffneten Thüre stehen geblieben und er beeilte sich jetzt, dieselbe rasch zuzudrücken.

Die Krankenwärterin hob die bebrillte Nase empor.

Prokop trat furchtsam näher, — er beurtheilte alle weiblichen Wesen nach dem nicht sehr liebenswürdigen Exemplar, das als Madam' Drach in der Augartenstraße bekannt war.

„Wen suchst Du?“ fragte die Freundin der Ritter- und Geisterwelt.

„Einen Kranken,“ stotterte Prokop.

„Das versteht sich, dummer Bub, aber welchen?“

„Den Simon, — den Simon Sleta, aus Przibislau.“

„Wer ist das?“ gegenfragte die Dicke, indem sie die Brille abnahm, um den Eingetretenen besser mustern zu können.

„Wer denn sonst,“ sagte die tiefe Stimme aus dem Bette, „wer denn sonst, als der Schusterbub, der gestern gestorben ist.“

Todtenbleich, keines Wortes mächtig, starrte der arme Prokop den Kranken an, der ihm diese Schreckenkunde mit unglaublicher Gleichgiltigkeit verkündete, — dann richtete er das Auge, das sich mit Wasser füllte auf die Wärterin, als ob er von ihr eine Bestätigung der Trauerbotschaft erwartete.

„Ja freilich,“ sagte die Dicke und wischte sich — die Brille ab, „der ist todt. Wenn Du den suchst, da kommst Du zu spät, — gestern haben wir ihn expedirt.“

Seit seiner Mutter Tod hatte der arme Prokop kein so tiefes Weh in seinem jungen Herzen empfunden, als in diesem Augenblicke.

„Und wie ist er denn gestorben?“ fragte er, als seine zitternde Stimme sich endlich wieder zur Gestaltung von Worten fügte.

„Wie ein Lamperl*)“, erwiederte die Wärterin, fast ein wenig gerührt. — „Der geistliche Herr ist bis

*) Lämmlein.

zu seinem letzten Augenblick bei ihm geblieben. Er hat uns einen Gruß aufgegeben, wenn ein böhmischer Bub kommen und nach ihm fragen sollte, das bist wohl Du?"

„Ja, — ich bin's," versetzte Prokop.

„Dann ist er ausgelöscht, wie ein Lamperl*), — fuhr die Wärterin fort, unbewußt ein Wortspiel machend, „mit einem Worte: er ist gestorben wie ein Lamperl, — und s'könnt sich Mancher, der seinen festen Dreißiger auf dem Buckel hat, an dem armen Buben ein Beispiel nehmen."

Und bei diesen nicht ohne Beziehung gesprochenen Worten schritt sie mit Flasche und Löffel auf das Bett eines Patienten zu, der eben ungeduldig nach seiner „Medizin" gerufen.

Prokop stand wie angenagelt auf dem Flecke.

Die Wärterin kam zurück, stellte die Arzneiflasche brummend auf den Tisch und warf den Löffel geräuschvoll hin.

„Was willst Du denn noch?" fragte sie, nicht eben freundlich, und griff dabei nach dem Buche, um ihre interessante Lectüre wieder zu beginnen.

Prokop, der, wie erzählt, im Spitale nicht mehr fremd war, wußte, daß die Leichen erst nach 48 Stunden beerdigt werden, — der Leichnam seines armen Freundes mußte also noch im Hause sein. Deßhalb beantwortete er die Frage der Dicken mit der Gegenfrage:

„Und wo ist denn der Todte hingebracht worden?"

„In den Todtenhof — das versteht sich."

„Wo ist denn der Todtenhof?"

---

*) Kleine Lampe.

„Paperlapap! Glaubst Du, ich bin da, um Auskunft zu ertheilen? Geh nur der Nase nach, so wirst Du schon hinfinden; mußt halt fragen, kannst ja deutsch genug, böhmischer Hallawachel."

Und nach diesem Bescheid setzte sich die dicke Wärterin wieder in ihren Lehnstuhl zu ihren Rittern, Burgfräuleins, guten und bösen Geistern.

„Im Hofe, immer links hinab," rief eine mitleidige Stimme aus einem Bette weiter hinten, „man wird Dich aber nicht hineinlassen."

„Danke schönstens," antwortete Prokop und schlich sich zur Thüre hinaus.

Wer je den bittern Gang gemacht, wer je einen geliebten Todten im Todtenhof des Krankenhauses hat aufsuchen müssen, der wird die Gefühle begreifen, welche das Herz des armen Jungen zerrissen, für jeden Andern wäre eine Schilderung derselben überflüssig.

Aber sehen wollte er den kleinen, todten Freund, um jeden Preis.

Und so trocknete er die Thränen die aus seinen Augen rollten, schritt muthig weiter und fragte bescheiden und höflich Jeden, der ihm mit den Oertlichkeiten des weitläufigen Gebäudes bekannt schien, wo man in den Todtenhof gelange.

Endlich stieg er die kleine Treppe hinab und gelangte in den Leichenhof.

Hier aber rief eine gebieterische Stimme: „Halt!"

Gehorsam, erschrocken blieb Prokop stehen.

Derjenige, welcher gerufen, war einer von den Spital-Hausknechten, welche die Leichen in die Todtenkammern befördern, eine derbe, stämmige Gestalt. Das, was auf der Nase der Wärterin milde Röthe gewesen,

war auf seinem Gesichte dunkles Roth. Er schnupfte, und auf drei Schritte rings um ihn her erfüllte die Atmosphäre ein sanfter Slibowitz-Geruch.

„Was suchst Du hier?“ fragte der Kupfermann.

„Ich möchte gerne Einen von den Todten sehen,“ versetzte Prokop zitternd.

„Was nicht noch! das geht nicht! s'ist verboten.“

„Aber wenn ich recht schön bitte.“

„s'könnte Dir nicht gut werden.“

„O nein, ich bin stark, recht stark,“ betheuerte Prokop.

„Wer ist denn der Todte?“ fragte der Hausknecht weiter.

„Simon Sleta heißt er.“

„Ah was wissen wir, wie die Todten heißen! was kümmert's uns auch! Es wird ihnen ein Zettel zwischen die Zehen gesteckt, wo der Name darauf steht, — s'fällt aber keinem von uns ein denselben zu lesen, — besonders wenn man nicht lesen kann,“ setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Es war — ein Schusterbub,“ erwiederte Prokop rasch, in der Hoffnung auf diese Art leichter an's Ziel zu kommen.

„Schusterbub? Schusterbub?“ brummte der Hausknecht, den Finger bedächtig auf die Kupfernase legend. „derlei Cadaver erkennt man an dem Pech, das sie an den Fingern haben, und das sich mit allen Wassern nicht wegbringen läßt. Ich erinnere mich an keinen der Art, — und so kann man's nicht errathen, denn zu uns kommen sie nackt und da kennt man den gnädigen Herrn und den Bettelmann nicht auseinander, besonders wenn sie ein paar Tage liegen, da hört aller Unterschied auf.“

Man sieht, der Hausknecht war ein Stück Philosoph.

„Er ist erst gestern herein gekommen;“ wagte Prokop zu bemerken.

„So? was war's denn für ein Fall?“

„s'war kein Fall, s'war ein Schlag.“

„O Asinus!“ rief der Hausknecht, der sich auf diesen von irgend einem Professor aufgeschnappten Passus sehr viel zu Gute zu thun schien, „ich meine, was er für eine Krankheit gehabt, was ihm gefehlt hat?“

„Das Kreuz war ihm zerschmettert.“

„Ah! jetzt erinnere ich mich, — ein Bursch von etwa 15 Jahren.“

„Ja, ja.“

„Hm! Da bist Du zu spät gekommen, — der ist nicht mehr hier.“

„Wie?“ rief Prokop bestürzt, „er wäre schon begraben.“

Der Hausknecht sah ihn verdutzt an.

„Was meinst Du?“ fragte er.

„Ich meine,“ erwiederte Prokop eifrig, „es kann nicht sein, daß er heute schon begraben worden ist, da er erst gestern starb.“

Der Hausknecht brach in ein homerisches Gelächter aus.

„O Asinus! o Asinus,“ rief er wieder, „wem wär's denn eingefallen, ihn begraben zu lassen. Ein böhmischer Schusterbub, der keinen Menschen hat! Wird so Einer begraben? bekommt so Einer eine Leich?“

„Nicht?“ stammelte Prokop zitternd, „was geschieht denn mit ihm?“

„Na, mach' nur kein so dummes Gesicht, als ob Du glaubtest, Dein Freund sei beim Tracteur gesotten oder gebraten worden, wie Schöpsenes und Kälbernes! dazu sind die Schusterbuben viel zu zäh. — In den Secier-Saal ist er gekommen, — dort haben unsere Herren den interessanten Fall studirt, — s'muß sehr merkwürdig gewesen sein, — ich hab' ihn selbst hinaufgetragen und der ganze Saal war voll, — s'muß was Besonderes gewesen sein."

„Und wann tragen Sie ihn denn wieder herab?" fragte Prokop, der einer Ohnmacht nahe war.

„Vor der Hand gar nicht. Den Kopf hat sich der Doctor Sikowich mitgenommen, der immer behauptet, die böhmischen Schädeln seien viel dicker als die deutschen und drum zum Studieren geeigneter. Den rechten Arm hat der Herr Dr. Fabini sich bringen lassen, der ein Buch über die Puls-Adern schreibt. Die andern Extremitäten — d. h. die beiden Füße und den linken Arm werden auch wohl ihre Herren finden, der Eine dort, der Andre da. —"

Dem armen Prokop war's grün und gelb vor den Augen.

„Aber," stöhnte er nach einer Pause, „wenn so der Leichnam des armen Simon zerstückelt und nach allen Seiten zerstreut wird, wie wird er sich dann zusammen finden — am Tage der Auferstehung?"

„Hm! das weiß ich nicht, unser Herrgott wird's besser wissen," sagte der Hausknecht plötzlich ernst werdend und seine schmierige Mütze rückend, „über so was darf Unsereins nicht nachdenken, — s'taugt nicht zu unserm Geschäft. Aber jetzt geh in Gottesnamen, — ich hab Dir's ja gesagt, — die Luft da herunten wird

Dir nicht gut thun, — Du schaust aus, wie eine Leiche. Also hinauf! vorwärts! marsch!"

Prokop stammelte dem Hausknechte, durch dessen barsches Wesen eine gewisse Gutmüthigkeit durchschimmerte, ein paar Worte des Dankes und verließ betäubt, vernichtet, wankend, wie ein Betrunkener den Todtenhof.

Als wieder die dürren Blätter der Linden ihn umrauschten, der kühle Herbstwind seine brennende Stirne umfächelte, da begannen seine Gedanken sich erst zu ordnen, zu reihen. Den Ausdruck für das, was er fühlte, fand er aber erst, als er ein paar Minuten später in der dem Spitale gegenüber befindlichen Minoriten-Kirche vor dem Hoch-Altare auf den Knien lag und mit vor Inbrunst erstickter Stimme also betete:

„Mein Herr und Gott! Wenn's so sein darf in Deiner Welt, daß ein armer Mensch nicht nur leiden muß sein Leben lang, sondern auch nach seinem Tode zerschnitten und zerhackt wird, wie ein Thier und kein kühles Grab bekommt, wo er sich ausrasten kann, — wenn's so ist, so steh' mir bei und verlaß mich nicht, daß ich nicht früher sterbe, als bis ich mir soviel verdient habe, daß ich meine Leiche und mein Grab zahlen kann. Ich verspreche Dir dafür, daß ich recht brav sein und niemals von Deinen Wegen abweichen will. Sie sollen mich nicht verführen in der Werkstatt mit ihren schlechten Worten und Sprücheln. Und wenn ich je meinem Vorsatz ungetreu werden möchte, so will ich an den zerschnittenen Simon denken und aushalten bei Deinem Gebot. Dabei helfe mir unser Herr und Heiland und seine heilige Mutter, die Jungfrau Maria. Amen."

Nach diesem sonderbaren Gelöbniß, das gleichwohl für sein ganzes Leben maßgebend wurde, verließ der

Waisenknabe von Krasnec die Minoritenkirche, — sein Antlitz trug den Stämpel ernster Entschlossenheit, — der Knabe war in den letzten Stunden ein Mann geworden, — das Grafenkind ist von diesem Augenblicke nicht mehr der arme Tischler-Lehrling, es ist der Held unserer nur zu wahren Geschichte.

Mögen unsere Leser von dem sogenannten Helden keine Heldenthaten erwarten. Ich erzähle einfach und schlicht, ohne hochtrabende Phrasen, die Geschichte eines Menschenherzens, mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, und verschweige es sogar nicht, daß Prokop, Abends daheim, während ein paar Thränen der Erinnerung an den armen Simon über seine Wangen rollten, die diesem Simon bestimmte Pomeranze mit außerordentlichem Wohlbehagen verzehrte.

Das ist zwar nicht romantisch, — aber es ist menschlich, es ist wahr!

Fünftes Kapitel.

Rückblicke.

Der Romanschriftsteller ist nicht wie der dramatische Dichter bemüssigt die Begebenheiten in chronologischer Folge und stets vorwärts schreitend vorzuführen, er kann manchmal wie ein müder Wanderer Halt machen, den Blick nach rückwärts wenden, die durchlaufene Bahn prüfend überschauen und bei der Gelegenheit dem freund-

lichen Leser, der ihn begleitet, über manchen dunklen Punkt, den man im Vorüberziehen nicht genau betrachtet hat, die nöthige Aufklärung geben.

Von diesem Vorrechte Gebrauch machend, wollen wir das Grafenkind vor der Hand in Meister Nowotny's Werkstatt in der Augartenstraße lassen, wo der Junge sich zum tüchtigen Gesellen heranbildet, der Leser aber möge sich mit uns in eine andre Zeit, an einen andern Ort versetzen, damit wir die Aeltern des Grafenkindes kennen lernen.

Zu Ende der Zwanziger Jahre befand sich in Prag in der Zeltner-Gasse, im ersten Stockwerk eines der alterthümlichen Häuser eine höchst elegante, mit allen Comforts des Geschmacks und des Reichthums eingerichtete Wohnung, die selbst eine Fürstin befriedigt haben würde.

Und doch war die Bewohnerin dieser reizenden Behausung keine Fürstin, sondern eine Ballet-Tänzerin des ständischen Theaters zu Prag, mit 16 Gulden Gage.

Mancher Leser wird hier mitleidig lächelnd die Achseln zucken.

Vielleicht gelingt es mir, das Vorurtheil, das die vorangehenden Zeilen geweckt, nachträglich zu beseitigen.

Anna Maria Hlaby war das Kind blutarmer Aeltern im Dorfe Krasnec; etwa 10 Jahre mochte sie alt sein, als der Balletmeister des Prager Theaters, der nebstbei ein leidenschaftlicher Freund von Landpartien war, bei einem Ausflug in's Gebirg, in die Hütte des alten Hlaby trat, um ein Glas Wasser zu begehren. Hier sah er das spielende Kind, mit bloßen Füßen, nackten Armen, nur mit dem Hemd und dem leichten Röckchen bekleidet. Er erkannte mit praktischem Kennerblick, daß das Kind nicht bloß schön wie eine Amorette,

sondern gebaut sei wie eine Fee, schlank und zart wie eine Elfe, und einen sanften, schwärmerisch lächelnden Gesichts-Ausdruck besitze, der, wenn sie zur Jungfrau herangewachsen, von der Bühne herab eine bezaubernde Wirkung ausüben müsse. Der Balletmeister, der nicht bloß Tanz-Professionist, sondern ein wahrer Enthusiast für seine Kunst war, ließ das schöne Kind nicht mehr aus den Augen, — und um's kurz zu machen, — ein paar Tage darauf reiste die kleine Marie mit dem Balletmeister nach Prag, um ihre Tanz-Studien zu beginnen.

Man glaube nicht, daß Mariens Aeltern das geliebte Kind leichtsinnig und gedankenlos von sich ziehen ließen; allein die Zukunft, welche ihnen der Balletmeister mit den rosigsten Farben malte, schien ihnen eine weit bessere für ihr Kind, in dem reichen stolzen Prag, als in dem armen abgelegenen Krasnec, wo Marie höchstens die Gattin eines plumpen Bauers werden konnte. Auch hatte der Balletmeister versprochen, daß er und seine Gattin für die geistige und leibliche Ausbildung des Mädchens so sorgen würde, als ob die kleine Marie ihr eigenes Kind wäre.

Der Balletmeister hielt Wort, er lehrte die Kleine, die unendlich viel Talent besaß, die Anfangs-Gründe jener phantastischen Kunst, die manchmal zu Millionen, weit öfter noch in's Elend führt. Marie studirte mit seltenem Eifer, der Meister hatte seine Herzensfreude an ihr.

Allein noch mehr Freude machte das schöne Kind der Gattin des Balletmeisters, einer sanften, stillen, durch und durch gebildeten Frau, die selbst kinderlos das fremde Kind mit Mutterliebe an ihr einsames Herz drückte und dem lernbegierigen Mädchen die reichen Schätze ihres Geistes erschloß, die bis jetzt so zu sagen unter Schloß

und Riegel gelegen waren. Musik, Zeichnen und Sprachen füllten die Pausen aus, welche die Ballet-Studien des reizenden Kindes gestatteten.

Als Marie mit vierzehn Jahren zum ersten Male die Bühne betrat, da erregte ihr Erscheinen Aufsehen, ganz Prag redete von dem schönen Mädchen, das durch ihre Kunst und ihr liebliches Wesen alle Herzen bezauberte.

Natürlich fehlte es nicht an Enthusiasten, an Bouquets und duftigen Billets mit schwärmerischen Liebes-Erklärungen; allein die Bouquets verschenkte der Balletmeister, die Billets warf die Balletmeisterin in's Feuer und Marie machte sich nicht das Mindeste daraus, — denn ihr junges Herz blieb in der glühenden Lampen-Atmosphäre kühl und ihr jungfräuliches Wesen hatte sich in einer Reinheit und Milde erhalten, die den sie umwebenden Zauber noch vermehrte.

„Beim Theater?“ wird hier ein Skeptiker höhnisch lächelnd einwenden.

Warum nicht? Beim Theater sind solche Erscheinungen häufiger als man glaubt, an jeder Bühne finden sich — mag das Vorurtheil plappern was es will, — vollkommen ehrenwerthe, vollkommen achtungswürdige männliche und weibliche Charaktere, besonders an Bühnen, wo die Kunst noch als solche etwas gilt, und wo eben deßhalb ein so gebildeter, anständiger Ton herrscht, wie dieß gerade am Prager Theater der Fall.

Marie verlebte im Hause des Balletmeisters auf dem Altstädter-Ring glückliche Jahre, — bis endlich jene Epoche eintrat, die in weiblichen Herzen immer eine Krise herbeiführt. Sie war achtzehn Jahre alt geworden, ohne zu wissen, was Liebe sei. Da bemerkte sie mit einem Male die schwärmerischen Blicke, die der Tischler-

geselle Johannes Nowotny ihr zuwarf, wenn er von der Werkstatt aus die schöne Marie am Fenster gegenüber erscheinen sah. Das ganze Hauswesen des Balletmeisters war ein so bürgerlich einfaches, daß die Kluft zwischen Nowotny und Marie keine unüberspringbare, die Berührung in dem engen Hause eine mögliche war. Marie staunte über die Energie, über den Charakter des jungen Mannes, seine Schönheit wirkte auf sie mit mächtigem Zauber, Marie liebte ihn — sie übersah den geistigen Abstand zwischen ihr und dem Tischlergesellen,—im Taumel der ersten Jugendliebe baute sie mit an den Luftschlössern, die Johannes mit kühner Phantasie aufführte; es schien ihr mit einem Male das höchste Glück, vom Theater fern die Gebieterin eines bescheidenen Bürgerhauses, einer fröhlich lärmenden Werkstätte zu sein, der Mittelpunkt eines glücklichen Kreises von liebenden Kindern, — in bescheidenem Wohlstand lebend und wirkend.

Dieser Traum dauerte so lange bis die Conscription den Gesellen Johannes Nowotny, — wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, nach Pilsen rief.

Ein altes Sprichwort sagt: die Abwesenheit ist das Grab der Liebe, und hier hatte leider das alte Sprichwort wieder Recht.

Auf einer jener fashionablen Tanz-Unterhaltungen, die der Balletmeister, der nebstbei auch Tanzlehrer war, auf der Schützen-Insel veranstaltete, wurde der reizenden Nina, welche die Lionne der begeisterten Männerwelt, der Stern des Abends war, ein junger Mann vorgestellt, der auf sie einen so tiefen Eindruck machte, daß das Bild des armen Johannes in ihrer Seele rasch zu erbleichen begann.

Graf Henry d'Aubusson-Ardaigne gehörte einer jener emigrirten Familien an, die in den ersten Neunziger Jahren ausgewandert, unter Monsieur und Clairfait den fruchtlosen Kampf gegen die Bravour der Republikaner kämpften, und sich dann in Oesterreich niederließen, den Groll im Herzen, die Hoffnung auf Rache nie aufgebend. Als die Restauration die siegreiche Lilien-Fahne wieder auf den Mittel-Pavillon der Tuilerien pflanzte, kehrte auch Graf Viktor d'Aubusson-Ardaigne mit Ludwig XVIII. nach Frankreich zurück, — allein, soviel man auch restauriren mochte, — es war doch nicht mehr das Frankreich von 1788, wie es die Emigranten sich geträumt hatten, und als gar des Mörders Dolch den Herzog von Berry in der Rue Richelieu niederstreckte, — da verließ der alte Graf das Land wieder, in dem er nicht mehr heimisch werden konnte, und das ihm eben darum verhaßt geworden war, und kehrte nach Böhmen in die alte Königsstadt Prag zurück, die mit ihrem feierlich düsten Wesen mit ihren alten Häusern und Thürmen so recht eigentlich zu der verdüsterten Stimmung des alten Legitimisten paßte.

Sein Sohn war das Muster eines vollendeten Edelmannes — französische Liebenswürdigkeit gesellte sich hier zu dem sinnigen Ernst, zu der Bildung, die er durch deutsche Erziehung erlangt hatte. Er war schön, jung, geistreich und — vor Allem verliebt, — konnte es ihm da mißlingen, Eindruck auf das Mädchen zu machen, das bisher nur den Huldigungen eines simplen Tischlergesellen Gehör geschenkt, gegen Courmacher aber immer taub gewesen war?

Wir haben hier weder Lust noch Raum, das Werden, die Entwicklungsgeschichte dieser Liebe zu erzählen, es ist ja eben

„Die alte Geschichte, die ewig neu bleibt," — wir beschränken uns darauf zu sagen, daß nach vier Wochen Marie die elegante Wohnung in der Zeltnergasse bezog, die ihr der Graf gemiethet hatte.

Wir sind ehrlich genug, diesen Schritt nicht etwa schön zu finden. Es war eine Verirrung, ein Fehltritt, zu dessen Entschuldigung wir nichts anführen können, als daß beide jung waren, und daß der Graf die Tänzerin eben so leidenschaftlich liebte, als sie mit glühender Begeisterung an ihm hing.

All dieß mag vielleicht gegen die Gesetze der Aesthetik verstoßen, allein ich erfinde nicht, ich erzähle.

Und Henry's Vater? und Mariens Zieheltern?

Der alte Graf d'Aubusson, dem die Neuigkeit natürlich brühheiß zugetratscht wurde, lächelte still für sich; vielleicht erinnerte er sich an die Tage, wo er selbst zu den ersten Roués der jeunesse dorée gehört, wo er als Garde à cheval die Herzen der Hofdamen und Bürgermädchen in Brand gesteckt und seine comfortable, einsame Maisonette in Chantilly gehabt hatte. Der Graf Victor huldigte, was seine moralischen Grundsätze anbelangt, dem Systeme seiner Jugendzeit, dem voltairischen Principe der Principienlosigkeit, und da von der Entschädigungs-Milliarde der Restauration ein recht hübscher Antheil auf die Familie d'Aubusson gefallen war, so hatte er auch aus ökonomischen Rücksichten nichs dagegen einzuwenden, daß sein einziger Sohn, sein Liebling und Erbe, in der Zeltner-Gasse une petite maîtresse besuchte.

Anders dachten freilich Mariens Zieh-Aeltern — ihre wirklichen Aeltern waren inzwischen in Krasnec gestorben, wie wir zu erwähnen vergessen haben. Der Balletmeister und seine Gattin, welche beide die reizende

Marie wie ihr eigenes Kind liebten, waren tief betrübt über die Art und Weise, wie die Tänzerin jede Rücksicht bei Seite setzend, ihre neue Wohnung bezog, und jede Vorstellung des Meisters gering achtend, nicht einmal die Thränen ihrer Ziehmutter beachtete. Strenger als mit Worten wagte der Balletmeister nicht aufzutreten, denn der ganze junge Adel Prags gehörte zu seinen Schülern und wenn er gegen den Grafen d'Aubusson, den beliebtesten der jungen Edelleute aufgetreten wäre, so würde ein solcher Schritt nicht ermangelt haben, ihn mit der gesammten Aristokratie zu verfeinden. Dieß erwägend und dem Ehrenworte Henri's vertrauend, welcher versprochen hatte, die Geliebte aufs Glänzendste zu versorgen, schwieg der Balletmeister, — seine Gattin aber, die stille, bescheidene Frau, folgte dem Beispiele ihres Gemahls und weinte im Stillen.

Die Welt aber urtheilte über dieses Verhältniß, — wie eben die Welt immer zu urtheilen pflegt, vorschnell gedankenlos. Vierzehn Tage lang kamen die Zungen der Klatschbasen in Bewegung, so oft die Equipage des Grafen vor dem Hause in der Zeltner-Gasse hielt, dann aber gewöhnte man sich daran und fand die Sache ganz in der Ordnung, eben weil man sich daran gewöhnt hatte; ein paar Monate vergingen und Alles war still.

So standen die Sachen, an dem Tage, wo wir den Grafen finden, der langsam Arm in Arm mit einem Freunde über den Graben herab gegen den Pulverthurm zu wandelte.

Der Freund ist etwas älter als der Graf, sein Gesicht obwohl aristokratisch fein, hat nicht den herzlichen offenen Ausdruck, wie das männlich schöne Antlitz Henri's seine Sprache ist gemessener, zurückhaltender. Dieser Herr

nennt sich Vicomte von Bretailles und ist des Grafen Vetter und einziger Verwandter außer dem alten Grafen.

Die beiden Herren biegen durch das Thor des Pulverthurms in die Zeltnergasse ein.

Vor dem Hause, wo Marie im ersten Stock wohnte, bleiben sie stehen, ihre verschränkten Arme lösen sich.

„Adieu, lieber Cousin," sagte der Vicomte von Bretailles.

„Willst Du nicht mit herauf kommen?" fragte der Graf.

„Nein, danke schön."

„Warum nicht, mon cousin?"

„Hm! ich glaube, das Fräulein sieht mich nicht gern."

„Einbildung!"

„Kann ich ihr's am Ende verargen? Bei Liebesleuten ist ein Dritter immer überflüssig, langweilig, und wenn Du mich nun als Dritten mitschleppst, so ist's wohl begreiflich, wenn mich die schöne Marie langweilig findet."

Der Graf d'Aubusson lachte herzlich.

„Nun, so thue nach Deinem Willen," antwortete er, „allein zum Diner mußt Du mit mir fahren. Papa speist auf seinem Lieblingssitz, in seinem grünen Branohetz."

„Ich weiß, mon cousin, was ich dem Oberhaupt unserer Familie schuldig bin und werde kommen", sprach der Vicomte mit komisch feierlichem Pathos und einer Verbeugung vom nämlichen Kaliber.

„Ich bleibe bei Marien höchstens ein halbes Stündchen" — fuhr Henri fort.

„Nun, und wenn aus dem halben Stündchen auch eine Stunde wird, oder gar zwei Stunden," spöttelte der Vicomte, „so thut es nichts. Verliebte kennen keine Zeitrechnung, und ich — ich kann warten."

Die letzten Worte sagte der Vicomte von Bretailles mit einem so sonderbaren Ausdruck, mit einem so seltsamen Blicke, daß es dem Grafen jedenfalls hätte auffallen müssen, wenn seine ungetheilte Aufmerksamkeit nicht bereits einem Fenster des ersten Stockwerkes zugekehrt gewesen wäre, an dem ein lieblicher Lockenkopf erschien, dessen lächelnder Mund ihn freundlich grüßte, dessen blitzende Augen ihm einen zärtlichen Willkomm winkten.

„Nun denn, Gott befohlen,“ rief der Graf zerstreut, „schlage die Zeit todt, so gut Du's vermagst, mon cousin — aber wo find' ich Dich dann? wo soll ich Dich abholen?“

„Bei Chlumetzky, — es sind frische Bremer-Briken angekommen, denen ich meine Aufwartung machen will und nebstbei gedenke ich den trefflichen Vino d'Asti zu kosten, von dem der Kapitän Stavinsky soviel Rühmens macht.“

Die letzten Worte hörte der Graf nicht mehr, denn er war bereits in's Haus geeilt, mit der stürmischen Eile der erwartenden Liebe. Der Blick, den ihm der Vicomte nachsendete, trug abermals jenes seltsame, nicht wieder zu gebende Gepräge, — dann schritt Herr von Bretailles langsam gegen den Ring hinab. Unter den Lauben des Hauses vor der Teinkirche stand ein schlecht gekleideter Mann, der auf ihn zu warten schien, — denn er trat mit einer tiefen Verbeugung auf ihn zu.

„Nun, wie steht's?“ fragte der Vicomte.

„Alles wie ich bereits gesagt. Der Tischlergeselle hat am Roßmarkt im Palais des alten Herrn, so wie in der Wohnung des Fräuleins Hlaby Scandal gemacht — er geberdet sich als Bräutigam und privilegirter Lieb-

haber und erzählt es auf offener Gasse Jedem, der es hören will.“

„Bon, — und das Fräulein?“

„Das Fräulein war sehr erschrocken, als der Bengel an ihre Thüre polterte, doch faßte sie sich rasch und ließ dem Tischlergesellen durch das Kammermädchen sagen, daß sie Leute seiner Art nicht empfange.“

„Ja, sie trägt die Nase bereits gewaltig hoch, ich glaube, sie würde es sogar nicht außerordentlich finden, wenn der Graf sie heirathete.“

Diese Bemerkung machte der Vicomte von Bretailles wie für sich, dann fragte er laut: „und was geschah weiter?“

„Da der Tischlergesell anfing ungeberdig zu werden, so schickte man um die Polizei und ließ ihn wegführen, was unter großem Spectakel geschah.“

„Bravo! sie entledigt sich ihrer plebejischen Bekannten auf eine sehr praktische Weise,“ rief Herr v. Bretailles, „sie hat entschiedenes Talent zur großen Dame.“

„Alle diese Nachrichten sind verläßlich, denn ich habe sie aus erster Hand von dem Kammermädchen Sabine, das dem gnädigen Herrn treu ergeben ist und sich bei dieser Gelegenheit der Erinnerung und dem geneigten Wohlwollen des gnädigen Herrn empfiehlt, so wie ich es thue, da ich bereits wieder in einer Lage bin, welche —“

Der Vicomte ersparte ihm die Schilderung dieser Lage, indem er in die Tasche griff und eine jener langen Seidenbörsen hervorzog, welche man damals im goldenen Zeitalter der Silberzwanziger zu tragen pflegte. Er befriedigte aus dieser Börse die eben nicht unbescheidenen Ansprüche der beiden spionirenden Individuen, die sich seinem Dienste geweiht hatten, und sprach hierauf:

„Ich gehe jetzt zu Chlumetzky, — Nachmittags fahre ich nach Branohetz auf die Villa meines Oheims und bleibe dort beim Speisen. Abends werde ich im Kaffeehaus beim „Stern“ sein, — dort kann mich Stavinsky treffen, wenn er allenfalls nach mir fragen sollte. Adieu, und gut aufgepaßt!“

Der Vicomte von Bretailles bog nach diesen Worten in die Eisengasse ein, während sein Spion in einer jener engen, abschüssigen, schmutzigen Gassen verschwand, die zur Judenstadt hinabführen.

Wir kehren zum Grafen Henri d'Aubusson-Ardaigne zurück, der, wie wir wissen, die Treppe des Hauses in der Zeltnergasse hinan geeilt war.

Maria flog ihm entgegen.

„Mein Henri! mein Leben!“

„Marie! mein süßes Kind!“

Die Fluth von Liebkosungen und Schmeichelworten zu schildern, welche auf diese Begrüßung folgten, wird uns der gütige Leser erlassen, es gibt auf der Welt nichts, was für die Betheiligten interessanter, und für Zuseher oder Leser uninteressanter wäre, als Liebes-Scenen mit dem dazu gehörigen Dialoge. Wir beschränken uns also darauf, zu erzählen, daß nach dem Taumel der ersten Umarmung und nachdem beide auf der eleganten Sammt-Ottomane Platz genommen, die reizende Marie, ihren Arm um des Grafen Nacken schlingend, in die ängstlichen Worte ausbrach:

„Mein Himmel, was seh' ich Henri, — Deine Stirne zieht eine Falte, — was ist Dir, mein Abgott?“

„Du irrst; es ist nichts — gar nichts —“

„Doch, doch, Henri!“

„Wenn ich Dir aber die Versicherung gebe —“

„O fort mit einer Versicherung, die der Mund gibt, ohne daß das Herz etwas davon weiß. Nein, nein, — Du hast etwas, — ein Geheimniß! Mein theurer Henri, — lasest Du mir nicht vor Kurzem aus einem Deiner Lieblingsschriftsteller den Satz vor, daß die Liebe im Abnehmen begriffen sei, wenn die Liebenden ein Geheimniß gegen einander haben? Henri, mein Leben, mein Alles, sollte Deine Liebe bereits im Abnehmen sein, — solltest Du ein Geheimniß vor Deiner Marie haben?"

„Dieselbe Frage könnte ich mit weit mehr Recht an Dich stellen," erwiederte der Graf, die Oberlippe ein wenig aufwerfend, — „ich muß an Deiner Liebe zweifeln, da Du ein Geheimniß vor mir hattest —"

„Ich? — Wie so?"

„Höre mich an, so erfährst Du auch gleich den Grund der bösen Falte auf meiner Stirne. Heute morgens zu einer Zeit, wo ich und Papa zum Glück noch schliefen, kam ein Ungeberdiger, ein Wüthender, dem Aussehen nach ein Arbeiter, in unser Palais am Roßmarkt, wollte durchaus mit mir sprechen und schrie unter fürchterlichen Zornausbrüchen, der junge Graf habe ihm seinen Schatz, seine Marie abwendig gemacht, er wolle ihn zur Rede stellen und was derlei albernes Zeug noch mehr ist. Allein meine Dienerschaft, Jean, der Portier, an der Spitze, warf den Tölpel zum Hause hinaus und es ärgert mich nur, daß Dein Name in einer Affaire vorkommt, wo von Dir der Ausdruck „Schatz" gebraucht wird, wie von einer Küchenmagd."

Marie Hlaby war während dieser kurzen Erzählung abwechselnd erröthet und erbleicht, sie hatte nicht gedacht, daß Johannes Nowotny in seinem Grimm so weit gehen würde.

„Du schweigst?“ fragte der Graf nach einer kurzen Pause, während welcher sein Blick noch ernster, seine Stirne noch düsterer geworden war.

„Ich schweige,“ antwortete Marie, das reizende Haupt von der weißen Hand emporhebend, worauf sie es gestützt hatte, „ich schweige, weil ich meine Gedanken ordne; denn ich kenne Dich und Dein aufbrausendes Wesen, — ein unrichtiges, ein undeutliches Wort könnte die Erklärung verderben, die ich Dir zu geben schuldig bin.“

„Also doch eine Erklärung?“

„Ja, sei so liebenswürdig und geduldig, mich ein paar Minuten anzuhören.“

„Ich bin ganz Ohr,“ sprach der Graf, in dessen Worten eine leise Bitterkeit unmöglich zu verkennen war.

Marie heftete ihr dunkles, geistreiches Auge auf ihn, und sagte sanft und würdevoll zugleich, mit einem unnachahmlichen Zauber:

„Ich muß noch einmal den Küchenmagd-Ausdruck gebrauchen, — wie Du ihn nanntest, — jener Tischlergeselle, der heute so thöricht war, im Hôtel d'Aubusson eine Morgen-Visite zu machen, hat das Recht, mich seinen Schatz zu nennen.“

„Wie? was?“ rief der Graf todtenbleich, mit flammendem Auge und wollte aufspringen „Du wagst es, mir zu sagen —“

Marie hielt seine zitternde Hand fest und zog ihn sanft wieder auf die Ottomane nieder.

„Laß mich vollenden, Henri,“ sprach sie mit unendlicher Wehmuth, „ja, jener arme Johannes, der vielleicht in diesem Augenblick sein Leben in den Fluthen der Moldau endet, ist mein Schatz gewesen, aber nicht in jener

Bedeutung, die Ihr vornehmen Herren dem Worte beilegt, da Ihr in einem Schätzchen eben nichts seht, als ein Spielzeug Eurer Launen, geeignet Euch eine halbe Stunde zu amusiren, um dann weggeworfen zu werden. Der Tischlergeselle nannte mich seinen Schatz in jener tief ernsten poetischen Bedeutung, die das Volk dem Worte gibt, wo der Liebende in der Geliebten wirklich einen Schatz sieht, bewacht vom Zauber der Unschuld, den er nicht zu heben wagt, bevor des Priesters Segen den Riegel gesprengt, die goldene Pforte geöffnet, die ins Paradies der Liebe führt. Von diesem Schatz schwärmt das Volk in seinen Liedern, von ihm träumt der Bursche auf der Wanderschaft, ein Blick vom Schatz begeistert ihn, in Noth und Elend auszuhalten, ein Vergißmeinnicht von ihrer Hand gespendet, trägt er als Talisman am Herzen, der Gedanke den Schatz einst sein zu nennen, bewirkt, daß er lächelnd hungert und darbt, daß er arbeitet und spart. Er ist glücklich, wenn er zum Fenster seines Schatzes ein „gute Nacht" hinauf flüstern darf, glücklich, wenn er den Schatten ihres Antlitzes hinter den herabgelassenen Vorhängen erblickt, überglücklich aber, selig, wenn es ihm einmal vergönnt war, die Hand des Schatzes zu drücken, — von einem Kusse träumt er nur in seinen schönsten Stunden. Und siehst Du, Henri — so hat mich jener Mann geliebt, sein ernstes, tief inniges, treu ergebenes Wesen hat mich seltsam bewegt — nie haben sich unsere Lippen berührt, nie wagte es seine bescheidene Zärtlichkeit eine Liebkosung an mich zu richten, — und ohne ihn eigentlich zu lieben, fühlte ich mich gerührt. Vielleicht wäre ich einst Meisterin in dem Haus geworden, das er gegründet hätte, wenn — Du nicht gekommen wärest, mein Henri. Ach! da war freilich

Alles aus, — von dem Augenblicke an vergaß ich Gott und die Menschen, — ich sah nur Dich, Dich ganz allein auf der Welt, — ich wurde Dein eigen, als Geliebte, als Weib, ach Henri! — bin ich denn auch jemals Dein Schatz gewesen?"

Und bei diesen Worten schlug sie das dunkle, thränenfeuchte Auge fragend zu ihm empor. Wer hätte da widerstehen können; stürmisch zog sie der Graf an seine Brust.

„Ja, Du bist mein Schatz! rief er leidenschaftlich, „mein Juwel! meine Perle! Doch warum verschwiegst Du mir das Alles?"

„Weil ich Dich mit der Erzählung dieser spießbürgerlichen Liebesgeschichte nicht langweilen wollte. Johannes war heute auch bei mir, er wollte durchaus mit mir sprechen, — ich ließ ihn abweisen, es muß ihm sehr wehe gethan haben, denn er tobte und lärmte, so daß die Hausleute die Wache riefen, welche den armen Teufel hinweg führte."

„Hm! solch eine Scene in dem Hause, wo Du wohnst, ist mir sehr unlieb," sprach der Graf, siehst Du, Du böses Kind, das kömmt davon, wenn man vor dem Mann seiner Liebe ein Geheimniß hat."

„Ach! ich habe noch ein viel größeres Geheimniß."

„Darf ich's erfahren?

„Ja, Henri, Du darfst, Du mußt es wissen!"

„So sprich, mein süßes Kind."

Da beugte sich die holde Marie zu ihm hinüber, theilte seine dunklen Locken, legte den Mund an sein Ohr, die beiden Hände aber vor ihr Gesicht und flüsterte, tief erröthend, ein paar süße geheimnißvolle Worte.

Der Graf sprang auf, ein Blitz der Seligkeit durchzuckte sein ganzes Wesen, er preßte das schöne Mädchen an sein jubelpochendes Herz und beide Arme um ihren Nacken schlingend rief er:

„Marie! in diesem Augenblick bist Du mein Weib vor Gott, — bald sollst Du es auch vor den Menschen sein!“

Sechstes Kapitel.

In der Judenstadt. — Der Erbschleicher.

Wer zum ersten Male die Judenstadt in Prag betritt, den überfällt, er mag wollen oder nicht, ein staunendes, unheimliches Grauen. Uebrigens befinden sich in dieser dumpfen Atmosphäre die Kinder Israels sehr wohl, während eine sehr große Abgestumpftheit gegen jede Sorte Ekel, oder eine sehr große Armuth dazu gehört, wenn ein Christmensch hier leben und gedeihen soll.

Beide Eigenschaften besaß zum Glück der Bewohner einer der elendesten Stuben in einem der verfallensten Judenhäuser dieses verkommenenen Stadttheiles. Dieser Herr — wir nennen ihn so, weil man in Deutschland jede erwachsene Person männlichen Geschlechtes so titulirt, war der Capitän Stavinsky, derselbe, dem der Vicomte von Bretailles hatte sagen lassen, daß er ihn Abends im „Stern“ treffen würde.

Der Herr Capitän, — diesen Rang hatte er, wenigstens nach seiner Behauptung, in der französischen Armee bekleidet, aus der er wegen eines Duells mit höchst blutigem Ausgang entlassen worden sein wollte, — der

Herr Capitän lag, ausgezogen auf seinem Bette in einer höchst mißmuthigen Stimmung, die sich durch Ausstoßen dichter, kugliger Tabakwolken aus seiner Pfeife kund gab und noch vermehrt ward, als die Thüre leise aufgemacht wurde und in derselben ein hageres, gelbes Judengesicht erschien, das dem Herrn vom Hause, dem mobilen Handelsmann Ephraim Fleischeles angehörte.

„Was gibts?" schnarrte der Capitän.

„Wollt' ich doch nur fragen," süßelte Ephraim, „ob der gestrenge Herr Capitän von den Balmachomes*) nichts hätten zu befehlen?"

„Hat sich was zu befehlen," brummte der Gestrenge, „wenn der nervus rerum gerendarum fehlt, um dem Befehl Nachdruck zu geben. — Nein, ich benöthige nichts."

„Um so besser," meinte Fleischeles, „so kommt doch nicht eine neue Post auf die alte Rechnung, so ohnehin schon gewaltig angelaufen ist, und die ich, weil ich doch schon einmal die Treppe heraufzusteigen gekommen bin, bei der Gelegenheit dem gestrengen Herrn Capitän vorzulegen die Ehre haben und um gütige Berichtigung ergebenst bitten werde."

„Hat Zeit! hat Zeit!" schrie der Capitän hastig.

Allein Ephraim Fleischeles hatte aus seinem Kaftan bereits einen langen schmierigen Streifen Papier hervorgezogen und begann laut und vernehmlich zu lesen:

„Für Miethe durch drei Monate —

„Zwei Monate und drei Wochen," verbesserte der Capitän.

„Dreißig Gulden," las der Jude ohne sich irre machen zu lassen.

*) Balmachomes, — Soldaten.

„Für so ein Loch! Das ist Diebstahl! Raub!“ eiferte der Capitän.

„Für Kost 20 Gulden,“ las Fleischeles.

„War nicht zu fressen, — Euer koscheres Hundefutter!“

„Für Holz, Licht und sonstige Kleinigkeiten 7 fl. 42 kr.“

„O Gauner!“

„Dem Herrn Capitän baar geliehen zweihundert Gulden.“

„Baar! o Du Spitzbuben-Gesicht. Fünfzig Gulden habe ich baar bekommen, das Andere in baumwollenen Sacktüchern und rothen Parapluies, die ich durch einen Schurken Deines Gelichters mit 60 Prozent Verlust verkaufen mußte.“

„Summa, Summarum, zweihundert sieben und fünfzig Gulden, zwei und vierzig Kreuzer,“ schloß Ephraim Fleischeles seine Vorlesung und legte die Rechnung dem Herrn Capitän auf's Bett.

Stavinsky las die Rechnung prüfend nach; während dieser Zeit fand er Gelegenheit, das neben dem Bette auf dem Tische stehende Feuerzeug zu öffnen nnd ein Zündhölzchen anzureiben, dann machte er aus des Juden Rechnung einen Fidibus, brannte ihn an und zündete damit die ausgegangene Pfeife an.

„Der gestrenge Herr Capitän beliebt sich einen Spaß zu machen mit seinem unterthänigsten Knecht,“ sagte Fleischeles mit einem sauersüßen Lächeln, habe ich doch jetzt die Mühe, die ganze Rechnung Post für Post auf's neue zu schreiben.“

„Du kannst Dir vor der Hand die Mühe ersparen,“ meinte der Pole kaltblütig, „denn bezahlen werde ich jetzt doch nicht.“

„Der Herr Capitän werden bezahlen.“

„Allerdings werde ich bezahlen, nur das Wann ist noch etwas „problematisch.“

„Der Herr Capitän werden bald bezahlen, gleich bezahlen —“

„Ha! ha! ha!“ lachte der Pole aus vollem Halse.

„Der Herr Capitän werden es nimmer so lächerlich finden,“ sprach der Jude mit einem lauernden Blick, „wenn ich Hochdieselben einsperren lasse.“

Stavinsky sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett.

„Verfluchter Jude!“ schrie er und schwang drohend das Pfeifenrohr.

Allein Ephraim Fleischeles streckte abwehrend die Hand vor und sagte mit jener kalten Ruhe, die der Jude anstatt des Muthes besitzt, besonders, wo es gilt, einen in seine Falle gegangenen und darüber in Wuth ausbrechenden Gegner zu bändigen.

„Hier prügelt man den Juden nicht ungestraft, besonders wenn er in seinem Recht ist, wie ich. Denn ich habe ein Wechselchen in Händen, acceptirt vom Herrn Capitän, fällig seit acht Tagen, — bereits ist auch Protest und Personalarrest erwirkt und so der Herr Capitän nicht zahlen —“

Der Jude schwieg, Stavinsky ergänzte seinen Satz:

„So muß ich in's Hundeloch, meinst Du, — hm! — ein ärgeres Hundeloch als Du mir hier um zehn Gulden monatlich vermiethest, kann's auch nicht sein. Uebrigens geht's nicht so leicht mit dem Einsperren, wie Du wähnst“, — setzte er bramarbasirend hinzu, — „ich bin Officier, ich bin Capitän“ —

„Eppes nur ein französischer,“ hohnlächelte Fleischeles. „Hat keine große Geltung in Oesterreich die blaue Uniform, besonders so darin steckt ein polnischer Herr.“

Die letztere Bemerkung schien dem Polen einzuleuchten, denn sein Ton war viel gefügiger, beinahe schmeichelnd geworden, als er erwiederte:

„Aber in's Teufels Namen, was soll ich denn thun?“

„Bezahlen,“ sprach Ephraim.

„Woher nehmen und nicht stehlen?“

„Ew. Gestrengen haben propre, noble Bekanntschaften.“

„Hm! lauter Polen, arme Teufel, wie ich.“

„Der Herr Vicomte von Bretailles.“

„Ja, wenn der wollte.“

„Machen der Herr Capitän einen Versuch.“

Der Capitän kratzte sich hinter den Ohren.

Im selben Augenblicke vernahm man auf der Stiege heftiges Gepolter, vermengt mit einer zornigen Stimme, die im besten Französisch alle tausend Donner auf den Baumeister und den Hausherrn dieser Barrake herabfluchte, wo man in Gefahr steht, Arm und Beine zu brechen. Beim Klange dieser Stimme spitzte der Capitän die Ohren, wie das Schlachtroß, wenn es die Trompete hört, die zur Attaque bläst; er faßte den Juden rasch beim Arm und flüsterte ihm in's Ohr:

„Der Vicomte von Bretailles!“

„Gott's Wunder! Der kommt gelegen,“ brummte Ephraim.

Im nächsten Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen und der Vicomte trat in's Zimmer.

„Gott zum Gruß, Herr Vicomte,“ rief ihm der Pole entgegen.

„Ohne zu antworten, warf der Herr von Bretailles seine Blicke in der ärmlichen Stube herum, ein Lächeln des Mitleids spielte um seine Lippen und nicht wie Ironie, sondern wie Bedauern klang es, als er auf Stavinsky's Gruß antwortete:

„Sie wohnen hier nicht eben brillant, Herr Capitän."

„Man muß sich strecken nach der Decke," erwiederte der Pole achselzuckend.

„Sollen leben, gnädiger Herr," rief Fleischeles unter tiefen Reverenzen, „die Wohnung ist gar nicht schlecht, für zehn Gulden monatlich sammt Bedienung, der Herr Capitän haben hier gewohnt drei Monate, ohne sich ein einziges Mal zu beklagen, und ohne ein einziges Mal zu zahlen den Zins."

Der Vicomte lachte laut auf, die Röthe der Scham trat auf des Capitäns Stirne.

„Ich habe soeben eine kleine Differenz mit meinem Hauswirth gehabt," sagte er, „es handelt sich um lumpige 250 Gulden."

„Um 257 Gulden 42 Kreuzer," verbesserte Fleischeles.

„Hole Dir morgen Vormittags um 9 Uhr das Geld bei mir," sprach der Franzose, „ich bin der Vicomte von Bretailles und wohne am Obstmarkt."

„Sehr wohl, allergnädigster Herr," erwiderte der Jude mit einem Bückling, der ihn zusammenbog, wie ein schnappendes Taschenmesser und verschwand durch die Thüre.

Es entstand eine Pause.

Der Kapitän Stavinsky nahm die Kleider vom Sessel, warf sie auf den Koffer und stellte den Stuhl dem Gast hin.

Der Vicomte setzte sich und wischte sich die Stirne mit dem feinen Taschentuch ab, das nach fleur d'orange roch. Die Tabak- und sonstigen Dünste der dumpfen Stube hatten seine aristokratischen Nerven angegriffen.

Der Pole setzte sich auf's Bett und ließ hinter seinen dicken Wimpern einen raschen, lauernden Blick auf seinen Gast hervorschießen; er bemerkte jetzt erst, daß der Vicomte von Bretailles blaß und ergriffen aussah; ohnehin hatte der in solchen Angelegenheiten sehr scharfsinnige Abenteurer es bereits erkannt, daß kein gewöhnliches Ereigniß den Cavalier, der sich obendrein mit ihm kurz zuvor entzweit hatte, in seine elende Behausung führen konnte. Da der Vicomte nicht sprechen zu wollen schien, so eröffnete der Capitän das Gespräch mit den Worten:

„Ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre komme, den Herrn Vicomte bei mir zu sehen."

„Ich sollte Sie eigentlich fallen lassen," meinte der Franzose, „denn Sie haben meine Güte arg mißbraucht. Meine Casse ist kein Brunnen, und selbst ein Brunnen läßt sich ausschöpfen."

„Ach das Spiel! das leidige Spiel!" wehklagte der Pole.

„Ich habe Ihnen 1000 Gulden baar gegeben, um Ihre Lage zu verbessern. Sie haben diese nicht unbedeutende Summe verspielt, ohne auch nur früher dem Judenwirth die lumpige Miethe zu zahlen."

„Es ist leider wahr," seufzte Stavinsky.

„Fünfzig Dukaten, die ich Ihnen nachträglich gab, wanderten denselben Weg.

„Nur vierzig, zehn gingen auf Champagner auf, den wir bei Madame Laribal tranken, als neue Nichten von ihr angekommen waren."

„Mit einem Wort, Sie sind unverbesserlich.“

„Und sind Sie bloß deßhalb hierher gekommen, um mir das zu sagen?“

„Nein. Ich will Ihnen noch einmal helfen.“

Der Pole warf ihm einen vielsagenden Blick zu.

„Dann müssen Ihre Sachen sehr schlecht stehen,“ sagte er.

„Es wäre kindisch, dieß läugnen zu wollen,“ versetzte der Vicomte von Bretailles, „sie stehen so schlecht, daß sie nicht mehr schlechter stehen können, — und Alles ist verloren, wenn wir nicht die großen Mittel in Anwendung bringen.“

„Ich darf mir also schmeicheln, zu den großen Mitteln zu gehören,“ sprach Stavinsky mit einer komischen Verbeugung.

„So ist's. Hören Sie mich an. Sie wissen bereits, daß mein Vater der jüngere Bruder des Grafen d'Aubusson-Ardaigne war. Mein Vater heirathete früh, ich war die Frucht dieser Ehe und schon in meiner Kindheit gab man mir zu verstehen, daß ich einst das Oberhaupt der Familie, meinen Oheim, den Grafen beerben würde, da dieser, stets in Liebes-Affairen verwickelt, keine Lust zu haben schien, sich zu vermählen. Allein in Wien hatte es eine kleine Baronin von Ankersberg dem chère oncle angethan, er heirathete und 9 Monate später brachte mich ein schreiendes Wickelkind, — der gegenwärtige Herr Graf Henri d'Aubusson-Ardaigne, — um meine Ansprüche auf die Erbschaft. Mein Papa ärgerte sich zu Tode, ich aber, der gewohnt war, mich als einstigen Besitzer einiger Millionen zu betrachten, war plötzlich nichts, als der arme Vicomte von Bretailles, der in

Verlegenheit kommt, wenn es gilt einem Freunde eine Handvoll Dukaten zu leihen."

Der Vicomte hielt inne, der Pole sprach lauernd:

„Der Graf Henry ist Ihnen also sehr im Wege?"

„Ganz außerordentlich," versetzte der Vicomte mit staunenswerther Kaltblütigkeit, „ich that Alles Mögliche, um das Hinderniß zu beseitigen, ich führte ihn zu den ärgsten Bachanalien, — sein Geschmack sträubte sich gegen dieselben, — ich rechnete auf einen jener bösartigen Zufälle bei Jagden und Kirchthumrennen, die schon manchem ehrlichen Kerl das Genick gekostet haben, — der Graf kam überall durch; ich verwickelte ihn in Händel, sein Muth und seine gute Klinge führten ihn siegreich aus jeder Affaire; ich konnte warten — denn ich bin nur um acht Jahre älter als er, — da begann er das Verhältniß mit der Tänzerin, seit der Zeit ist er, so parador das klingt, solid geworden, — er flieht Jagd, Spiel, Wein und Weiber, spielt sich auf den bürgerlichen Hausherrn und entfremdet sich mir mehr und mehr."

„Schlimm! schlimm!"

„O das Schlimmste kommt erst. Die schlaue Komödiantin ahnt in mir den Feind, sie kann mich nicht ausstehen. Ich mied es, mit Henri Besuche zu machen, die mir und ihr gleich unangenehm waren, allein ich habe ihr Haus mit Spionen umstellt und erfahre Alles."

„Bravo!"

„Und so habe ich denn erfahren —"

Der Vicomte hielt inne, als fiele es ihm schwer, die Kunde zu sagen.

„Was denn?" fragte der Pole.

„Ich habe erfahren," fuhr der Franzose fort, „daß die Tänzerin seit vier Tagen mit dem Grafen rechtmäßig

ehelich verbunden und bereits geraume Zeit in Umständen ist, die außer dem großen Hinderniß meines Glückes auch noch ein kleines Hinderniß in Gestalt eines kleinen Grafen Henri erwarten lassen."

Stavinsky saß ganz versteinert da, der Vicomte lächelte bitter.

„Was sagen Sie zu der Bescheerung?" fragte er.

„Wie war's denn möglich? Der alte Graf."

„Der alte Graf weiß nichts davon, — 's wäre auch unnütz, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Er würde Anfangs toben und hintendrein seinen Segen geben, wie die polternden Väter in der Komödie. Der alte Abbé Brancourt, Henri's Lehrer, hat die beiden Leute heimlich getraut, er ist heute abgereist und nach Paris zurückgekehrt. Der Trauungsact fand in der Wohnung der Tänzerin Statt, dort befindet sich auch der Trauschein, — dieser muß in meine Hände, um jeden Preis" —

„Soll geschehen," schaltete der Pole ein, „Borowsky und Straschenko sind verläßliche Leute und werden gern ein paar Gulden verdienen."

„Geduld, noch sind wir nicht so weit. Mein Plan geht sicher vorwärts: Niemand weiß um die Trauung, als wir zwei, jener Geistliche, der abgereist ist, und das Kammermädchen, das mir die Sache verrieth; — ihr habe ich den Mund mit Gold gestopft. Wir zwei werden auch schweigen."

„Wenn ich es aber nicht thäte?" fragte Stavinsky.

„Dann würde ich," sprach der Vicomte kalt, „der österreichischen Polizei einige Briefe übergeben, die vom Insurrections-Comité in Paris an den Capitän Stavinsky geschrieben und in meine Hände gefallen sind."

„Still, um Gotteswillen!“ flüsterte der Capitän, sich ängstlich umsehend.

„Sie sehen also, daß Sie schweigen müssen,“ fuhr der Vicomte von Bretailles fort, „ja noch mehr, Sie werden — versteht sich gegen eine acceptable Summe, — die Rolle spielen, die ich Ihnen in diesem Drama vorgezeichnet habe. Vor allem muß der Graf sterben.“

Der Vicomte trocknete sich die mit kaltem Schweiß bedeckte Stirne.

Der Pole verfärbte sich ein wenig, dann sprach er: „Weiter!“

„Natürlich kann von einem Meuchelmord nicht die Rede sein,“ fuhr der Herr v. Bretailles fort, „es muß Alles so natürlich kommen, als ob es eben gar nicht anders hätte sein können. Aber er muß rasch sterben, damit er nicht Zeit hat, das Geheimniß seiner Ehe noch Andern anzuvertrauen. Gleichzeitig muß der Trauschein verschwinden, dann wird die schöne Marie weder beweisen können, daß sie seine rechtmäßige Gattin, noch daß das Kind etwas Besseres als ein Bastard ist.“

„Und wie soll das Alles gemacht werden?“ fragte Stavinsky.

„Hören Sie mich an, Sie werden mich gleich begreifen,“ antwortete der Vicomte.

Und die beiden Ehrenmänner rückten näher zusammen, um ihren schönen Plan im Detail auszuarbeiten.

Siebentes Kapitel.

Auf der Schützen-Insel. — Die Katastrophe.

Auf der Schützen-Insel ging's lustig her. Die ganze schöne Welt von Prag war auf dem grünen Eiland versammelt, denn das löbliche Scharfschützen-Corps hatte ein großes Fest veranstaltet, zu Ehren des Kaisers Franz — und während von den Schießständen die Stutzen nach den Scheiben krachten, ertönten weiter stromabwärts die lustigen Weisen der Scharfschützen-Musikbande und riefen die schönen Pragerinnen zum Tanz, indeß andere fröhliche Gruppen zwischen den schattigen Bäumen herum standen oder saßen, die Vorübergehenden musternd, Cigarren rauchend und dem köstlichen Bier zusprechend, noch Andere aber im leichten Kahn über die trüben Wellen der Moldau hinglitten, die auf der Insel oder am Ufer befindlichen Freunde mit fröhlichem Zuruf grüßend.

Unter einer Buche, an deren Fuß eine Rasenbank angebracht war, saß und stand ein halbes Dutzend junger Männer, deren Mittelpunkt der Capitän Stavinsky war, der vom Kopf bis zum Fuße neu und elegant gekleidet sich als Stutzer ungemein zu gefallen schien und seine feine Havannah-Cigarre mit großem Behagen rauchte.

Die Herren plauderten von dem, wovon junge Elegants immer zu plaudern pflegen, von Pferden, Weibern, Spiel und dergleichen. Stavinsky führte das große Wort, — ein junger Literat, Mitarbeiter der Prager Zeitung, war der Einzige, der ihm Widerpart hielt und

auf die witzigen Bemerkungen des Capitäns eben so witzig antwortete.

Bei alledem war der Capitän nicht mit ganzer Seele bei der Unterhaltung; er warf von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem Eingang des Gartens, als ob er Jemand erwarte; es schien ihm darum zu thun, die Aufmerksamkeit der Umstehenden nur darum zu erhalten, um sie bei vorkommender Gelegenheit zu seinen Gunsten geltend zu machen.

„Sie sind zerstreut, Capitän," rief Nedorost, der Literat.

„Ich? Wie so, Jünger der Musen?"

„Sie starren nach drüben, wie Hamlet, wenn er seines Vaters Geist erwartet."

„Ah pah!"

„Erwarten Sie einen Geist oder einen Körper?"

„Je nun, wenn der Körper ein achtzehn Jahre alter weiblicher, reizender Körper ist, so kann man wohl des Geistes entrathen."

„Oho! nun spielt er sich gar auf den Don Juan."

„Also wäre ich Hamlet und Don Juan in einer Person. Shakspeare und Mozart mögen Ihnen diese Blasphemie verzeihen!"

Während dieser Worte bemerkte Stavinsky, daß die Personen, welche er erwartete, in den Garten getreten waren.

Es war aber keine Dame, wie er angedeutet hatte, sondern der Graf Henri d'Aubusson-Ardaigne am Arme seines Freundes und lieben Cousins, des Herrn Vicomte von Bretailles, der mit einem raschen Blicke die Gruppe erspäht hatte und die Schritte des Grafen wie zufällig nach dieser Richtung lenkte.

„Der Herr Capitän soll übrigens einmal den Weibern sehr gefährlich gewesen sein,“ setzte ein junger Mann das Gespräch fort, ein Baumeisters-Sohn vom Lande, der seines Vaters Thaler in Prag mit vollen Händen wegwarf.

„Je nun, man thut, was man kann,“ erwiederte der Capitän lächelnd, „einmal habe ich sogar bedeutende Eroberungen gemacht. Gegenwärtig, wo ich so zu sagen, schon einmal ein halber Invalide bin, beschränke ich mich auf wohlfeilere Siege bei Näh-Mamsellen und Ballet-tänzerinnen.“

Alle lachten.

Der Graf und der Vicomte kämen langsam näher.

„Apropos, lieber Herr von Nedorost,“ fuhr der Pole fort, „Sie, der Sie ein lebendiges Zeitungsblatt sind, Sie könnten mir wohl eine Auskunft geben —“

„Befehlen Sie über mich, Sohn des Mavors.“

„Es betrifft eine Dame.“

„Ah!“

„Und noch dazu eine Ballet-Tänzerin.“

„Was Teufel!“

Der Graf und der Vicomte waren ganz nahe herangekommen.

„Ich vermisse die Kleine seit ein paar Monaten in den Reihen unseres Ballet-Corps, zu dessen Zierde sie gehörte, um mich einer Recensenten-Phrase zu bedienen.“

„Wen meinen Sie denn?“

„Wen anders, als den hübschen Schwarzkopf, die reizende Hlaby.“

Der Graf, der bereits auf dem Punkte war, vorüber zu gehen, blieb stehen, als er diesen Namen hörte. Der Vicomte von Bretailles folgte seinem Beispiel.

„Die Kleine ist allerliebst, sie hat herausfordernde Augen, Füßchen, wie ein Kind, wundervolle Waden und Knöchel, wie mein Renner Mac-Fergusson, den ich an den Prinzen Rohan verspielte,“ sagte der Pole laut.

Der Graf hatte sich verfärbt, er trat an die Gruppe hart heran, aus der ihn Einige ehrerbietig grüßten.

„Die Kleine hat mir's angethan, ich kokettirte vom Parterre aus in einemfort mit ihr, fast schien's mir schon, als ob meine Tirailleurschüsse erwidert würden, da verschwindet sie auf einmal und ich kann keine Spur mehr von der kleinen niedlichen Hexe finden.“

Des Grafen Stirne zeigte drohende Sturmes-Falten.

„Von wem reden Sie, mein Herr?“ fragte er den Polen.

Der Capitän that, als ob ihn diese Frage höchlich überraschte, er warf einen Blick auf den Frager, schien mit dessen elegantem Aeußern und Gentleman-Manieren vollkommen zufrieden, zog den Hut, und antwortete mit vollendeter Freundlichkeit:

„Von einer Tänzerin unsers Ballet-Corps vom städtischen Theater, nämlich von der kleinen Hlaby.“

„Nun denn,“ antwortete der Graf schroff und stolz, sich seiner ganzen Länge nach aufrichtend, „ich verbiete Ihnen, von Fräulein Hlaby in einem solchen Ton zu reden.“

Der Capitän fuhr bei diesen Worten aus der nachlässigen Stellung, die er bis dahin eingenommen, in die steife militärische Position und fragte, mit der linken Hand die Spitze des Schnurrbartes drehend:

„Mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich bin Henri Graf d'Aubusson-Ardaigne“ — antwortete Mariens Gatte.

„Und ich heiße Theophil August v. Stavinsky" — erwiederte der Pole — und war Capitän im französischen Dienste. Da Sie, Herr Graf, Ihrem Namen nach selbst ein Franzose zu sein scheinen, so werden Sie wohl wissen, daß sich ein französischer Offizier von Niemand, wer es auch immer sein mag, das Wort verbieten läßt."

Diese Worte sprach der Capitän mit der vollkommensten Ruhe, mit der höflichen Gelassenheit eines Mannes, der alles Mögliche thun will, um einem drohenden Streite auszuweichen.

Der Vicomte von Bretailles legte seine Hand auf Henri's Arm, als ob er ihn wegziehen wollte, allein dieß war nicht leicht, denn im Gegensatz zum Capitän bot der Graf das erschreckende Bild der erbittertsten Gereiztheit, die sich in den blassen verzerrten Zügen, in den Schweißtropfen auf der Stirne, in dem Zittern an den Ecken der Lippen kund gab. Er machte sich von seines Vetters Arme los und sagte mit tonloser Stimme:

„Gerade weil Sie französischer Offizier waren, mein Herr, gerade weil Sie einer Armee angehörten, deren ritterlicher Ruf weltbekannt ist, und in deren Reihen ich selbst zu dienen die Ehre hatte, gerade deßhalb muß ich Ihnen noch einmal und ernster als zuvor verbieten, von Fräulein Hlaby in einem solchen Tone zu sprechen."

„Und wenn ich mir erlaube, Ihr Verbot nicht zu beachten?" fragte der Pole mit jener Ironie, die man bei Raufhähnen so häufig findet.

„Dann werde ich mir erlauben, Ihnen eine Lection zu geben in der Manier, wie ein gebildeter Mann von Damen spricht," sprach der Graf.

Der Pole richtete sich in seiner ganzen Länge auf; es ist unmöglich den Hohn wiederzugeben, mit dem er versetzte:

„Lection? Lächerlich! Dame? Noch lächerlicher!“

Der Schaum trat auf die Lippen des Grafen, als er rief:

„Sie erlauben sich meine Ausdrücke lächerlich zu finden?“

„Gewiß, lieber Graf, ganz gewiß! denn Sie müssen wissen, daß Capitän Stavinsky nicht einmal von älteren Leuten eine Lection annimmt. Und dann müssen Sie doch zugeben, daß der Ausdruck Dame nicht paßt, bei einer Mamsell vom Ballet-Corps, die dem schönen Berufe fröhnt, ihre Waden dem P. T. Publicum zu zeigen, und sich von irgend einem jungen Gecken, der sich für ihren Alleinbeherrscher hält, aushalten zu lassen. Ich glaube für eine Solche paßt wohl nicht der Ausdruck Dame, sondern nur der Name —“

Der Pole vollendete nicht, man hörte kaum den ersten Buchstaben des unseligen Wortes, denn im nämlichen Augenblicke schlug ihn der Graf mit geballter Faust in's Gesicht.

Der Pole stürzte sich auf ihn wie ein Tieger, um ihn bei der Brust zu packen.

Der junge Literat faßte ihn von rückwärts, der Vicomte warf sich wie zum Schutze vor seinen Cousin.

Die ganze übrige Gruppe war in höchster Bestürzung.

Einige Secunden dauerte es, bis man die Wüthenden so weit auseinander brachte, daß sie sich nicht mehr mit den Händen, sondern nur mit Worten erreichen konnten.

„Wenn Sie nicht eben so feig als roh sind,“ brüllte der Pole dem Grafen zu, „so werden Sie jetzt von mir eine Lection annehmen, wie man unter gebildeten Leuten sich benimmt, — Sie, mein Herr, der Sie die Manieren eines betrunkenen Schuhknechts haben.“

„Gegenüber einem elenden Verläumder kenne ich keine anderen," donnerte der Graf zurück, „für einen Buben gehört der Stock."

„Ruhig! Still! um Gotteswillen!" riefen die Uebrigen, denn der überlaut geführte Streit erregte bereits die allgemeine Aufmerksamkeit."

„Lieber Cousin," sprach der Vicomte eindringlich, „bedenke doch, was Du Deinem Namen, Deinem Stande schuldig bist, — laß Dich nicht zu weit hinreißen, — der Ausgang dieses Streites kann doch immer nur ein Duell sein."

„Meine Herren," wendete sich der Pole an die Gruppe seiner Freunde, denen der ganze Vorfall sehr unangenehm zu sein schien, „ich rufe Sie sämmtlich zu Zeugen, daß ich mich gegenüber dem Herrn Grafen benommen habe wie ein Mann von Ehre, der einen Streit vermeiden, aber keine Beleidigung dulden will. Sie werden einsehen, daß die tödtliche Beleidigung, die mir der Herr Graf angethan, nur mit der Waffe in der Hand, nur mit Blut gesühnt werden kann. Einer von uns ist zuviel auf der Welt. — Da ich aber als Soldat mit der Führung jeder Waffe vertraut bin, so stelle ich, obwohl ich der Beleidigte bin, dem Herrn Grafen die Wahl der Waffen frei."

„Mir einerlei!" rief der Graf.

„Wenn mir mein Cousin erlaubt, seinen Secundanten abzugeben," sprach der Vicomte von Bretailles vortretend, „so wähle ich in seinem Namen Pistolen."

„Ganz wohl! — Sie haben wohl die Güte, Herr v. Nedorost," fragte Stavinsky, „mir als Zeuge zu dienen?"

„Mit Vergnügen," antwortete der Literat mit einem Gesichte und in einem Tone, aus dem deutlich zu ersehen

war, daß ihm dieser unangenehme Dienst durchaus kein Vergnügen machte.

Der Vicomte trat höflich auf ihn zu, den Hut ziehend.

„Ich habe bereits die Ehre Sie zu kennen,“ sagte er.

„Ich ebenfalls, Herr Vicomte,“ erwiderte der Literat ebenso höflich, „und wenn es uns gelingen sollte, diese höchst unangenehme Sache auf gütlichem Wege beizulegen —“

„Nie!“ rief der Graf.

„Herr v. Nedorost, wollen Sie mich beleidigen?“ schrie der Pole.

„Sie sehen,“ sprach der Vicomte achselzuckend, „daß wir gegenwärtig, wo die Gemüther noch zu sehr erhitzt sind, nichts Anderes thun können, als Zeit und Ort zu bestimmen.“

„In Gottesnamen denn.“

„Ich denke morgen um 6 Uhr früh.“

„Gut — und der Ort?“

„Sagt Ihnen der Hirschgraben zu?“

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden.“

„Also abgemacht!“

„Das Nähere morgen an Ort und Stelle.“

„Wir treffen uns hinter dem Thore. Ihr Diener, mein Herr.“

Die beiden Secundanten grüßten sich höflich, ebenso zog der Graf den Hut vor der Gruppe, doch wußte er dieses Compliment so zu drehen, daß es der Capitän unmöglich auch für sich geltend machen konnte; dann legte er seinen Arm in den seines lieben Freundes und Cousins und begab sich mit ihm zu dem bereit liegenden Kahn, der ihn von der Schützen-Insel nach dem Altstädter-Ufer brachte.

Die übrigen Herren zerstreuten sich, nachdem sie sich zuvor Stillschweigen über den Vorfall gelobt hatten."

Stavinsky und Nedorost gingen zusammen.

„Lieber Capitän," sprach der Literat, „ich muß Sie aufmerksam machen, daß Sie in Oesterreich sind, und daß wir sehr strenge Gesetze gegen den Zweikampf haben."

„Ich bin Ausländer," antwortete der Pole, „bin Offizier und jeder nur halbwegs vernünftig Denkende und billig Urtheilende wird zugeben, daß ich nach der mir angethanen Beschimpfung nicht anders handeln konnte."

„Allein auch gegen die Secundanten sind die Gesetze sehr streng," sprach Nedorost zögernd, „ich bin jung, von armer Familie und habe eine Mutter zu erhalten."

„Hm! — das ist freilich schlimm," erwiederte der Capitän, obwohl ein aufmerksamer Beobachter es am Aufleuchten seines Auges hätte absehen können, daß ihm der Widerwille des Literaten gegen den Secundanten-Dienst sehr gelegen kam, „daß ist sehr schlimm! Ich will nicht Schuld am Ruin ihrer Existenz sein, — ich will nicht einer Mutter ihren Sohn rauben. Hören Sie mich an, — ich will Ihnen einen guten Rath geben. Verschlafen Sie sich morgen in der Früh und kommen Sie gar nicht. —"

„Herr Capitän —"

„Du lieber Himmel, — es haben schon Feldherrn den rechten Augenblick zum Angriff verschlafen. Warum soll ein junger Literat, der Abends ein paar Gläser Punsch getrunken und das Früh-Aufstehen nicht gewöhnt ist, — nicht die Stunde eines Duells verschlafen?"

„Aber dann stehen Sie ja Ihrem Gegner allein gegenüber?“

„Was thut das? Ein braver Soldat zählt seine Gegner nicht,“ bramarbasirte Stavinsky, „zudem sind der Vicomte und der Graf, abgesehen von seinem heutigen Benehmen, Cavaliere und Leute von Ehre und werden gewiß sich streng an die Gesetze der Ehre halten.“

„Also glauben Sie —“

„Ich glaube, daß Sie meinem Rathe folgen sollen. Doch was Sie von Ihrer Mutter sprachen, mahnt mich daran, daß auch ich Verwandte habe, denen ich für den Fall eines unglücklichen Ausganges Lebewohl sagen und bekannt machen muß, wie ich über meine Hinterlassenschaft zu verfügen gedenke. Adieu also, lieber Nedorost, und grüßen Sie mir die reizende Künstlerin Henriette, es wäre mir wirklich unangenehm gewesen, wenn ihr wärmster Verehrer meinetwegen in's Exil oder auf die Festung hätte wandern müssen.“

Der Literat erröthete über und über, er war noch in dem glücklichen Alter, wo man roth wird, wenn von der Geliebten gesprochen wird, weil die Flamme, die im Herzen lodert, bis in's Antlitz hinaufleuchtet.

„Adieu, Capitän,“ sagte er, „ich gehe in den Tanzsaal.“

„Und ich nach Hause,“ erwiederte der Pole, „leben Sie wohl, mein lieber Nedorost, vielleicht für immer.“

Während der junge Literat, froh darüber, aus dieser mißliebigen Sache so wohlfeilen Kaufes los zu kommen, nach dem Tanzsaale eilte, wo wahrscheinlich die schöne Henriette seiner harrte, deren Name ihm das Blut in die Wangen getrieben hatte, ging der Capitän an's Ufer der Insel, wo zahlreiche Miethkähne lagen, — denn die

Kettenbrücke existirte damals noch nicht, — und in einen derselben einsteigend, rief er dem Kahnführer zu:

„Nach der Kleinseite!“

Während ihn der Führer über die trübe Moldau ruderte, hielt der Capitän, mit verschränkten Armen auf dem schmalen Brette sitzend, folgenden Monolog:

„Alles geht vortrefflich. Der Herr von Nedorost bleibt zu Hause, — ich stehe ohne Zeugen dem Grafen und seinem Secundanten gegenüber. Das wird im Nothfall ein prächtiger Beweis für die Loyalität meines Benehmens sein, — es wird mir das Ansehen eines Märtyrers der Ehre geben, der ohne Vorsicht sein Leben preisgab, um nur nicht eine Beleidigung auf seinem Offiziersrocke sitzen zu lassen. — Am Ende mache ich mir gar nichts daraus, daß ich einen gegründeten Vorwand habe, dieses Prager Nest zu verlassen, die Herren vom Comité werden es begreifen, daß ich nicht länger hier bleiben konnte, wenn ich eine so wichtige Person, wie den Grafen d'Aubusson-Ardaigne niedergestoßen habe.“

Man sieht, der Herr Capitän Stavinsky redete vom Ausgang des Duells mit einer Sicherheit, die selbst im Munde eines Bramarbas auffallend war.

„Uebrigens muß ich gegen den Herrn Vicomte auf der Huth sein,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „ein Mann, der seinen nächsten Verwandten mit solcher niederträchtigen Verstellung, mit solcher haarsträubenden Gleichgiltigkeit abthut, wird wohl noch weniger Rücksicht gegen einen Fremden haben, sobald er es für gut finden dürfte, ihn seinen Plänen zum Opfer zu bringen. Zu diesem Behufe muß ich mich sicher stellen und werde vor allem ein gewisses Documentchen behalten, das im Nothfall dem Herrn von Bretailles als Zugpflaster hinter die

Ohren gelegt werden kann, wenn er allenfalls nicht hören sollte, so oft ich Geld bedarf."

Nach diesem auferbaulichen Vorsatze schwieg der Capitän und bald landete der Kahn am linken Ufer, an der Campa-Insel.

Er begab sich über die Stiege hinauf zum Kleinseitner Brückenthurm und eilte nach dem Ring.

Dort befand sich oder befindet sich noch, der rechten Seite der St. Niklas-Kirche gegenüber, unter den steinernen Lauben, am äußersten Ende derselben, neben dem Durchhause, das auf den Eiermarkt führt, eine Gastwirthschaft, bestehend aus einer einzigen, düstern Stube mit drei, vier Tischen ohne Tischtuch und Serviette, wo ein griesgrämiger Wirth den Eßlustigen erklärte, daß man bei ihm nichts bekomme, als Wurst und Käse zum Brot, — sintemalen sein Haus ein Weinhaus, aber kein Speisehaus sei.

Zu Ehren des Griesgrämigen muß man aber gestehen, daß man in der dumpfen Stube ein Glas Melniker oder Czernoseker trank, wie man es in manchem weit eleganteren Locale in der Alt- und Neustadt vergebens suchte.

Nach dieser Kneipe lenkte der Capitän seine Schritte. Es war bereits völlig dunkel geworden, als er eintrat.

Zwei Personen saßen an einem Tische, auf dem eine Unschlittkerze, die einzige im Zimmer, — ihre lebensmüden Strahlen aussendete.

Die beiden Individuen, die hier auf ihren Gebieter zu warten schienen, waren Sabine Straschenko, das Kammermädchen der Ballet-Tänzerin Marie Hlaby oder besser gesagt der Frau Gräfin d'Aubusson-Ardaigne, und jener schlechtgekleidete Mann, mit dem wir den Herrn Vicomte

von Bretailles unter den Lauben des Hauses vor der Tein-Kirche sprechen hörten. Er nannte sich Kleschitzky, lebte in Prag, man wußte nicht von was, und war das Oberhaupt der Spionage, womit Capitän Stavinsky im Auftrage des Vicomte das Haus der Tänzerin umgeben, und deren Leitung später der Herr von Bretailles selbst übernommen hatte, als der sehr edle Capitän das Geld, das ihm zur Bezahlung seiner Leute übergeben wurde, im Macao verspielte und im Champagner vertrank.

Sabine und Kleschitzky grüßten den Capitän nicht mit der Artigkeit eines Untergebenen, sondern mit der freundlichen Vertraulichkeit von Kameraden und der Pole sah recht gut ein, daß er auf diesen Ton eingehen mußte, wenn er seinen Zweck erreichen wollte.

„Kinder, 's ist mir lieb, daß ich Euch treffe," sagte er, indem er sich zu ihnen setzte und mit einem bedeutungsvollen Winke eine frische Flasche Czernoseker bestellte, „es freut mich um so mehr, daß ihr meiner Einladung Folge geleistet habt und hierher gekommen seid, weil wir denn doch in letzter Zeit einander ein wenig entfremdet worden sind."

„Ihre Schuld, Herr Capitän," meinte das Kammermädchen, eine derbe, hochbusige Dirne mit unternehmenden, pechschwarzen Augen.

„Sie sahen sich ja gar nicht mehr um, ob wir lebten oder nicht," meinte Kleschitzky, der enthusiastische Verehrer der slavischen Schönheit an seiner Seite.

„Hm!" machte der Capitän, „ich hatte meine Gründe" —

„War das Geld ausgegangen?" lachte die Magd.

„Nun ja, — das heißt —"

„Das heißt, der Herr Vicomte zahlte statt aus der zweiten Hand, aus der ersten und kam dabei billiger draus“, sagte Kleschitzky, „während wir mehr auf unsern Theil bekamen, als zuvor.“

„Und zahlen muß man uns, wenn man uns braucht,“ meinte Sabine.

„Ohne Kreuzer keine Schweizer,“ bestätigte ihr Liebhaber.

Der sehr edle Capitän sah ein, daß er gegenüber diesem schamlosen Gesindel energisch auftreten mußte, er begann also, ohne eine Miene zu verziehen:

„Ihr habt nicht ganz Unrecht, meine Lieben, — durch einen jener Zufälle, die bei unseren Herren in Paris nichts Seltenes sind, war mir, dem Leitungs-Commandanten der hiesigen Freunde, zu denen ihr als gute Polen gehört, das Geld ausgegangen. Der Vicomte von Bretailles, der mich für seinen Plan zu zahlen schien, während er doch nur, ohne es zu wissen, meinen Planen diente, streckte mir Geld vor, um seine Spione zu zahlen, — allein ich bedurfte des Geldes, theils um feste Brüder zu unterstützen, theils um bewegliche Brüder in eine solche Lage zu versetzen, daß sie nicht fest gemacht wurden. Mit einem Wort, ich verwendete das Geld für die gute Sache, und ist es nicht die Pflicht eines Jeden, der den Eid geleistet und die Hostie darauf genommen, — die gute Sache zu unterstützen mit Gut und Blut. Habt Ihr Beide nicht auch den Eid geleistet, gehört ihr nicht mit Leib und Seele der guten Sache, und dankt Ihr's nicht mir, Du Sabine, daß Du jenen Posten bekamst, — Du aber Kleschitzky, daß ich Dich mit dem freigebigen Vicomte bekannt machte?“

Die beiden Abgekanzelten senkten ziemlich beschämt das Haupt und es entstand eine kleine Pause, die wir dazu benützen, um die letzte Rede des Capitäns jenen Lesern zu verdeutlichen, welche dieselbe etwa nicht in ihrem ganzen Umfange verstanden haben sollten.

Sabine Straschenko, sowie Kleschitzky gehörten zu den Affilaten der geheimen Gesellschaften, die sich kurz vor dem Ausbruche der polnischen Revolution des Jahres 1830 in allen slavischen Ländern, namentlich in Posen und Galizien, zum Theile auch in Böhmen bildeten und von Paris aus gelenkt dem Ausbruchspunkte, Warschau, immer näher rückten. Man wird fragen, wozu man Leute von solcher moralischer Verkommenheit brauchen konnte? Gerade die Verderbtesten und Verwegensten, die nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen hatten, schickten die Pariser Comités voraus, — man fesselte diese Leute theils mit Gold, dessen sie nie genug bekamen, — theils mit der Vaterlands-Idee, die in Polen stets rege bleibt, — ja man nahm selbst die Religion zu Hilfe und kettete solche zweideutige Individuen mit furchtbaren Eiden an die Fahne der Insurrection.

Der Capitän sah, daß er halb gewonnenes Spiel hatte, und fuhr fort.

„Nun hat sich das Alles geändert, — mein Briefwechsel mit dem Comité in Paris, der seit einiger Zeit unterbrochen war, weil die Polizei ihre Nase in die Briefe zu stecken drohte, ist wieder hergestellt, und heute ist nicht nur Geld, sondern auch meine Bestätigung als Leitungs-Chef für ganz Böhmen gekommen."

Und mit diesen Worten zog der tapfere Capitän seine Brieftasche heraus, und zeigte den Neugierigen eine tüchtige Hand voll Banknoten, so wie ein eigenthümlich

zusammengelegtes, mit seltsamen Charakteren bezeichnetes Papier, daß ihn als Herrn über die in Böhmen befindlichen Freunde hinstellte, denselben unbedingten Gehorsam gegen den Capitän auferlegte, und als Unterschrift Namen trug, die jeder Pole der damaligen Zeit mit schwindelndem Enthusiasmus verehrte.

Die Wirkung blieb nicht aus, Sabine und ihr Liebhaber blickten mit großem Respect auf die Papiere; auf die Banknoten vielleicht noch mehr, als auf das Schreiben von Paris.

„In meiner Eigenschaft als chef de la section, wie sie in Paris sagen, habe ich Dir sogleich einen Auftrag zu geben, mein lieber Kleschitzky," fuhr der Capitän fort, einen lauernden Blick auf die Beiden werfend, „Du wirst Dich reisefertig machen, und in drei oder vier Tagen nach Breslau abgehen, dort brauchen sie einen verläßlichen Freund, um ihn in's Land des Erbfeindes zu schicken, — ich habe Dich als einen der Verläßlichsten ausgesucht."

„Hm! sehr schmeichelhaft für mich," brummte Kleschitzky, dem man es nur zu deutlich ansah, daß ihm die schmeichelhafte Auszeichnung durchaus nicht angenehm war.

„Wie? Da müßte ich ja auch fort!" rief Sabine.

„Nein, Du bleibst auf Deinem Posten," erwiederte der Capitän.

„Und ich soll meinen Liebhaber allein ziehen lassen? nimmermehr," schrie das Kammermädchen mit großer Energie.

„Wer spricht von Liebe, wenn es sich um die gute Sache handelt!" sprach der Capitän pathetisch.

„Ich selbst gehe nicht gerne," bemerkte Kleschitzky „und ich meine, —"

„Du hast keine Meinung," fiel ihm der Capitän in's Wort, „Du hast Deinen Eid zu halten und zu gehorchen."

„Ich werde gehorchen," sagte der Pole finster, „wenn's nicht anders geht; allein ich denke, es ginge anders, wenn der Herr Capitän mir einen Gefallen thun und einen Andern anstatt meiner schicken wollte."

„Je nun, eine Gefälligkeit erfordert die Andere, erwiederte der Capitän.

„Sprechen Sie, ich bin zu jeder bereit," rief Kleschitzky.

„Ich auch, gewiß! gewiß!" setzte die Zofe hinzu.

„Nun, wenn Ihr so denkt, Kinder, dann hat ja die Sache keinen Anstand," sprach Held Stavinsky salbungsvoll, „dann mag Kleschitzky bleiben und im Arme seiner geliebten Sabine sich des Daseins freuen. Ich will anstatt seiner den rothen Borowsky schicken, ebenfalls einen höchst verläßlichen Mann. Man soll sehen, wie Capitän Stavinsky die Pflichten gegen das Vaterland in Einklang mit jenen Pflichten zu bringen versteht, welche die Freundschaft —"

„Und was haben wir zu thun?" unterbrach Kleschitzky kurzweg die lange und abgebrauchte Tirade, auf die er nicht besonders viel zu halten schien.

„Habe ich auch mitzuwirken?" fragte die Straschenko.

„Versteht sich, Kinderchen, — beide! beide habt Ihr zu thun. Vor Allem, liebe Sabine, sei so gut mir zu sagen, wo Deine Gebieterin ihren Trauschein aufgehoben hat?"

„Wie? Sie wissen — ?" rief die Zofe überrascht.

„Ich weiß Alles," antwortete der Capitän mit angeborener Bescheidenheit, „und darum möchte ich auch wissen, wo der Trauschein liegt."

„In ihrem Secretär befindet sich ein Mittelfach, dort hat die Gnädige ihre wenigen Documente aufgehoben.“

„Gut. Ist dieser Secretär versperrt?“

„Ja.“

„Läßt die Gnädige manchmal den Schlüssel stecken?“

„Selten und nur, wenn sie zu Hause ist. Wenn sie ausgeht, legt sie den Schlüssel, — ich habe sie oft belauscht — hinter ein kleines Porcellanfigürchen auf ihrer Toilette.“

„Sehr unvorsichtig. Man kann sich also des Schlüssels bemächtigen. Befindet sich auch Geld im Secretär?“

„Wenig baares Geld, — aber einige werthvolle Pretiosen.“

„Vortrefflich. Nun hört mich an. Es wird im Laufe des morgigen Vormittags ein Ereigniß im Hause des Fräuleins Hlaby — oder der Gnädigen — eintreten, oder es wird eine Nachricht kommen, die nicht ermangeln wird, Schrecken und Verwirrung zu verbreiten, und ein heilloses Durcheinander hervorzurufen. — In dieser Verwirrung wird Sabine Gelegenheit finden, den Schreibtisch zu öffnen und die Papiere herauszunehmen, — das Geld und die Pretiosen, die sie allenfalls in der Verwirrung zusammenrafft, mag sie als Trinkgeld behalten“ —

„Also Diebstahl?“ fragte die Zofe mit einigem Zaudern.

„S'ist doch nicht Dein erster, wird aber vielleicht Dein letzter sein, da Du Dir mit Deinem Liebhaber eine sorgenfreie Zukunft gründest, wenn Du Alles so vollführst, wie ich Dir's angebe.“

Die Augen des Kammermädchens leuchteten. Sie gab ihre Zustimmung durch ein vielsagendes Kopfnicken zu erkennen.

„Und meine Rolle?“ fragte Kleschitzky.

„Deine Rolle ist noch leichter. Du darfst nur den Trauschein aus Sabinen's Hand in Empfang nehmen und eine ganz ähnliche Abschrift davon anfertigen. Ich weiß, Du bist unerreichter Meister in der Nachahmung von Urkunden und Handschriften. Beide Papiere, das Original und die Copie, wirst Du mir noch im Laufe des Vormittags einhändigen, — Du triffst mich in Budenc in der Kneipe zum rothen Hahn. Dort wird auch ein Postwagen bereit stehen, der mich nordwärts führt über die sächsische Grenze. Wenn Ihr wollt, so könnt Ihr beide mit. Du figurirst als mein Kammerdiener, und Sabine als Deine Frau, — so was gibt ein Lustre und imponirt auf dem Grenz-Zollamte.“

Die beiden ehrenwerthen Helfershelfer des sehr ehrenwerthen Capitäns erklärten sich mit diesem Plane, der ihnen absonderlich zuzusagen schien, vollkommen einverstanden.

Der Capitän, der mit seinem Erfolge ebenfalls zufrieden schien, gab noch einige Detail-Erörterungen seines Planes zum Besten, zahlte hierauf die Zeche seiner Genossen; wünschte ihnen eine gute Nacht und kehrte sodann über die Brücke in seine unelegante Wohnung in der Judenstadt zurück.

Wir müssen es zur Ehre des tapfern Stavinsky erzählen, daß er am selben Abende an den Juden Ephraim Fleischeles seine Schuld bei Heller und Pfennig entrichtete, und dabei auch einige mysteriöse, düstere Worte fallen ließ, ungefähr des Inhaltes, daß kein Mensch wissen

könne, ob er am nächsten Tage noch unter den Lebenden wandeln und sich des Daseins freuen werde; es gehe Mancher herum, dessen Grab schon gegraben, und darum sei es gut, wenn gewisse Ereignisse eintreten, welche den Menschen an die Pforten des Todes führen, zuvor mit dem Leben Rechnung zu schließen, und seine Schulden zu bezahlen, um nicht das Bewußtsein einer unerfüllten Verpflichtung hinüber zu nehmen in's bessere Jenseits u. s. w. u. s. w. Ephraim Fleischeles, dem eine derartige Phrasen-Expectoration von Seite des Capitäns ganz etwas Neues war, ermangelte nicht, als er für den todesmuthigen Capitän beim Koscherwirth Simche Baruch ein sehr ausgiebiges Nachtmahl holte, diesem in's Ohr zu raunen, daß der Herr Capitän was Gewaltiges vorhaben müsse, und von einer bösen Todesahnung befallen sei. Der Koscherwirth erzählte es wieder seinen Gästen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit und so mußte bei nachträglichen Nachfragen die halbe Judenstadt darum wissen, daß der Capitän auf seinen Tod gefaßt war. Diese Ansicht zu verbreiten, lag im Plane des schlauen Polen.

Der tapfere Capitän benahm sich übrigens für einen Mann, der eine Todes-Ahnung hat, mit großer Ruhe und Entschlossenheit. Er erwachte Punkt vier Uhr, wusch und kämmte sich mit aller Sorgfalt, wobei er eine Opernarie pfiff, rasirte sich eigenhändig, und machte dann sorgfältig Toilette.

Dann überblickte er noch einmal seinen bereits gepackten Reisekoffer, der gegen früher sehr anständig ausstaffirt erschien. Dieß, sowie die gefüllte Brieftasche, die er in den eleganten Rock steckte, lockte ein behagliches Lächeln auf seine Lippen, und die Opernarie verwandelte

sich in eine lustige Tanzweise, die er so laut pfiff, daß der Judenknecht herauf kam, durch den er seinen Koffer hinabtragen ließ, mit dem Befehle, denselben auf einen Fiaker zu laden, der um ein Viertel auf sechs an der Ecke halten würde.

Dann gähnte der edle Capitän, auf seine neue Uhr sehend, — zündete sich eine Cigarre an, schritt ein Viertelstündchen auf und nieder, bis endlich die Uhr fünf Minuten über fünf zeigte. Da nahm er seinen Hut und schritt, einen lustigen Manövrirmarsch pfeifend, über die Schwelle des Judenhauses.

Man sieht, für einen Menschen, der dem Tode entgegen geht, benahm sich der Herr Capitän wunderbar gefaßt.

An der Straßenecke wartete bereits der Fiaker, der den kleinen Reisekoffer zu sich auf den Bock genommen hatte, — der Capitän stieg ein, der Wagen setzte sich mit der behaglichen Schwerfälligkeit eines echten Prager Fiakers in Bewegung, fuhr nach der Kleinseite und hielt zehn Minuten vor sechs, gerade als der Capitän mit seiner Cigarre zu Ende war, am Eingange des Hirschgrabens.

Der Hirschgraben, der gegenwärtig eine der anmuthigsten Promenaden des an romantischen Spaziergängen überreichen Prags bildet, befand sich in der damaligen Zeit in einem so verwahrlosten und verwilderten Zustande, daß er für Rencontres von der Art, wie das, welches der Capitän mit dem Grafen haben sollte, vollkommen geeignet war.

Der Capitän zahlte seinen Fiaker für die Fahrt, dann zahlte er noch eine Stunde voraus, mit dem Bedeuten, er möge mit seinem Wagen eine Stunde warten;

würde der Capitän bis dahin nicht zurückgekommen sein, so möge der Fiaker ruhig heimfahren. Bei den letzten Worten lächelte der Capitän, ohne es zu wollen.

Hierauf betrat er, eine Cigarre anzündend, die düsteren Buchen- und Ahorn-Gänge des wildromantischen Hirschgrabens. Hoch über ihm, auf dem Veitsdome schlug es sechs. Es war ein wunderschöner Morgen, — das Sonnengold floß in reichen Strömen herein, wo das dichte Laub nur den mindesten Durchgang gestattete, im thaublitzenden Grase begann der summende Käfer sein müßig-geschäftiges Tagwerk und aus jedem Strauch, von jedem Ast jubelten Vogelstimmen der in der Frühkühle badenden Natur ihren wirbelnden Morgengruß entgegen.

Der Capitän hatte keinen Sinn für die Schönheit des Morgens; er rauchte gedankenvoll seine Cigarre, das Herannahen des entscheidenden Momentes machte auch ihn unwillkürlich ernster.

Seine Gegner waren noch nicht am Platze. Er schritt langsam bis zu einer hohen Eberesche, die ringsum ziemlich frei von Gebüsch war, und dort blieb er stehen, seine Cigarre, vielleicht die letzte auf dieser Erde, zu Ende rauchend.

Er mußte ziemlich lange warten; — Viertel und halbsieben dröhnte in langen, feierlichen Schlägen von der alten Kathedrale Karls IV. herab, und die Herren waren noch nicht da. Endlich zeigten sie sich und schritten rasch auf ihn zu. Es war noch ein dritter Herr bei ihnen, den Stavinsky als einen Wundarzt aus der Neustadt erkannte.

Graf Henri d'Aubusson-Ardaigne war elegant und mit aller Sorgfalt gekleidet, der Vicomte von Bretailles

dagegen fast nachlässig, auch bedeckte das Antlitz des Letzteren eine auffallende Blässe, — fast eben so bleich war der Wundarzt, den man zu diesem unangenehmen Geschäfte aus dem Bette geholt hatte.

Dagegen war keine Spur von Blässe auf dem Antlitz der beiden Gegner zu sehen. Das Gesicht des Capitäns hatte seine gewöhnliche etwas weinröthliche Farbe, — aus den Augen des Grafen blitzte das Feuer der Rache, und färbte seine Wangen mit dunkler Glut.

Die Herren traten auf den Capitän zu, der an der Esche stehen geblieben war und die Ankommenden mit aller Artigkeit grüßte.

Der Vicomte und der Wundarzt erwiederten diesen Gruß mit gleicher Höflichkeit, indem sie den Hut zogen, während der Graf den seinigen nur leicht berührte, mit der geringschätzenden Miene eines Vornehmen, der einen Diener grüßt.

„Wir haben Sie warten lassen?“ fragte Herr von Bretailles.

„Ein Halbstündchen, — doch das thut nichts. Warum mußte ich so früh kommen. Leider habe ich in derlei Affairen eine verfluchte Pünktlichkeit.“

„Wir wären gleichfalls pünktlich gewesen, Herr Capitän,“ entschuldigte sich der Vicomte, „wenn nicht der Militär-Chirurg, den wir mit herausbringen wollten, zufällig erkrankt wäre. So mußten wir erst diesen Herrn — Doctor Selach — aus dem Bette holen und der Herr Doctor sagte seine Begleitung nur unter der Bedingung zu, daß er nicht als Zeuge des Duells figuriren darf, sondern wie immer die Sache auch enden mag, als wie zufällig dazu gekommen, seine Dienste anbieten wird.“

„Sie können ja sagen, ich habe die Schüsse gehört, als ich zufällig einen Morgenspaziergang im Hirschgraben machte," meinte der Arzt.

„Wollen Sie das?" fragte Bretailles.

„Mit Vergnügen," versetzte der Capitän.

„Doch ich bemerke soeben," fuhr der Vicomte fort, „daß Sie, Herr Capitän, Ihren Secundanten nicht bei sich haben?"

„Hm! s'ist leider so. Der Herr v. Nedorost, der mir den Liebesdienst zugesagt hatte, versprach vor fünf Uhr bei mir zu sein; da er es um halb sechs noch nicht war, fuhr ich vom Hause weg. Er hätte übrigens noch immer Zeit gehabt mich einzuholen, — allein da wir fast drei Viertel auf Sieben haben, so vermuthe ich, daß sich mein Zeuge zufällig oder absichtlich verspätet hat. Doch was thut das? Vielleicht ist der Herr Doctor so gefällig —"

„Nein, nein," eiferte der Chirurgus, „ich habe bereits protestirt und protestire nochmals gegen jede Verwicklung meiner Person in das Duell. Ich bin als Arzt, nicht als Zeuge da."

„Allein ohne Secundanten," meinte der Vicomte, „darf ich den Herrn Gegner —"

„Lassen wir derlei kindische Formalitäten," fiel ihm der Capitän ins Wort, Sie sind ein Ehrenmann, Herr Vicomte, ich erkenne Sie laut als solchen und erkläre vor dem Herrn Doctor, daß ich Sie mit Vergnügen auch als meinen Zeugen anerkenne."

Der Vicomte verbeugte sich.

„Das Vertrauen," sagte er, „womit Sie mich beehren, ist an keinen Unwürdigen verschwendet, allein dieses Vertrauen berechtigt mich auch, an Sie, dessen

Zeuge ich jetzt bin, sowie an den Herrn Grafen die Aufforderung zu richten, daß Sie diesen Streit, der nur aus gegenseitigen Mißverständnissen entstanden, in Güte beilegen und sich versöhnt die Hand reichen mögen. Es ist meine Pflicht als Mensch, als Christ, als nächster und einziger Verwandter des Herrn Grafen Alles aufzubieten, um ein Unglück zu verhüten. Und darum, meine Herren, fordre ich Sie nochmals auf: Geben Sie sich die Hände zur Versöhnung."

„Hm! Herr Vicomte," sprach der Capitän, „ich frage Sie, als Mann von Ehre: Kann man jemals die Hand drücken, die uns in's Gesicht geschlagen?"

„Drückt man solchen Leuten überhaupt die Hand?" fragte der Graf mit einem Blick der tiefsten Verachtung.

„Vorwärts, Herr Vicomte!" rief der Pole in wirklicher, oder außerordentlich gut gespielter Erbitterung.

Der Vicomte zuckte die Achseln.

„Sie sehen," sagte er zu dem Wundarzt, „daß ich Alles aufgeboten habe; meine Schuld ist es nicht, wenn ein Unglück geschieht. Kommen Sie, meine Herren, lassen Sie uns einen geeigneten Platz suchen."

Die Herren schritten schweigend vorwärts, bis sie eine abgelegene düstere Partie des Hirschgrabens erreichten, wo sich zwischen dunklen Buchen und überhängenden Erlen ein Rasenfleck von etwa dreißig Fuß im Durchmesser zeigte, der in der Mitte von einem kleinen Graben durchzogen war, etwa einen halben Fuß breit und angefüllt mit dem trüben, grün schlammigen Wasser, das vom letzten Gewitter-Regen in der Furche zurückgeblieben war.

Hier blieb der Vicomte stehen.

Die Uebrigen folgten seinem Beispiele, Niemand sprach ein Wort.

„Ich glaube," sagte endlich der Vicomte nach einer längeren Pause, während welcher er den Platz mit dem Kennerauge eines echten Sportman geprüft hatte, „diese Stelle ist für unser Vorhaben vollkommen geeignet."

„Mir ist jeder Platz gleich," bemerkte der Capitän.

Der Graf verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung.

„Da mein Cousin ohnehin für ein Barriere-Schießen sich erklärt hat, so können wir den Wassergraben in der Mitte als Barriere annehmen, — die Herren werden zwölf Schritt dieß- und jenseits des Grabens aufgestellt und schießen dann, während sie gegen den Graben avanciren. Sind Sie einverstanden?"

„Vollkommen," anwortete der Capitän.

Der Graf verbeugte sich abermals.

Der Wundarzt wischte sich den Schweiß von der bleichen Stirne.

„Und nun zu den Waffen;" fuhr der Vicomte fort, „haben Sie etwa Waffen mitgebracht, Herr Capitän?"

„Nein, Herr Vicomte," erwiederte der Pole, „als Reisender habe ich nur ein paar elende Sack-Puffer bei mir, — und andrerseits setzte ich voraus, daß die Herren, welche als Jagdliebhaber bekannt sind, eine Gewehr-Sammlung besitzen, welche unseren Bedarf gewiß decken wird."

„Also haben Sie nichts dagegen einzuwenden, daß unsre Waffen genommen werden?"

„Nicht das Mindeste."

„Sind Ihnen diese Pistolen genehm?"

Der Herr von Bretailles zog aus der Rocktasche zwei Pistolen mit ciselirtem Rohr und dunklem Schaft, der Knauf war reich mit Silber und Perlmutter ausgelegt. Er überreichte sie dem Polen.

Kapitän Stavinsky prüfte mit Kennermiene Lauf und Hahn und Pfanne, dann gab er die Pistolen mit der Miene der Zufriedenheit und Bewunderung zurück und sagte:

„Echte Lütticher, von Doudremont u. Comp., man kann keine schönere Arbeit sehen. Charmant, vraiment charmant! — Laden Sie, Herr Vicomte.“

„Sie übertragen mir das Laden?“

„Da mein Secundant nicht gekommen ist, so muß ich Sie wohl um diese Gefälligkeit ersuchen.“

„So belieben Sie während des Ladens zuzusehen, Herr Capitän.“

„O Herr Vicomte! rief der Pole, das hieße ja an Ihrer Geschicklichkeit oder an Ihrem guten Willen zweifeln, das hieße ja in ihre Loyalität ein Bedenken setzen, — nein, nein, — Sie müssen nach dieser Aeußerung mir erlauben, daß ich Ihnen, während Sie laden, den Rücken kehre.“

„Nach Ihrem Belieben,“ erwiederte der Herr von Bretailles und nahm aus einem kleinen Necessaire die Patronen.

Wirklich drehte sich Capitän Stavinsky um, kehrte dem Ladenden den Rücken und schien seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Buchfinken zu richten, der auf einem Baumast sitzend neugierig nach den Menschen blickte, die ihn in seinem Morgenlied gestört hatten, so daß er nur einzelne zwitschernde Töne ausstieß.

Der Graf folgte dem Beispiele des Polen, und plauderte mit dem fassungslosen Wundarzte, ohne nach dem Vicomte zu sehen.

Hätte aber der Buchfink, dessen schmuckes Köpfchen mit dem schwarzen Auge gerade nach Herrn v. Bretailles gerichtet war, reden können, so würde er Folgendes erzählt haben:

Der Cousin des Grafen lud zuerst die eine Pistole scharf, das Drücken der Ladung, das Aufsetzen der Kugel geschah mit der Sorgfalt und der Präcision eines alten Jägers, — die Pistole war gut geladen. Der Vicomte legte dieselbe neben sich auf den Rasen, und begann die zweite zu laden. Auch bei dieser kam die Pulverladung regelmäßig in den Lauf, allein die Kugel rollte, als sie bereits in der Mündung war, durch eine rasche Daumenbewegung des Ladenden, die jedem Taschenspieler und Volteschläger Ehre gemacht haben würde, statt in den Lauf — in den Rockärmel des sehr ehrenwerthen Herrn Vicomte, der aber mit dem Ladstock den Papierpfropf so fest bearbeitete, als ob er die Kugel aufgesetzt hätte.

Dann hob er die scharfgeladene Pistole mit der rechten Hand auf, während er in der linken die blind geladene hielt und rief:

„Meine Herren, ich bin fertig!"

Die beiden Gegner wendeten sich gegen ihn, — der Fink begann lustig zu schlagen.

„Wählen Sie, Herr Capitän," — sprach der Herr von Bretailles, ihm die beiden Pistolen entgegen haltend.

Der Pole schien sich einen Augenblick zu besinnen, dann wählte er mit gewohnter Bescheidenheit die Pistole, welche der Secundant des Grafen in der rechten Hand hielt.

Henri nahm die andere, — die Pistole der linken Hand.

Der Vicomte zählte auf der einen Seite des Grabens, gegen die Bäume zu, zwölf Schritte. Dort ließ er sein Sacktuch fallen und sprach zu dem Capitän:

„Hier ist Ihr Platz.“

Stavinsky stellte sich an die bezeichnete Stelle mit der Pistole in der Hand.

Dann führte der Vicomte den Grafen auf der andern Seite des Grabens zwölf Schritte weit und sagte:

„Hier, lieber Cousin, — kommst Du zu stehen.“

„Merci,“ versetzte Heinrich, indem er sich gegen seinen Feind umwendete.

Die beiden Gegner standen einander in einer Entfernung von ungefähr 25 Schritten gegenüber.

Der Vicomte trat hierauf seitab, so daß er ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Duellanten stand und sie beide im Auge behalten konnte, ohne daß er fürchten durfte, von einer schiefgehenden Kugel getroffen zu werden.

„Ich werde dreimal in die Hände klatschen,“ rief er, „beim dritten Male belieben die Herren zu avanciren. Fertig!“

Die beiden Gegner spannten den Hahn.

Der Wundarzt, der an der Seite des Herrn von Bretailles stand, zitterte am ganzen Leibe, der Schweiß rann in dicken Tropfen über seine Stirne.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir bekennen, daß auch der Vicomte sehr blaß geworden war, er fuhr sich mit dem feinen Sacktuche über die feuchte Stirne und sein Auge glühte unheimlich in fieberhafter Erwartung.

Ruhig waren dem Anscheine nach nur die beiden Gegner.

Der Vicomte gab das Zeichen.

Beim dritten Schlage setzten sich Beide in Bewegung.

Der Graf durchmaß mit zwölf raschen Schritten den Raum bis zum Graben, — er schien es nicht erwarten zu können, seinem Feind auf den Leib zu rücken, und erst am Rande des Grabens angelangt, hob er die Pistole und richtete sie auf den Capitän.

Dieser avancirte, langsam, tactmäßig, wie auf dem Exercierplatz, — er hatte den Arm bereits beim ersten Schritte gehoben und auf die Stirne des Gegners angelegt.

Sie sahen sich in's Weiße der Augen.

Fünf Schritte trennten sie noch.

„Meurs canaille!“ *) rief der Graf und schoß.

Gleichzeitig drückte der Pole ab.

Eine leichte Rauchwolke verhüllte sie einen Augenblick lang, — vom Knall erschreckt, hörte der Fink zu schlagen auf.

Im nächsten Augenblick sah man das Resultat des Kampfes.

Der Graf Henri d'Aubusson-Ardaigne, der einzige Erbe des alten Hauses, der Gatte der armen Marie Hlaby lag mit zerschmettertem Haupte auf dem blutigen Rasen.

Der Capitän stand mit der abgeschossenen Pistole dem Leichnam gegenüber und betrachtete ihn mit bleichem Antlitz und hervortretenden Augen.

Der Vicomte sprang, der Wundarzt wankte herbei.

„Hier ist meine Kunst zu Ende,“ stammelte er, „er hat aufgehört zu leben, — o mein Gott! mein Gott!“

---

*) Stirb, Kanaille!

„Es ist Alles nach Recht und nach den Duellgesetzen zugegangen,“ — sprach der Vicomte, „er hat es gewollt, — Gott sei ihm gnädig.“

„Und mir!“ stöhnte der Capitän halblaut.

„Ihnen, Herr Capitän, möchte ich den Rath geben,“ fuhr der Vicomte fort, „sich so rasch als möglich zu entfernen!“ —

„Mein Fiaker erwartet mich,“ sagte der Pole, „ich gehe. Ihr Diener, meine Herren.“

„In Bubenc sehen wir uns um zwei Uhr,“ flüsterte der Herr Vicomte seinem Helfershelfer zu.

„Ich werde dort sein, Herr Graf,“ — erwiderte Stavinsky und entfernte sich.

„Was fangen wir mit dem Todten an?“ fragte der Wundarzt.

„Ich werde zu unserem Wagen gehen,“ antwortete der Vicomte, „es wird mir ein Leichtes sein, ein paar Arbeiter zu finden, die uns den Leichnam in den Wagen tragen.“

Der Herr v. Bretailles ging weg, der Wundarzt blieb allein bei der Leiche, die er schweigend mit nassen Augen betrachtete, denn er gehörte zu den seltenen Exemplaren der medicinischen Facultät, die im Leichnam nicht bloß einen Cadaver, sondern auch einen todten Menschen sehen.

Der Buchfink begann wieder zu schlagen, und ringsum sangen die anderen Vögel und schimmerte und lebte die Natur in ihrer ewig jungen Herrlichkeit — in ihrer grünen, rauschenden Morgenpracht, unbekümmert darum, daß hier als blutiger Leichnam ein junger, schöner Mann auf

dem Rasen lag, mit dem die Freude eines alten Vaters, das Glück einer jungen Frau und die Zukunft des Wesens zu Grabe ging, das sie unter ihrem Herzen trug.

Der Vicomte kam zurück mit zwei tüchtigen böhmischen Burschen, die ziemlich betroffen auf die seltsame Last blickten, die sie hier zu tragen bekamen, allein durch das ausgiebige Trinkgeld, das ihnen der Vicomte reichte, sich bestimmen ließen, den Todten aufzuheben und bis zu dem Fiaker zu tragen, der ebenfalls durch ein bedeutendes Geschenk vermocht wurde, den blutenden Leichnam in den Wagen zu nehmen. Die beiden Burschen setzten sich in den Wagen, der Wundarzt auf den Kutschbock.

„Wohin sollen wir den Todten bringen?“ fragte der Letztere.

„Ich wage es nicht, ihn in's Palais seines Vaters führen zu lassen,“ erwiderte der Vicomte, „der alte Herr würde von dem fürchterlichen Schlage zu hart getroffen werden, wenn er so rasch erfolgt. Ich will selbst hin und den alten Grafen auf die Schreckenskunde vorbereiten. — Wohin also? — Halt! ich habe es! Graf Henri, mein armer Cousin, hatte in der Zeltnergasse eine Geliebte, — Fräulein Hlaby — das Haus heißt „zum Mohren“ — bringen Sie den Todten dorthin, — erfahren muß sie's doch einmal.“

„Ganz wohl, Herr Vicomte,“ sagte der Chirurg und fuhr mit seiner traurigen Ladung fort.

Der Vicomte von Bretailles sah ihnen gedankenvoll nach.

„Alles geht nach Wunsch,“ sagte er, „das Haupthinderniß ist beseitigt. Vielleicht nimmt sich's die Frau Gräfin, wenn sie den todten Gemal erblickt, so sehr zu

Herzen, daß sie — — — doch das sind Zufälligkeiten, ein kluger Mann rechnet auf keinen Zufall, sondern rechnet nur auf die Wirksamkeit seiner Maschinen, die er mit mathematischer Gewißheit in Bewegung setzt. Die Maschine, Capitän Stavinsky genannt, hat bis jetzt ihre Schuldigkeit gethan, — wir wollen sehen, wie sie weiter arbeitet. Bevor ich nicht den Trauschein der Frau Gräfin in Händen habe, bin ich nicht sicher. Der Teufel könnte es doch fügen, daß das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, ein Knabe wäre. Erst, wenn der Trauschein der Tänzerin in den Flammen aufgegangen — steh' ich am Ziel, dann mag das Kind leben, s'ist ja doch nur ein Bastard, ungefährlich für mich, da ich von diesem Tage an nicht mehr der Vicomte von Bretailles bin, sondern den Titel führe, der mir längst gebührt hatte, — Graf d'Aubusson-Ardaigne."

Und mit verschränkten Armen, ein Lächeln des Triumphes auf den Lippen, kehrte er nach der Stadt zurück.

Was wir an dieses Capitel noch anzufügen haben, läßt sich um so kürzer fassen, als es größtentheils nur Wiederholungen und Erörterungen dessen sind, was Marie Hlaby in jenem Briefe erzählt hat, den Prokop Hlaby, das Grafenkind, dem Meister Nowotny in der Augartenstraße überbracht hatte.

Der Vicomte brachte mit absichtlicher, wohlberechneter Schonung dem alten Grafen die entsetzliche Nachricht bei, — verzweifelnd, halb wahnsinnig vernahm der alte Emigrant die fürchterliche Kunde. Der Herr von Bretailles wußte das Duell als Folge eines Streites darzustellen, der sich wegen einer liederlichen Dirne entsponnen,

welche der Graf mit unverdienter Gunst ausgezeichnet hatte.

Der Graf, aufgelöst in Schmerz, gab dem Vicomte, den er fortan als seinen rechtmäßigen Erben betrachtete, Vollmacht, in Betreff dieses Frauenzimmers das Nöthige zu verfügen. Der alte Herr verstand es wohl so, daß sie für die Gunst, die sie seinem Sohn gewährt hatte, abgelohnt werden sollte. Allein der feige Meuchelmörder, der jetzt gewonnenes Spiel hatte, verstand absichtlich falsch.

Die arme Marie, die ohnmächtig zusammengesunken war, als man ihr den blutigen Leichnam des Gemahls ins Haus brachte, hatte sich noch nicht so weit erholt, daß sie wieder denken konnte, — als schon ein Polizei-Comissär sammt Begleitung bei ihr eintrat, den Thatbestand zu erheben und die Leiche fortbringen zu lassen.

Die Art und Weise, wie sie der Mann der Polizei behandelte, und nach dem, was ihm der Vicomte gesagt hatte, auch behandeln mußte, zeigte der armen Frau, daß man sie für nichts anders halte, als für eines jener habsüchtigen, gewissenlosen Geschöpfe, die aus dem Plündern junger Lebemänner ein Geschäft machen. Ihr Stolz erwachte, in ihrem Namen, im Namen ihres Kindes wollte sie ihre Rechte als Gattin des Todten, als Gräfin geltend machend. Sie eilte nach dem Secretär, doch wer malt ihr Entsetzen, als sie sich nicht nur um ihr Geld und ihre Pretiosen bestohlen sah, sondern auch den Trauschein nicht mehr fand, der allein ihre Rechte begründen konnte.

Vergebens betheuerte sie dem Commissär, daß sie die Gattin, die rechtmäßig angetraute Frau des Grafen

sei; — mit ironischem Lächeln nahmen er und seine Begleiter die unglaubliche Behauptung auf.

Die Arme mußte das Haus verlassen, da ihre Meubel, deren Erwerbung sie nicht nachweisen konnte, als Eigenthum des verstorbenen Grafen betrachtet wurden, und nach dem Wunsche seines Vaters zum Besten der Armen verkauft werden sollten. Man erlaubte ihr nur das Nothdürftigste mitzunehmen.

Von allem dem wußte natürlich der alte Graf nichts, der sich in seinem Schmerz nach seinem Lieblingssitz Branohetz zurückgezogen hatte und dort, abgesperrt von aller Welt, um den geliebten Sohn trauerte.

Marie Hlaby — so mußte sie sich nun wieder nennen, — wollte in's Haus des Balletmeisters flüchten, allein dieser war sammt seiner Gattin nach Paris gereist, um die Pariser durch Einführung eines böhmischen Nationaltanzes glücklich zu machen.

In's Balletcorps wieder einzutreten, erlaubte ihr ihr Zustand nicht, sie miethete also von dem Wenigen, was ihr geblieben, eine bescheidene Wohnung — allein auch das Wenige schwand nur zu rasch; — der Vicomte rastete nicht. Ohne daß Marie ahnte, von wem es ausging, drängte sich, wie sie's Nowotny geschrieben, allerlei verdächtiges Gesindel an sie, Juden, die ihr das letzte Kleid abschacherten, Kupplerinnen, die ihr goldne Berge versprachen, wenn sie sich ihnen anvertrauen wollte u. s. w. — der Herr Vicomte wollte, nachdem er den Grafen ermordet hatte, die Gräfin sammt ihrem Kinde im Schlamme ersticken, man verzeihe uns den Ausdruck, — allein Marie blieb standhaft bei aller Noth, — da führte der Vicomte den letzten Schlag, er ließ die

Schwangere polizeilich aufheben und als unterstandslos von Prag verweisen.

Zu berichten bleibt noch, daß der wackere Capitän Stavinsky sich nach dem Duell nach Bubenc begab, wo der Postwagen seiner wartete, in dem bereits Kleschitzky und seine treue Helferin Straschenko saßen, die ihre Aufgabe, die Bestehlung der Gräfin, wie wir wissen, vollkommen gelöst hatten. Kleschitzky brachte den Trauschein, so wie die angefertigte Copie desselben, seinem Gebieter, der die echte Urkunde zu sich steckte und dem Vicomte, der sich pünktlich Nachmittags um zwei in Bubenc einfand, die gefälschte Abschrift übergab, wofür, so wie für sonstige geleistete Dienste der Erbe des erschossenen Grafen dem Polen die Summe von 5000 fl. einhändigte, bloß deßhalb, weil er so glücklich gewesen war, die Pistole der rechten Hand zu wählen.

Hierauf führte der Postwagen das würdige Kleeblatt nordwärts, der sächsischen Gränze zu.

Hierauf kehrte der Herr von Bretailles nach der Stadt zurück, wo das Gerücht von dem tragischen Ausgang des Duells bereits sich zu verbreiten begann. Ganz Prag gerieth in Aufregung, — allgemein bedauerte man den blühend schönen Mann, und die bösen Zungen schonten eher seinen Mörder, den Capitän, da sowohl der Vicomte, als der Wundarzt sein ritterliches Benehmen bestätigten, als die arme Marie, die als die Ursache des unseligen Streites genannt und verwünscht wurde.

Gleichzeitig wendete sich die Huldigung der kurzsichtigen Menschen dem neuen Grafen zu, der als Erbe des alten Herrn, als einer der reichsten Cavaliere mit jenen Schmeicheleien und Huldigungen überhäuft wurde, wie sie gemeine Seelen immer für die in Bereitschaft haben,

welche das Glück empor hebt. Der Herr Vicomte von Bretailles, oder richtiger gesagt, der neue Graf d'Aubusson-Ardaigne, genoß also den vollständigsten Triumph, während die rechtmäßige Gräfin, verlassen von Allem, mit dem Kinde unter dem Herzen, in ihr Heimatsdorf nach Krasnec ins Elend wanderte.

Ende des ersten Theiles.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Zehn Jahre später.

Wir kommen wieder auf den eigentlichen Faden der Begebenheiten zurück, den wir unterbrechen mußten, um den Lesern die nöthigen Aufklärungen zu geben, wie es gekommen, daß das Grafenkind als Lehrjunge in die Tischlerwerkstatt des Meisters Johann Nowotny in der Augartenstraße zu Wien eintreten mußte, ohne von seinem wahren Stand und Namen auch nur die mindeste Ahnung zu haben.

In dieselbe Werkstätte führen wir nun, — zehn Jahre später, — den freundlichen Leser; es ist ein trüber Wintertag, ringsum sägt, hämmert und hobelt es, die Werkstätte ist in rühriger Thätigkeit und dazu erschallt, von kräftiger Männerstimme gesungen, folgendes Lied:

„Die Leut' sagen immer, die Zeiten sind schlecht!
„Ja, wenn Einer faul ist, dann haben sie Recht.
„So schlecht ist die Zeit nicht, so groß nicht die Noth,
„Daß Einer, der arbeiten will, find't kein Brod:
„Wer s'Brod mit der fleißigen Hand sich gewinnt,
„Den freut's, denn durch Arbeit hat er sich's verdient!“

„Drum Männer der Arbeit verlaßt Euch auf Gott,
„Er wird Euch ja geben das tägliche Brod,
„Er wird Euch — und wären die Zeiten auch schlecht —
„Schon helfen, — der Herrgott macht Alles ja recht,
„Und nimmer verläßt er das Volk und das Land,
„Wo man hält in Ehren die fleißige Hand.“

Der Sänger dieses schlichten Liedes, das im Gegensatz zu den sonst in Werkstätten so gewöhnlichen Gassenhauern, die freudige Resignation, den Muth und das fröhliche Gottvertrauen aussprach, das der Arbeiter mehr als jeder Andere bedarf, — der Sänger dieses Volksliedes war Niemand anderer, als Prokop Hlaby, das Grafenkind, — und unsere Leser werden nicht wenig erstaunen, wenn sie hören, daß der Sänger auch zugleich der Dichter des Liedes war.

Dieß zu erklären, bedarf es einiger Rückblicke und unsere Leser mögen es uns verzeihen, wenn wir nach den erschütternden Ereignissen, welche die letzten Capiteln des ersten Bandes erzählten, ein wenig Halt machen, um zu berichten, was in den zehn Jahren, die wir übersprungen haben, mit dem Grafenkinde geschehen war.

Prokop hatte im Hause des Meisters Nowotny seine fünf Leidens- und Lehrjahre durchgemacht. Obwohl intelligenter und fleißiger als die meisten Wiener Lehrjungen, obwohl von Meister Nowotny einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt, obwohl im höchsten Grade lernbegierig, war er doch, streng genommen, durch vier von diesen fünf Jahren nichts anders gewesen, als der Stiefelputzer von Meister und Gesellen, der Auskehrer

und Fensterreiniger der Werkstatt, der Küchenjunge der Frau Meisterin, — und als er endlich „frei“ ward, da verstand er, wie die meisten Wiener Jungen, wenig, — sehr wenig von dem Handwerke, das er fünf lange Jahre hindurch erlernt hatte.

Es treten leider viele Jungen aus der Lehre, die noch weniger als wenig, die gar nichts gelernt haben. Die Gewissenlosigkeit mancher Meister in dieser Beziehung ist sehr groß und wir würden hier in einem langen Capitel diese Herren Meister abkanzeln, welche ihre Lehrjungen eben nur als Lastthiere verwenden, wenn wir nicht die doppelte Aufgabe hätten, erstens mit dem Material zu sparen und zweitens unsere Leser nicht zu langweilen.

Meister Nowotny hatte vor vielen seiner Standesgenossen das Gute voraus, daß er die frei gewordenen Jungen nicht sogleich entließ, wie es so viele Meister thun, welche den Ausgelernten, sobald er Gesell geworden und Lohn erhalten soll, fortschicken, damit er sein Brod anderwärts durch das Handwerk verdiene, in dem sie ihn so blutschlecht unterrichtet haben.

Prokop blieb also in Nowotny's Werkstatt, und von da an begann seine eigentliche Ausbildung.

Er lernte sein Handwerk erst jetzt, — indem er einsah, wie viel ihm noch fehle, um ein Kunsttischler zu werden.

Seinen Lohn verwendete er — im Gegensatze zu so vielen jungen Gesellen, — auf gute Bücher, statt ihn im Lerchenfeld beim Bier in wüsten Gelagen zu vertollen, die Pfeife im Maul, das unentbehrliche „Mädel“ am Arm.

Mit den Büchern erwachte der Drang nach höherer Ausbildung: alsbald kam er darauf, die Zeichenschule zu

besuchen, und in kurzer Zeit hatte er auch hier staunenswerthe Fortschritte gemacht. Seine Kameraden machten sich wohl lustig über den Duckmäuser, wie sie ihn nannten, allein Prokop war vernünftig genug, über den Spott zu lachen, und wieder, wenn's zu arg kam, stark genug, um mit ein paar tüchtigen Armen seine Gegner zum Schweigen zu bringen. Denn mit den Jahren, unterstützt von seiner soliden Lebensweise, hatte sich auch seine physische Kraft auf eine Weise entwickelt, daß selbst die stärksten seiner Standesgenossen, — und bei diesem Handwerk sind kräftige Männer nichts Seltenes, — Respect vor ihm bekamen.

Zudem war Prokop schön nnd blühend geworden, — das Auge des Meisters ruhte oft mit Wohlgefallen auf ihm, trug er doch die Züge der todten Geliebten seiner Jugend.

Ziemlich lange vor dem Jahre 1848 war ein Franzose in die Werkstatt des Meisters eingetreten; der französische Geselle Jean Desbareau, ein munterer, lustiger Vogel, erschloß unserem Prokop eine neue Welt, was Geschmack in Zeichnungen anbelangt, — der Franzose zeigte ihm jene wunderbaren Kleinigkeiten, welche die Galanterie-Arbeiten der Pariser und Lyoner so berühmt gemacht haben. Prokop war ein lernbegieriger Schüler und zeichnete darauf los, daß der Franzose seine Freude daran hatte.

Gleichzeitig begann er Französisch zu lernen mit jenem Eifer, der ihn charakterisirte. Die Grammatik kam nicht mehr aus seiner Hand, sobald er eine freie Stunde hatte; Jean Desbareau half nach mit Rath und Uebung und mit jener Geduld, welche dem Franzosen eigen, wenn er sieht, daß ein Fremder sich mit der Sprache

Frankreichs Mühe gibt. Desbareau erstaunte oft über die Reinheit des Accentes, über die richtige Auffassung Prokops und öfter als einmal äußerte er, Prokop habe eine französische Zunge, sein Vater müsse ein Franzose gewesen sein.

Prokop hatte es bald so weit gebracht, daß er ziemlich fertig Französisch sprach und jedes Wort verstand, er übte sich unabläßig mit dem Franzosen, der ihm Wunderdinge von seinem Vaterlande, von la belle France erzählte. Jean Desbareau hätte seinem eifrigen Schüler gerne auch Begriffe von der französischen Literatur beigebracht, allein als ein echtes Pariser Kind kannte er eben nicht viel mehr, als die Schauer-Comödien des Theaters Porte St. Martin und die Lieder Bérangers, den er vergötterte; — er wußte sie alle auswendig sammt den Melodien, und wenn sein Schüler recht fleißig gewesen war, da lehrte er ihn eines jener wundervollen Lieder, welche Béranger zum ersten Volksdichter Frankreichs gemacht haben, und bald sang unser Prokop so gut wie sein Lehrer „il était un petit homme“, „je viens revoir l'asyle où ma jeunesse“ u. s. w. zum Staunen und Aerger der übrigen Gesellen, welche dabei nicht „mitthun“ konnten.

Nachdem wir alles Gute gesagt haben, was Prokop von seinem französischen Lehrer überkommen hatte, so müssen wir zur Steuer der Wahrheit auch bekennen daß der Franzose ihm gewisse Ansichten über Arbeit und andere sociale Fragen beibrachte, wie sie damals in den geheimen Conventikeln der Compagnons de Tour de France gelehrt wurden, Ansichten, die als Theorie unendlich schön klingen, sobald sie aber praktisch ins Leben treten sollen, zum Verderben führen müssen, wie es die

Ikarier zu ihrem eigenen Schaden erfuhren. Prokop horchte auf Desbareaus schöne Worte mit der Begeisterung, welche die Jugend immer fühlt, wenn man sie mit den lockenden Phrasen von Gleichberechtigung Aller, Menschenwürde u. s. w. ködert.

Im Jänner des Jahres 1848 wurde der sonst so lustige Franzose plötzlich ernst und verstimmt, er erhielt einen Brief nach dem andern aus seiner Heimath und zu Anfang des Februars reiste er, nach zärtlichem Abschied von seinem Schüler, nach Paris zurück. Ein paar Wochen darauf brach die Februar-Revolution aus und Prokop hörte nichts mehr von ihm.

Das Jahr 1848 öffnete dem Tischlergesellen die Augen über das Unsinnige der Theorien Desbareaus; er konnte sich durch den Augenschein überzeugen, wohin die von dem Franzosen so sehr gerühmte égalité und fraternité führe. Prokop blieb, statt zu Verbrüderungsfesten und Versammlungen zu laufen, in seiner Werkstatt, redete noch manchen andern tüchtigen Arbeiter von der gefährlichen Bahn ab, brachte so zehn, zwölf tüchtige Burschen zusammen, die statt mit Gewehr und Säbel, bloß mit dem Hobel handthierten, und der Gewinn, den Meister Nowotny und seine Arbeiter am Ende des unheilvollen Jahres aus ihrer Arbeit zogen, war ein so großer, daß sie erst jetzt recht deutlich einsahen, wie das Glück des Arbeiters nicht aus dem Boden überspannter Theorien keimt, — sondern daß die wahre Basis des Handwerks immer nur der goldene Boden des Handwerks ist.

Von Allem dem, was ihm Desbareau beigebracht hatte, war ihm als wirklicher Vortheil nur die Kenntniß der französischen Sprache geblieben, die er fortwährend

sorgfältig pflegte, außerdem aber die Vorliebe für die Lieder Bérangers, — die so weit ging, daß er es selbst versuchte, derartige Lieder nachzubilden, und so selbst zum Dichter ward. Freilich waren diese Lieder eben so einfach und schlicht, wie er selbst, aber sie hatten ein frisches und gesundes Gepräge, der Refrain ward von allen Gesellen im Chor gesungen, Meister Nowotny neigte wohlgefällig den Kopf nach dem Tacte der Melodie und selbst Madame Drach steckte manchmal ihr runzelvolles Haupt herein, um zuzuhören.

So standen die Sachen nach Verlauf von zehn Jahren in dem Momente, wo wir unsere Erzählung wieder aufnehmen.

Prokop hatte sein Lied beendet und der Chor der Gesellen, welche die Schlußworte nachgesungen, schwieg ebenfalls, da rief Meister Nowotny, der mit dem Zollstabe in der Hand die Dimensionen eines eleganten Bücherschranks controllirte:

„Allen Respect vor der fleißigen Hand, — die Du so hoch anrühmst, — es entsteht nur die Frage, ob die fleißige Hand in ihrem Fleiße nicht gestört wird, wenn das Zünglein gar zu fleißig in der Werkstatt hin und her schnellt.“

„Wie so?“ fragte Prokop Hlaby.

„Ich meine,“ antwortete der Meister, „daß der Arbeiter im Arbeiten gehemmt wird, wenn er seine Aufmerksamkeit statt auf die Arbeit, auf die Worte und die Musik eines Liedes richtet.“

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte der junge Geselle überrascht.

„Mein vollster,“ erwiederte Herr Nowotny, „ich bin doch auch einmal Gesell gewesen, allein ich habe nie gesungen.“

„Das muß seine eignen Gründe gehabt haben,“ versetzte Prokop verstimmt.

„Ja wohl,“ sprach der Meister halb für sich, denn es fielen ihm die Geschichten aus der alten Zeit ein; „ja wohl!“

„Weil er sein Lebelang ein Zopf war,“ flüsterte ein Lehrjunge dem Andern zu.

„Und weil er eine Stimme hat, wie ein altes Häfen,“ erwiederte dieser eben so leise.

Die Meinungs-Differenz zwischen Prokop und dem Meister, die in der Werkstatt zu den unerhörten Dingen gehörte, ermangelte nicht unter den Gesellen Aufsehen zu erregen; sie hoben erstaunt die Köpfe in die Höhe und betrachteten den Meister, der den in allen Werkstätten erlaubten Gesang mißbilligte, und den jungen Gesellen, der ärgerlich erröthend schwieg und fortan seine ungetheilte Aufmerksamkeit einem künstlichen Fauteuil-Bogen zuwendete, ohne daß ein einziger Ton mehr seiner sangeslustigen Kehle entglitt.

Es entstand eine unangenehme Pause.

Herr Nowotny schien diese Pause eben so unangenehm zu fühlen, wie seine Arbeiter, denn er sah von seinem Bücherschrank empor, warf einen bekümmerten Blick auf Prokop und schüttelte den Kopf; Herr Nowotny, den wir bei dieser Gelegenheit uns wieder einmal betrachten können, war in den letzten Jahren nicht jünger geworden; hie und da schimmerte wohl gar ein graues Härchen in seinem dicken Backen-Barte, nur der Kopf war dunkel wie sonst, — an der äußersten Nasenspitze zeigte sich ein leiser Kupfer-Anflug.

Als der Meister bemerkte, daß Prokop nicht mehr zu singen anfangen wollte, da stieß er das Gebäude seiner

eigenen Theorie über den Haufen und begann persönlich, — wie unsere Ball-Annoncen zu sagen pflegen, das alte böhmische Lied vom Landwehrmann zu singen, in der Hoffnung, daß Prokop, der einzige, der des Textes und der Melodie mächtig war, einstimmen würde.

„Da hast Du's," flüsterte abermals der eine Lehrjunge dem Andern zu, „nun singt er selbst, — früher hat er's schlecht gefunden."

„Vielleicht ist er schon wieder fertig*)," bemerkte der Andere.

„Und wie schön das geht, wenn ich schon so ein böhmisches Lied höre, da hab' ich gleich gefressen."

„Was soll denn der Böhm Anderes singen, als was Böhmisches."

„Mit so einer Stimme, ho! ha!"

„Ha! ha! ha!"

Und die beiden Buben lachten verstohlen hinter der Hobelbank. Man sieht, in Meister Nowotny's Werkstatt regierte nicht mehr das eiserne Scepter der Furcht, wie zu jener Zeit, wo Prokop mit dem unscheinbaren Bündel unter dem Arm, über die Schwelle des Tischlerhauses in der Augarten-Straße getreten war.

Der Meister hatte bereits drei Strophen von seinem Landwehr-Liede gesungen, ohne daß Prokop Miene machte, die böhmische Landwehr zu verstärken. Herr Nowotny, der mit dem Zollstab sich auf dem Schrank selbst den Tact gab, begann immer stärker und stärker zu schlagen, so daß der Zollstab nicht bloß Tactmesser, sondern auch der Maßstab für den heimlichen Aerger des Meisters war, allein Prokop's Ohren schienen eben so unempfindlich

---

*) Fertig — angetrunken.

gegen die Tactschläge, wie sie es gegen das Landwehrlied waren.

Endlich warf Meister Nowotny den Tactstab weg, zog brummend den Oberrock an, stülpte mit einer sehr energischen Handbewegung den Hut auf den Kopf, brummte ein finsteres „gute Nacht" und trollte sich zur Thür hinaus, nachdem er noch früher einem der Lehrjungen die Weisung gegeben, ihm den Hausschlüssel „zur Rosen" nachzubringen.

Als er draußen war, lachten die Gesellen herzlich, die Jungen kicherten mit vorgehaltenen Händen.

„Das war ein brillanter Abgang," rief ein Geselle, der ein großer Theaterfreund war, „der Grün vom Wiedner-Theater hätt's nicht besser machen können."

„Was hat er denn?" fragte ein Zweiter.

„Durst!" witzelte ein Dritter.

„Nun, — da wird „bei der Rosen" der Wirth zu thun bekommen."

Prokop, der dieß mit anhören mußte, fühlte in seinem Innern eine gewisse Reue, um so mehr, als der Theaterfreund wieder rief:

„Du hast den Alten schön aufsitzen lassen!"

„Ah pah!" erwiederte Prokop, „was fällt Euch ein, — wer weiß, weßwegen der Meister ärgerlich geworden ist."

„Weil Du keinen Part in seiner böhmischen Oper übernommen hast."

„So seid doch wenigstens vor den Buben still, — es ist nicht recht, wenn der Meister vor den Lehrjungen lächerlich gemacht wird."

Die Gesellen waren vernünftig genug, die Richtigkeit dieser Bemerkung einzusehen, — Prokop intonirte

ein neues Lied und wieder klang der lustige Chorus seiner Kameraden dazu.

Endlich schlug die Stunde des Feierabends.

Die Gesellen beendeten ihre Arbeit und enteilten dann nach allen Richtungen, der Eine ins Bierhaus, der Andere in den Schnappsladen, — der zu seinem Schatz, jener zu seinen Eltern, aber Keiner nahm sich mehr Zeit, als er brauchte, über das Werkstattgewand einen Ueberrock zu ziehen oder einen Mantel zu werfen. Nur Prokop machte so sorgfältig Toilette, daß er noch lange nicht fertig war, als bereits der letzte seiner Kameraden das Haus verlassen hatte. Dafür sah er aber auch, nachdem er mit seinem Anzug endlich zu Stande gekommen war, einem Lion zum Verwechseln ähnlich und mancher von den Dandy's, die am Graben und Kohlmarkt Tag für Tag der edlen Beschäftigung des Pflastertretens obliegen, würde den Tischlergesellen um seine feine Tournure, um sein nobles Aussehen, um seine elegante Haltung beneidet haben.

Nachdem er noch einen zufriedenen Blick in den kleinen Spiegel geworfen, zog er seine Handschuhe an, — (ja, der Tischlergeselle trug Handschuhe!) — und murmelte, seinen Hut aufsetzend:

„Hm! ich glaube, daß ich ihr nicht mißfallen werde.“

Er verließ die Werkstatt; es war draußen bereits ganz dunkel, der Wind jagte ihm einzelne Schneeflocken in's Gesicht, als er durch den finstern Hof ging.

Plötzlich vernahm er eine leise Stimme, die ihm zuflüsterte:

„He! Prokop! pst! pst!“

Der junge Mann blieb stehen.

Diejenige, die gerufen, war die Meisterin, Frau Nowotny, Madame Drach zubenannt. Die arme Frau war viel älter geworden, ihr Haar war ganz grau, zahllose Runzeln bedeckten ihr gelbes Gesicht; allein auch in ihrem Charakter schien eine seltsame Veränderung vorgegangen, denn es war nicht mehr die keifende, belfernde Stimme der Madame Drach, wie sie Prokop bei seinem Eintritt ins Tischlerhaus gehört hatte, es war nicht mehr das rauhe, beleidigende, schroffe Wesen, das den wackeren Meister zur Verzweiflung gebracht hatte, — der Drache war gezähmt, und die Stimme klang sanft und fast wehmüthig, als sie sprach:

„Willst Du nicht herein kommen, Kopi?“

Frau Nowotny erlaubte sich den Namen Prokop auf diese Weise abzukürzen.

„Was soll ich denn d'rin, Frau Meisterin?“

„Wie Du doch so fragen kannst, Deinen Caffee sollst Du trinken, — ich hab' ihn Dir warm gestellt, — weil der Herr es nicht will, daß ich ihn Dir in die Werkstatt bringe, damit die anderen Gesellen es nicht sehen, daß Du „was Extra's“ hast.“

„Aber ich habe keinen Hunger,“ sagte Prokop mit der Gleichgiltigkeit eines verhätschelten Kindes.

„Der Caffee geht auch nicht für den Hunger, aber trinken mußt Du ihn doch, denn 's ist heut Abends kalt, sehr kalt, und wird noch kälter werden.“

„Mich friert nicht ein Bischen.“

„Nun so trink ihn mir zu Liebe, weil ich ihn Dir aufgehoben habe.“

Der Ton, mit dem die Meisterin diese Worte sprach, war ein so rührend zärtlicher, daß Prokop nicht länger

widerstehen konnte, und zu ihr in die warme Stube eintrat.

Und nun erkläre sich einer das Räthsel! Die Liebe hatte Madame Drach bekehrt, nicht etwa die ekelhafte Liebe, die sich manchmal alter Weiber gegen junge Männer bemächtigt, nein, die Liebe in der edelsten Bedeutung des Wortes, die Mutterliebe. Prokop, der mit Geduld die anfänglichen Leiden der schlimmen Meisterin ertragen, hatte sich allgemach in das Herz der kinderlosen Frau eingeschlichen, und in dem Maße, als der Meister sich mehr und mehr von ihr entfernte und der Weinflasche nachging, gewann die Vereinsamte den Knaben immer lieber, der zum blühenden Jüngling heranwachsend, sie es immer deutlicher ahnen und fühlen ließ, wie herrlich es sein müsse, solch' einen Sohn zu haben, bis sie endlich gebessert die Begriffe verwechselnd, den Fremden für ihr eigenes Kind ansah, und ihn als ihren einzigen Sohn, als den Trost ihres einsamen Alters, als den Abgott ihres Herzens liebte und vergötterte.

Wie manche alte Jungfer, die ob ihrer Bosheit verschrieen wird, wie manche kinderlose Frau, die aus langer Weile zum keifen und medisiren anfängt, könnte eben so gebessert und bekehrt werden, wenn man ihr ein Kind an ihr einsames Herz legte.

Die Meisterin brachte in Eile den Caffee auf den Tisch, schenkte mit geschäftiger Hand ein, rührte mit dem altväterischen Silberlöffel den Zucker auf, und legte das Kipfel zurecht, daß ihr Liebling nur die Hand auszustrecken brauchte, dann betrachtete sie ihn halb mit Angst, halb mit Wohlgefallen, und sagte leise:

„Aber Du bist heute schön.“

„Prokop, dem vor einer Erörterung zu bangen schien, antwortete nichts darauf, sondern beschäftigte sich eifrigst mit der Vertilgung des erwähnten Kipfels.

„'sist doch nicht Sonntag heute," fuhr die Meisterin fort.

Keine Antwort von Seite des Gesellen.

„In's Theater ist's jetzt auch zu spät, — 'sist schon halb Acht."

Prokop schlürfte die Neige seines Caffee's.

„Prokop," sprach die Meisterin ernst und eindringlich, „Du gehst zu Deiner Geliebten; — antworte doch einmal."

„Nun, ja freilich," erwiederte der Geselle, „und soll ich's etwa nicht thun? Hat doch jeder Geselle seinen Schatz, warum soll ich keinen haben? Bin ich etwa nicht alt genug, oder bin ich etwa nicht Herr meiner Zeit und meines Geldes, sobald der Feierabend da ist?"

Die Meisterin schüttelte seufzend den Kopf und antwortete traurig:

„Freilich bist Du das, und ich weiß recht gut, daß weder ich noch der Herr ein Recht auf Dich haben, seit Du frei geworden und den Lehrbrief in der Tasche trägst. Uebrigens weißt Du recht gut, wie gern wir Dich haben und thust darum nicht wohl, Kopi, daß Du mir gleich so den Strohsack vor die Thür wirfst."

Der alten Frau trat das Wasser in die Augen.

Dem Prokop gings beinahe nicht besser, als er, die Hand der Meisterin ergreifend, mit tief bewegter Stimme versetzte:

„Verzeihung, liebe, gute Frau Meisterin! 's war nicht so gemeint, wie Sie's aufnehmen; — ich weiß recht gut, wie viel Dank ich Ihnen schuldig bin für

all' das Liebe und Gute, so Sie mir gethan haben, seit ich in Ihr Haus gekommen bin. Allein 's ist gerade so, als ob's sein müßte, daß ich heute immer mit Meister und Meisterin in Widerspruch gerathe, zuerst in der Werkstatt mit dem Meister wegen des Singens und jetzt wieder mit Ihnen wegen meiner Gelie — wegen meines „Mädels," das Sie mir nicht zugestehen wollen, während doch jeder freigewordene Lehrjunge seinen Schatz hat."

Die Meisterin antwortete ruhig, aber ernst:

„Siehst Du, Kopi, Du hast es selbst gesagt, worauf ich kommen wollte. Du hast das Wort Geliebte zurückgenommen und Mädel gesagt, — das Wort wollte Dir aber nicht recht beim Munde heraus, — denn Du siehst es selbst ein, daß ein Tischlergesell wohl ein Mädel, aber keine Geliebte von der Art haben kann, wie Du."

„Was wissen Sie davon?" fragte der Geselle, stutzig werdend.

Die Stimme der Meisterin klang so demüthig, als ob sie ihn um Verzeihung bitten wollte, als sie erwiderte:

„Du mußt mir's nicht übel nehmen, Kopi, oder vielleicht gar was Schlechtes darin sehen, wenn ich Dir sage, ich weiß, wohin Du alle Tage gehst."

„Wie? was?" brauste der Jüngling auf, „man spionirt mir nach!"

„Eine Mutter, die auf ihr Kind Acht gibt, ist kein Spion, und wenn ich um Dich besorgt bin, so geschieht es nur deßhalb, weil ich Dich lieb habe, wie — eine Mutter ihr Kind."

„Und was wissen Sie denn?“ fragte Prokop, gerührt und kleinlaut zugleich, „wen haben Sie mir denn nachgeschickt?“

„Niemand,“ erwiederte die Meisterin, „denn das hätte ja so ausgesehen, als ob ich Dich im Verdacht einer schlechten That hätte, und einer solchen bist Du doch unfähig. Ich bin Dir selbst nachgeschlichen.“

„Sie?“

„Ja, ich, mit meinen alten Beinen. Du kannst Dir denken, daß ich gehörig laufen mußte, um Deinen jungen Füßen nachzukommen.“

„Arme Meisterin!“

„Endlich sah ich Dich in der Stadt im Färbergassel in ein Haus treten —“

So weit sind Sie mir gefolgt?“

„O noch weiter, — ich stand bereits unter dem schmalen Eingang des Hauses, als Du den ersten Stock hinaufstiegst. Ich blieb stehen und horchte, — Du gingst weiter, im zweiten Stock bliebst Du stehen, — ich hörte läuten, — da also war's. Nun hatte ich nur mehr zu erforschen, wer im zweiten Stock wohnte. Auch das habe ich erfahren.“

„Wo denn?“ fragte Prokop halb neugierig, halb ärgerlich über diesen sonderbaren Bericht. „Sie haben doch nicht beim Hausmeister nachgefragt?“

„O nein! denn die Herren Hausmeister haben oft klingende Ursache, derlei Sachen zu verschweigen. Allein merk' Dir's Kopi, — eine Frau, die etwas erfahren will, erfährt immer etwas, — das habe ich bei meinem Alten gelernt. Auch bei Dir habe ich mehr erfahren, als mir lieb war, — wie ich's erfahren habe, kann Dir ganz gleichgiltig sein.“

„So? und was haben Sie denn erfahren, wenn man fragen darf?“ sprach der junge Mann ziemlich gereizt.

„Zuerst erfuhr ich, daß im zweiten Stock des bewußten Hauses Niemand wohnt, als zuerst ein alter Professor der Musik, der den ganzen Tag außer Haus Lectionen gibt; — zu dem gingst Du wohl nicht.“

„Sehr scharfsinnig!“

„Sodann ein Fräulein, das für ihre einzige Person, — eine Magd und ein Stubenmädchen hält, — eine sehr bedeutende Dienerschaft für ein Fräulein, das allein wohnt.“

„Sie ist's so gewöhnt,“ versetzte der junge Mann eifrig, „von Jugend an ist sie's gewöhnt, denn Fräulein Persini ist die Tochter eines sehr reichen Hauses in Mailand, ihr Vater war ein hochgestellter Beamter“ —

„Hast Du seinen Anstellungsbogen gesehen?“ fragte Madame Nowotny in einem so ironischen Tone, als ob sie noch Madame Drach gewesen wäre.

„Es wäre sehr undelicat gewesen,“ erwiederte Prokop, von diesem Ton verletzt, „wenn ich es gewagt hätte, so etwas zu thun, — um so mehr, da ich gar keinen Grund hatte, an ihren Worten zu zweifeln.“

„Hm! Hm! also eine Beamtenstochter ist sie?“

„Ja, und eine höchst gebildete noch obendrein, sie spricht französisch und spielt Clavier —“

„Das thut in Wien manche Hausmeisterstochter.“

„Frau Meisterin —“

„Nun, nun, — ich will damit nur sagen, daß das die Bildung noch nicht ausmacht. Wo hast denn Du — der Tischlergeselle — sie kennen gelernt?“

„Ich ging vor ungefähr drei Monaten Abends über die Bastei, — es war ziemlich dunkel und öde, — da

sah ich ein sehr elegantes Fräulein mit eiligen Schritten daher kommen, ein junger Herr verfolgte die Dame mit zudringlichen Anträgen —“

„Geschieht ihr Recht, — warum geht sie in der Dunkelheit allein auf die Bastei“

„O! ich sehe nicht ein, warum eine Dame Abends nicht allein gehen soll, in Wien, — wo man auf jedem Schritt Leute begegnet, die sich annehmen, wie ich's that. Ich trat scharf zu dem jungen Herrn, und nach einigen gewechselten Worten, bei welchen von meiner Seite eine ganz unverblümte Anspielung auf Ohrfeigen vorkam, zog sich der Geck zurück.“

„Und Du tratst an seine Stelle?“

„Das Fräulein dankte mir in den verbindlichsten Ausdrücken. — ich erfuhr noch den Grund ihres Alleinseins zu später Stunde. Sie hatte eine kranke Freundin auf der Bastei besucht, die Abends viel schlimmer geworden war, so daß sie dieselbe nicht verlassen wollte, bis der Arzt gekommen war und die Versicherung ertheilt hatte, es sei für die Kranke nichts zu fürchten. Auf dem Heimweg nun hatte sie jener Zudringliche angesprochen und war ihr, trotz ihres Protestirens nicht von der Seite gegangen. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß ihr derartige Rencontres noch öfter vorkommen könnten und bot mich bescheiden an, sie zu begleiten. Sie nahm es dankbar an, ich brachte sie bis an ihre Wohnung — ihre Liebenswürdigkeit, ihre Schönheit hatte mich entzückt und ich weiß nicht, wie ich's angefangen habe, sie schien mich gleichfalls nicht unangenehm zu finden, denn sie erlaubte mir, sie wieder zu sehen, Sonntags nach der Zwölf-Uhr-Messe am Peter, — diesem Rendezvous folgte

ein zweites, — endlich erlaubte sie mir, sie in ihrer Wohnung zu besuchen —"

„Hast Du ihr auch gesagt, daß Du ein Tischlergeselle bist?" schaltete die Meisterin ein.

„Ich kam hin," fuhr Prokop fort, ohne auf diese Frage zu antworten, „ich staunte über die Pracht der Wohnung, über die reichen, geschmackvollen Meubels —"

„Ich glaub's," brummte Madame Nowotny abermals.

„Kurz, — in wenigen Wochen hatte sich zwischen mir und Laura das innigste, zärtlichste Liebes-Verhältniß gebildet. Laura liebt mich mit aller Leidenschaft einer ersten Liebe, — —"

Die Meisterin hustete.

„Mit gleicher Liebe bin ich ihr zugethan, — und mögen Sie dagegen sagen, was Sie wollen — ich kann von ihr nicht lassen, — Laura ist das Glück meines Lebens, mein Himmel, meine Seligkeit, mein Alles!"

Die Meisterin schien diese verbrauchten, seit Jahrhunderten abgenützten Redensarten gar nicht gehört zu haben, als Sie erwiderte:

„Und hat sie Dir nicht auch erzählt, warum sie allein wohnt?"

„Allerdings. Ihre beiden Brüder haben sich in der italienischen Revolution compromittirt und sitzen am Spielberg, — ihr Vater starb aus Gram, ihre Mutter hat sie längst verloren, und Laura, die eine eben so gute Schwester ist, als sie eine gute Tochter war, ist nach Wien gereist, um die Begnadigung der beiden Unglücklichen zu erwirken, wozu sie gegründete Hoffnung hat."

„Ei so lüg', daß Du erstickst," rief die Meisterin die nicht mehr an sich halten konnte, in dem alten Ma-

dame-Drachen-Ton, den Prokop schon lange nicht mehr gehört hatte.

„Wie meinen Sie?“ fragte der Letztere ganz verdutzt.

„Ich meine, daß Du Dich foppen läßt, wie ein rechter Gimpel.“

„Frau Meisterin —“

„Ja, roll' nur die Augen, schneid nur Gesichter, als ob Du mich fressen wolltest! Ich fürcht' mich nicht vor Dir, — im Gegentheil s'ist mir lieb, daß Du nicht der Miteinverstandene, sondern bloß der Gefoppte, der Narr dieser schlechten Bagage bist.“

Man sieht, Frau Nowotny hatte ihre Zungen-Volubilität aus der Zeit, wo sie Madame Drach gewesen war, noch ziemlich gut erhalten.

Prokop war hochroth vor Zorn geworden.

„Wollen Sie mir endlich erklären,“ rief er, „was Sie mit diesen gemeinen Beschimpfungen gegen eine höchst ehrenwerthe Familie sagen wollen?“

„Ehrenwerthe Familie! Lächerlich! der Papa Persini war ein wälscher Winkeltanzmeister, der im Spital gestorben ist und nichts hinterlassen hat, als Schulden. Freilich sitzen zwei Brüder, aber nicht auf dem Spielberg und nicht wegen Revolution, sondern im Zuchthaus wegen zu langen Fingern —“

„Das ist nicht möglich!“ fiel ihr Prokop in's Wort, „wenn's so wäre, wie könnte Laura solch' einen Aufwand machen?“

„Je nun, der Herr Graf kann's zahlen!“

„Welcher Graf?“

„Nun, der französische Graf, — der sie aushält, — ich kann mir seinen Namen nicht merken, Dein Fräulein

Laura ist nichts anderes, als — die Maitresse dieses Herrn."

Prokop stand wie versteinert, er war kreidebleich geworden, — die Nachricht hatte ihn zu unerwartet getroffen, die Enttäuschung war zu bitter für einen jungen Mann, der mit der ganzen Glut einer ersten Liebe an dem schönen Mädchen hing, das sein Herz gefesselt hatte.

Er starrte die alte Meisterin, die ihm triumphirend gegenüberstand, so grimmig an, wie ein Nordlands-Recke eine alte Alraune angestarrt haben mag, die ihm Tod und Untergang verkündet hatte, dann rief er:

„Wie? So wär's! 's ist nicht möglich! Doch ich will mich überzeugen, — und wenn's so ist, dann —"

Was dann geschehen sollte, wußte er wahrscheinlich selbst noch nicht, denn er begnügte sich vor der Hand, den Hut auf den Kopf zu werfen und ohne der Meisterin eine gute Nacht zu wünschen zur Thüre hinaus zu stürmen.

Zweites Kapitel.

Im Färbergäßchen. — Maske für Maske.

Die schöne Laura Persini saß auf dem schwellenden Divan in ihrem reizenden Boudoir, das mit weiß- und rothgestreiften Atlastapeten zeltartig ausstaffirt, mit seinen tausend Nippes und Quinquaillerie-Kostbarkeiten einen kleinen, niedlichen Feentempel bildete, wozu die Göttin, die in diesem Tempel hauste, vollkommen paßte. Denn die schöne Laura verdiente diesen Namen in der ausge-

dehntesten Bedeutung des Wortes, ihr Gesichtchen mit dem italienischen Schnitte, dem Rabenhaar und den schwellenden dunkelrothen Lippen wurde durch das sanfte, blaue Auge, ein Erbstück ihrer deutschen Mutter, auf eine wunderbare Weise gemildert. Ihre Gestalt mußte den Bildhauer und den Dichter mit Entzücken erfüllen, um so mehr, als sie nicht, wie so häufig ihre Landsmänninen, sich im Anzug vernachlässigte, sondern sich mit jener Sorgfalt, mit jener koketten Nettigkeit kleidete, die das Charakteristische bei den schönen Wienerinnen bildet, manchmal soweit getrieben wird, daß sie darüber so manches Andre vergessen, was zur weiblichen Liebenswürdigkeit erforderlich ist, z. B. Geist, Bildung u. s. w.

An der Seite dieses feenhaften Wesens saß Prokop Hlaby, das Grafenkind, der Tischlergeselle, auf dem eleganten Divan, und es war dem armen Jungen wirklich nicht zu verargen, wenn er, der nie etwas anderes gekannt hatte, als die elenden Hütten eines böhmischen Dorfes, oder die dumpfe, übelriechende Werkstatt vom Zauber des Ortes und der Huldgöttin, die hier hauste, wunderbar umstrickt, mit jener leidenschaftlichen, fieberhaften Glut, deren nur die Jugend fähig ist, sich dem Augenblicke und seiner Seligkeit hingab, unbekümmert darum, was der nächste Tag bringen würde, mit Eifer den Gedanken verscheuchend, daß diese Liebe endlich zu einer bestimmten Erklärung, zu einem positiven Ziele führen mußte.

Die schöne Fee hatte ihre weiße, weiche Hand auf seine Achsel gelegt, und lispelte in jenem süßen, kosenden Ton, wie er eben nur unter Liebesleuten möglich ist:

„Ich soll mit Dir schmollen; zuerst kömmst Du später als gewöhnlich, — dann bist Du einsilbig und

verstimmt. Was soll ich denken? — Was hast Du, Victor?"

Unsere Leser werden erstaunen, wie Prokop auf einmal zu dem romantischen Namen Victor kommt. Allein wer je geliebt hat, wird die Schwäche des armen Jungen begreifen, der seinen ehrlichen Namen Prokop gegenüber dem poetischen Namen Laura zu simpel fand, und sich deßhalb den ihm viel schöner dünkenden Namen Victor beigelegt hatte.

„Mein süßes Kind," antwortete er auf die Frage der reizenden Circe, „Du mußt mir verzeihen, — allein ich habe heute viel studirt, — das Zeichnen strengt an, besonders, wenn man so eifrig copirt, wie ich, — wenn man in der Kunst vorwärts strebt."

Um das abermalige Räthsel zu erklären, das in den letzten Worten Prokops zu liegen scheint, müssen wir mit einiger Beschämung gestehen, daß der junge Mann aus falscher Scham auch seinen Stand, sein ehrliches Handwerk verläugnet hatte; — der Tischlergeselle stand ja dem wohlgebornen Fräulein zu fern, — und sollte Jemand darin etwas gar zu Unrechtes finden, so können wir den armen Prokop nur eben mit dem entschuldigen, was wir schon einmal zu seiner Entschuldigung angeführt haben, nämlich, daß unser Held — kein Held, sondern eben nur ein Mensch ist.

„Was copirst Du denn?" fragte die schöne Laura.

„Eine Madonna nach Titian," erwiederte Prokop, die Augend niederschlagend.

Ein leises Lächeln spielte um die Lippen der schönen Laura, als sie versetzte:

„Hat Titian auch Madonnen gemalt? Das freut mich von meinem Landsmann. Ich möchte nur wissen,

wie es kommt, daß die italienischen Maler mit solcher Vorliebe gerade Madonnen malen.“

„Weil in Deinem Vaterland leichter ein Vorbild dafür zu finden ist; — man darf nur Dich ansehen, und man begreift es, daß es so ein Antlitz gewesen sein muß, welches Raphael, Titian, Corregio entzückte, zum Höchsten begeisterte.“

Man sieht, Prokop hat seine Stunden beim Meister Desbureau nicht blos zur Erlernung der französischen Sprache, sondern auch zur möglichsten Aneignung französischer Galanterie benützt.

„Schmeichler!“ rief die schöne Laura und schlug ihn sanft mit der kleinen, weißen Hand auf den Mund, welche Veranlassung der galante Tischlergeselle benützte, um diese kleine Hand zu ergreifen, und die rosigen Fingerspitzen derselben auf's Leidenschaftlichste zu küssen.

„Du bist meine Madonna,“ schwärmte er, „denn ich bete Dich an.“

„Geh' doch, Du lästerst,“ erwiederte sie, indem sie ihm mit den feinen Fingern durch das dunkle Haar fuhr, „ich tauge nicht zur Madonna, — denn die Liebe, die ich für Dich fühle, ist viel zu sündhaft —“

„Sündhaft?“

„Ja, denn wenn ich an Deiner Seite sitze, wenn ich Deine Hand in der meinen fühle, wenn Deine Lippen die meinen berühren, dann durchströmt mich eine zuckende wilde Glut, für die ich keinen Namen habe, die nur den Athem in der Brust beklemmt —“

Und sie schmiegte sich mit glühendem Auge und hoch gehendem Busen an den schönen jungen Mann, der in diesem Augenblicke dieselbe wilde zuckende Glut in

seinen Adern, dieselbe Beklemmung in seiner pochenden Brust fühlte.

„So liebst Du mich wirklich so innig?" fragte er.

„Mehr als mein Leben!" erwiederte sie.

„Und willst Du mein sein?"

„Für ewig."

Zum Glück für unseren Helden klopfte in diesem Augenblick das Kammermädchen an die Thüre des Boudoirs und trat ohne das „Herein" ihrer Gebieterin abgewartet zu haben, in das Gemach, indem sie mit ehrerbietigem, aber fast einer Warnung ähnlich klingendem Tone, und einen vielsagenden Blick auf Prokop werfend, die Worte sprach:

„Gnädiges Fräulein, 's ist drei Viertel auf zehn vorüber."

Laura sprang vom Divan auf, biß sich in die Lippen und sagte:

„Hanne hat Recht, — Du mußt fort, Victor."

„Und warum denn?" fragte der junge Mann, der mit glühenden Augen die reizende Gestalt verschlang und ganz und gar die Zweifel vergessen hatte, die Madame Nowotny in seiner Brust wach gerufen.

„Es geht auf zehn," sprach Laura eifrig, „um zehn Uhr wird das Thor gesperrt. Ich will nicht, daß Du nach dem Thorsperren weg gehst, — denn ich muß als allein in der Welt stehend, doppelt sorgfältig über meinen Ruf wachen, — der dadurch compromittirt werden könnte, wenn der Hausmeister seinen Gevatterinnen erzählt, daß ein Mann nach dem Thorsperren von mir weggegangen ist."

„Aber —"

„Kein Aber, lieber Victor! Niemand leidet mehr darunter, als ich, wenn Du nicht gehst," flüsterte ihm die

reizende Fee zu, indem sie ihren Arm um ihn schlang, und ihm den Mund mit einem Kuß verschloß, „allein es gibt gewisse Gränzen des Anstandes, die ein Mädchen nie außer Augen setzen soll, also gehorche, theurer Freund, und geh'."

„Ach, gerade jetzt," wehklagte Prokop, „gerade jetzt, wo ich Dich zum ersten Mal so zärtlich fand, wie nie —"

„Komm morgen wieder, und Du sollst mich wieder so finden," flüsterte sie ihm in's Ohr.

„Wahrhaftig?" rief er in stürmischer Freude, sie an sich drückend.

„Morgen! morgen!" erwiederte sie, indem sie sich von ihm los machte und ihn sanft zur Thüre hinaus drängte.

Prokop taumelte wie ein Berauschter, als ihm Hanne über die Treppe hinab leuchtete, der Hausmeister stand bereits unter dem Thor, des Schlages gewärtig, der ihm erlaubte, die Pforte des Hauses zu schließen, und von Jedem Ein- und Ausgehenden eine Art Sundzoll zu erheben.

Prokop belohnte den tief sich verneigenden Cerberus anticipando mit einem Zehnerzettel und trat hinaus in das enge Färbergäßchen.

Der Mensch kann in einer noch so fieberhaften Aufregung sein, so genügt der eisige Hauch einer kalten Winternacht doch, um ihn abzukühlen und ein Bischen ruhiger, mithin vernünftiger zu machen, und so verliebt und sinneglühend der Tischlergesell auch in diesem Moment war, so knöpfte er doch den bis dahin offenen Ueberrock ein, da ein eiskalter Windstoß vom „Hof" herab sausend ihn daran erinnerte, daß eine December-

Nacht eben nicht geeignet sei, um darin, wie in einer Mainacht herum zu laufen.

Mit dem eingeknöpften Ueberrock, mit dem kalten Hauch, der um seine Schläfe fröstelte, war ihm auch ein Bischen Ruhe und Besonnenheit zurückgekehrt, — die warnenden Worte der Meisterin, die Beschuldigungen, die sie gegen Laura erhoben, fielen ihm mit einem Male wieder ein, — es ärgerte ihn, daß er nicht den Muth gehabt hatte, das Fräulein Persini selbst zu fragen und zur Rede zu stellen, — auch fiel es ihm jetzt auf, daß Laura heute, wie schon oft, sein Weggehen vor zehn Uhr so ängstlich dringend verlangt hatte, — was war am Ende daran gelegen, wenn er sie später verließ? — Die Eifersucht, die durch Madame Drach in ihm geweckt worden war, folgerte mit jener fürchterlichen Syllogistik, die eben nur der Eifersucht eigen ist, regelrecht daraus, daß Laura ihm nur deßhalb seine Entfernung zur Pflicht mache, weil sie Jemand andern erwarte, und die Schlußfolgerung dieser eben nicht zu gewagten Prämissen war die, daß er warten müsse, um zu sehen, ob dieser geheimnißvolle Jemand kommen werde oder nicht.

Er schlug daher den Rockkragen hoch hinauf, zog den Hut tief über die Nase herein, versenkte die Hände in die Taschen seines Paletots und schritt so mit dem Eifer einer Schildwache, mit langen taktmäßigen Schritten im Färbergäßchen auf und nieder.

Er hörte von einer nahen Thurmuhr ein Viertel auf eilf, halb und dreiviertel schlagen; mit einer jeden Viertelstunde wurde ihm leichter um's Herz, — es war Niemand anderer in's Haus gekommen, als der alte Musiklehrer, der eine Arie summend, mit etwas ungewissen, schwankenden Tritten heimgekehrt war. Prokop bat im

Geiste seine Angebetete um Verzeihung, er nahm sich vor nicht länger als bis eilf zu warten, dann aber heim zu gehen und am andern Tag der Meisterin tüchtig dafür den Text zu lesen, daß sie ein so edles, unschuldiges Geschöpf, wie Fräulein Laura Persini, so schmachvoll verläumdet hatte.

Da begann die Thurmuhr zu schlagen; die vier Viertel summten dröhnend in die stille, kalte Winternacht hinaus.

Allein die eilf Schläge waren noch nicht verklungen, als Prokop das Rasseln eines Wagens vernahm, der rasch über den „Hof“ herauf fuhr und am Eingang der Färbergasse, am bürgerlichen Zeughause hielt. Prokop blieb stehen und horchte.

Ein Mann sprang aus dem Wagen und herrschte dem Kutscher zu:

„Attends-moi ici!“ *)

Dann eilte er rasch durch das Färbergäßchen herab und an Prokop vorüber.

Beim Scheine der Gaslaterne sah der Tischlergeselle, daß der Fremde ein ältlicher, höchst eleganter Mann war, der rasch auf das Haus zuschritt, worin Laura wohnte, anläutete und, als gleich darauf geöffnet wurde, mit der Sicherheit eines Mannes eintrat, der diesen Weg schon oft gewandelt sein mußte, wozu auch das Benehmen des Hausmeisters paßte, der das Thor wieder zudrückend mit aller möglichen Demuth brummte:

„Küß' die Hand Ew. Gnaden, Herr Graf.“

Prokop fühlte seine Knie wanken. All' diese Umstände paßten zu sehr zu dem, was ihm Frau Nowotny

---

*) Erwarte mich hier.

eröffnet hatte, als daß er noch länger hätte zweifeln können. Er fühlte es nur zu deutlich, daß Laura ein falsches Spiel mit ihm gespielt habe, und der erste Gedanke, der in seinem racheglühenden Hirn auftauchte, war der, anzuläuten, in's Haus zu dringen und den Grafen sammt der Treulosen zu erwürgen. Zum Glück werden derlei Rachepläne nicht so schnell ausgeführt, als sie entstehen, zudem machte sich auch wieder die gleißende, heuchlerische Stimme der Hoffnung vernehmbar, die dem armen Teufel in's Ohr flüsterte, daß dieser Graf eben nicht zu Laura gegangen sein müsse; er konnte ja eben so gut zu der Professors-Witwe gegangen sein, die mit zwei recht hübschen Töchtern im dritten Stocke wohnte, und die ihm schon ein paar Mal auf der Stiege begegnet waren; er konnte endlich, selbst wenn er zu Laura ging, in den ehrenwerthesten, anständigsten Absichten, als Freund, als Verwandter, als Beschützer zu ihr gekommen sein und die späte Stunde eben nur gewählt haben, weil er entweder sonst keine Zeit hatte, oder weil er das Aufsehen scheute, u. s. w. u. s. w.

Da aber alle diese bei den Haaren herbei gezogenen Entschuldigungsgründe dem armen Prokop doch nicht jene Beruhigung verschafften, die er bedurfte, so beschloß er, was er gleich hätte thun können, sich an den Kutscher des Fremden zu wenden, um von diesem etwas herauszubringen, was zur Erklärung der Sachlage dienen konnte.

Er schritt also die Gasse hinauf, bis an die Zeughaus-Ecke, und nahm sich zuerst den Wagen in Augenschein, so gut dieß beim Lichte des Gas-Reverbers anging.

Es war eine höchst elegante Equipage mit Wappen und Grafen-Krone auf dem Schlag, bespannt mit zwei ausgezeichneten Holsteinern.

Der Kutscher lag auf dem Bocke, tief eingehüllt in einen prachtvollen Pelz.

„He! Kamerad!“ rief Prokop den Wagenlenker an.

„Hm?“ brummte dieser, ohne die Nase zu heben.

„Das ist eine kalte Nacht, um zu warten,“ fuhr Prokop fort, der um jeden Preis ein Gespräch anknüpfen wollte.

„Nikſ deutſ!“ schnarrte der Kutscher und legte sich zurück.

Prokop pries in diesem Augenblicke seinen Freund Desbareau, von dem er französisch gelernt hatte, denn er war überzeugt, daß er den brummigen Roßbändiger zum Sprechen bringen würde, wenn er ihn französisch anredete.

„Ah! Kamerad!“ rief er in französischer Sprache, „Du bist ein Franzose, — na ich muß Dir sagen, für einen Franzosen finde ich Dich verflucht bärbeißig und sehr wenig lustig. Wo fehlt's, Kamerad?“

Als der Kutscher die Klänge der Muttersprache hörte, die selbst bei dem gemeinsten Franzosen eine Art von Zauberstab sind, mittelst dessen man gar Manches bei ihm erzwecken kann, dessen Erreichung der nicht französisch Redende vergebens anstreben würde, da richtete sich Monsieur Jean — (jeder französische Kutscher heißt Mr. Jean) auf seinem Kutschbock in die Höhe, die Nase, die kupfrig und in's Blaue spielte, kam zwischen den Zottelhaaren des Pelzes zum Vorschein, ja es erschien sogar eine Art von Mund, der die Hälfte seiner Zähne bei diversen Raufereien in der guinguette eingebüßt hatte, und dieser Mund erwiderte in einem bereits viel freundlicher gewordenen Tone:

„Hat sich was lustig zu sein, wenn man bei dieser Kälte tagtäglich zwei, drei Stunden hier auf dem Platz

stehen muß. Ich glaube, Monsieur, Ihnen würde so kalt sein, wie mir."

Dem Tischlergesellen war in diesem Augenblick so heiß, daß ihm das Blut wie Lava-Ströme durch die Adern glühte; hatte er doch jetzt die Gewißheit erlangt, daß der Graf täglich seine Besuche im Färbergäßchen machte. Tonlos fragte er weiter:

„Also kommt Ihr täglich hieher?"

„Ja, mein Herr."

„Und immer zur selben Stunde?"

„Leider."

Es schien also, daß die schöne Laura Persini dem Grafen gegenüber nicht jene Skrupel hatte, die ihr verwehrten, Prokop nach dem Thorsperren bei sich zu behalten. Wenn der Graf täglich nach dem Thorsperren kam, so konnte Fräulein Laura unmöglich jenes tiefe Schicklichkeitsgefühl besitzen, das sie gegen Prokop geltend gemacht hatte.

„Aber sagen Sie mir, lieber Freund," fuhr er fort, mit jener hastenden Gier, welche den Eifersüchtigen immer drängt, das Schlimmste zu erfahren, „was kann denn Ihr Herr zu so später Stunde hier wollen? Man macht doch keine Besuche um eilf Uhr."

Der Kutscher warf ihm einen mißtrauischen Blick zu.

„Ei, mein Herr," erwiederte er weit minder freundlich, „Sie fragen ein Bischen viel für einen Neugierigen. Sind Sie vielleicht ein Mouchard, einer von denen, wovon mich meine Kameraden oft genug gewarnt haben, dann können Sie überzeugt sein, daß Sie aus Jean Favardinet auch nicht ein Wort mehr herausbringen, sacrebleu!"

Und die Kupfernase verschwand trotzig wieder im Pelze.

Allein Prokop wußte noch nicht genug, übrigens hatte er von seinem Freunde Desbareau gelernt, wie man mit Franzosen umgehen muß. Zehn Schritte von der Ecke des Färbergäßchens, auf dem „Hof," befindet sich eine den Stellwagenkutschern wohlbekannte Branntweinschenke, dorthin eilte der Tischlergeselle, ließ sich ein ziemlich großes Glas mit Cognac füllen, trat dann wieder zur Equipage des Grafen und rief den Beherrscher des Kutschbocks abermals an:

„He! Kutscher!"

„Was gibt's?" fragte Jean Favardinet.

Prokop Hlaby hob das Glas in die Höhe, daß dessen alkoholische Düfte die Kupfernase des Franzosen kitzeln mußten und antwortete das einzige Wort:

„Cognac!"

Man muß in Frankreich gewesen sein, um zu wissen, welche Zauberformel das Wort „Cognac," und noch vielmehr die Sache bei dem gemeinen Franzosen ist.

Auch Jean Favardinet konnte nicht widerstehen, er ergriff das Glas, stürzte es hinunter, schnalzte dann behaglich mit der Zunge, gab das Glas zurück und sagte tief Athem holend:

„Merci, Monsieur!"

„Ich hätte Dich eigentlich vom Kutschbock herab reißen und tüchtig durchprügeln sollen," nahm Prokop das unterbrochene Gespräch wieder auf, „wegen der Beleidigung, die Du mir angethan, als Du mich für einen Mouchard hieltest, allein ich besitze ein versöhnliches Gemüth und im Grunde hattest Du nicht Unrecht, — ich habe ein Bischen albern gefragt. So wisse denn,

Monsieur Jean, — ich bin kein Mouchard, aber ich bin eifersüchtig.“

„Oho!“

„Ja, und zwar eifersüchtig auf Deinen Herrn, auf den Grafen — — wie heißt er?“

„Hm! der Name thut wohl nichts zur Sache. Sie sind eifersüchtig auf meinen Herrn. Kurios! — Sie sind jung und hübsch, mein Herr ist alt und nicht hübsch, — ich glaube, er hat eher Grund eifersüchtig auf Sie zu sein.“

„Aber wenn er zu der Dame geht, die ich liebe —“

„Je nun,“ fiel ihm der Kutscher in's Wort, „dann werden Sie die Liebe umsonst haben, die der Herr Graf um theures Geld zahlen muß. Das ist immer ein gutes Geschäft.“

Das war eine neue Auffassung der Frage, die unserem simplen Tischlergesellen nie in den Sinn gekommen wäre, die aber eines französischen Kutschers ganz würdig war, der schon diverse junge und alte Herren zu diversen Loretten in Wien und Paris gefahren hatte.

„Ich weiß ja noch nicht einmal,“ sagte Prokop, „ob meine Dame und Diejenige, welche Dein Herr besucht, Eine und dieselbe sind. Darüber möchte ich eben Auskunft von Dir haben.“

„Wenn's sonst nichts ist, — mit Vergnügen. Die Dame, die mein Herr besucht, wohnt dort im Färbergäßchen, gleich das Haus neben dem Kaffeehaus.“

„Richtig, ich sah ihn hineingehen. Und weißt Du vielleicht auch zufällig in welchem Stock?“

„Allerdings. Baptiste, der Kammerdiener, sollte eines Tages ein Billet mit einem Körbchen voll Pfirsische an die Dame bestellen, er gab es an Pierre, den Bedienten,

der hatte aber eine Landparthie mit Marion, dem Kammermädchen vor und so kam Korb und Billet an mich. Ich trug beides in's Färbergäßchen, — in den zweiten Stock."

Dem armen Prokop schnürte es die Kehle zusammen.

„Und die Adresse — die Adresse?" keuchte er.

„Warten Sie, — an Fräulein Laura Passini — Pertini, — nein Persini, — ja, ja richtig, so war's."

„Es ist genug, ich danke!" rief Prokop, das Glas fallen lassend, das in Scherben zerklirrte, und stürzte, wie ein Rasender fort, wieder in das Gäßchen hinein.

Jean Favardinet sah ihm mit einem philosophischen Kopfschütteln nach.

„Hm! da sehe Einer," brummte er für sich, „da heißt es immer, die Deutschen seien viel phlegmatischer als wir Franzosen. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß sie, wenn sie verliebt sind, gerade solche Narren sind, wie wir. Uebrigens machen sie auch den Cognac schon beinahe eben so gut, wie in Frankreich. Wenigstens war der, welchen der junge Mann gezahlt hat, vortrefflich! 's ist wirklich Schade, daß dieser ausgezeichnete junge Mann nicht noch Einiges zu fragen hatte; vielleicht hätte er noch ein Glas zum Besten gegeben."

Und nachdem Jean Favardinet der deutschen Nation diese zwei wichtigen Concessionen gemacht, und noch einmal die Lippen abgeleckt hatte, versank er auf seinem Kutschbocke neuerdings in philosophisches Nachdenken.

Prokop Hlaby trat in höchster Aufregung in das Kaffeehaus im Färbergäßchen und begehrte Punsch. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß getäuschte Liebe immer Punsch trinkt.

Dem ersten Glase folgte ein zweites und drittes. Das Antlitz des armen Jungen wurde immer bleicher, sein Auge immer wilder. Als er das vierte Glas Punsch begehrte, trat der Kaffeesieder, ein freundlicher, humoristischer Mann zu ihm und erklärte, er betrachte es als eine Beleidigung für sein Punsch-Recept, wenn Jemand im Stande sei, von seinem ausgezeichneten Punsche mehr als drei Gläser zu trinken, — er könne ihm aber vortreffliche Limonade und ausgezeichnetes Himbeerwasser empfehlen. Prokop, der trotz der Punsch-Dünste in seinem Gehirn nicht so betrunken war, um nicht zu merken, daß man ihn für betrunken hielt, war klug genug, sich zu entfernen.

Als er aus dem heißen Kaffeehause in die kühle Nachtluft trat, schlug die Thurm-Uhr, auf die er schon früher gehorcht hatte, dreiviertel auf Eins. In ihre melancholischen Schläge mischte sich das Rasseln eines fortrollenden Wagens. Der Graf war mit seinem Liebes-Besuche fertig geworden, Jean Favardinet führte seinen Herrn nach Hause.

Prokop ging mit verschränkten Armen auf das Thor zu und läutete an.

Nach wenig Secunden erschien der Hausmeister, öffnete und betrachtete erstaunt den jungen Mann, der in's Haus hinein wollte.

„Wohin? wohin?“ fragte er, ihm den Weg vertretend.

„Zu Fräulein Persini,“ antwortete Prokop, und wollte ihn zur Seite schieben.

„Das geht nicht,“ protestirte der Hausmeister, „Sie sind ein Fremder, und ein Fremder darf in der Nacht nicht in's Haus.“

„Außer wenn er ein Graf ist, — nicht wahr, Du kupplerische Hausmeister-Seele Du?“ schrie Prokop auf eine Weise, welche die ganze Nachbarschaft wach lärmen mußte.

„Oho! steht's so?“ dachte der Hausmeister. „Da käme ein Scandal heraus und der Hausherr hat mir streng aufgetragen, allen Scandal im Hause zu verhüten.“

Und schneller als wir im Stande waren, diesen Gedanken niederzuschreiben, hatte der Hausmeister den jungen Mann beim Arme gefaßt und ihn zum Thore hinaus geschoben, das er rasch hinter ihm zuschlug und absperrte. Prokop schimpfte wohl und trommelte mit den Fäusten an die geschlossene Pforte, allein der Hausmeister kümmerte sich nicht darum und vom Lärm herbeigelockt nahte eine Patrouille mit raschem Schritt.

Nun war aber in jener Zeit des Belagerungs-Zustandes eine Arretirung wegen nächtlicher Ruhestörung noch weit bedenklicher als heut zu Tage und Prokop, der dieß wohl wußte, machte sich eiligst davon, die Rache auf den nächsten Tag verschiebend.

Er kehrte heim in sein kleines Kämmerlein, in der Augarten-Straße. Frau Nowotny war noch wach. Sie öffnete ihre Thüre, als der Geselle vorüberging, und flüsterte ihm zu:

„So spät, — Kopi? — Mein Gott, wie Du blaß bist, — bist Du krank?“

„'s wird schon besser werden,“ versetzte Prokop, die Hand der Meisterin drückend.

„Soll ich Dir einen Camillen-Thee machen, Kopi?“

„Danke, ich habe meinen Thee ohnehin bekommen, Frau Meisterin, — denn 's ist Alles, Alles so wie Sie mir gesagt haben.“

„Und mit diesen Worten stürzte er fort und in das kleine Schlafkämmerlein, das ihm Herr Nowotny, abgesondert von den übrigen Gesellen eingeräumt hatte.

Allein die Meisterin ging nicht zu Bette, sie war zu besorgt um ihren Kopi; sie machte Feuer und kochte den Camillen-Thee; dann ging sie leise mit der gefüllten Tasse bis an die Thür von Prokops Schlafgemach; dort aber kehrte sie mit ihrem Thee wieder um, sie fühlte, daß gegen dieses Uebel kein Camillen-Thee helfen würde, denn sie hörte, wie der arme Junge leise zwar, aber bitterlich weinte.

Drittes Kapitel.

Herab mit der Larve.

Und wieder kam nach dem alten, ewigen Gesetze des Stundenganges der Abend des nächsten Tages heran, und wieder machte sich Prokop auf den Weg, elegant gekleidet, wie gestern, mit schwarzen Rachegedanken im Herzen. Es geschieht nur zu oft, daß Verliebte ihren Liebesleiden eine tragische Bedeutung beilegen, während sie in den Augen anderer Leute bloß komisch erscheinen, so wie sie den Betreffenden selbst, wenn ein paar Jährchen darüber hinweg gerauscht sind, weit öfter lächerlich, als schmerzlich vorkommen.

Prokop gieng in's Färbergäßchen mit dunklen Plänen einer fürchterlichen dramatischen Rache. Er wollte die Ungetreue, die Schändliche moralisch vernichten, sie sollte im Gefühle ihrer Schmach vor ihm in den Boden sinken,

und plötzlich, unerwartet sollte der Streich auf ihr schuldbeladenes Haupt fallen.

Er hatte dabei nur auf den einzigen Umstand vergessen, daß der Hausmeister die nächtliche Scene am Hausthor in aller Frühe der Hanne, dem Stubenmädchen, mitgetheilt hatte, die den ganzen Vorfall pflichtschuldigst ihrer Gebieterin rapportirte.

Fräulein Laura Persini war mithin auf das Ungewitter gefaßt, welches drohend von der Augartenstraße gegen das Färbergäßchen aufstieg.

Sie empfieng ihren Victor, — (wir erinnern nochmal, daß Prokop im Färbergäßchen diesen Namen führte) — mit gewohnter Freundlichkeit, und dem armen Jungen gab der Wunsch nach Rache so viele Verstellungskraft, daß auch er die Ungetreue mit solcher Zärtlichkeit an's Herz drückte, als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre.

Und wieder saßen sie beisammen auf der Ottomane, und wieder wiederholte sich wie gestern das Liebesspiel, das sich seit Jahrtausenden gleich geblieben ist, seit den Tagen, wo die Gemahlin Potiphar's ihre begehrlichen Arme nach dem schönen hebräischen Sclaven ausstreckte, der mit Zurücklassung seines Mantels floh. — Prokop floh nicht, wie einst Josef, — denn er trug statt des Mantels einen Panzer, den Cüraß des Grolles ob seiner getäuschten Liebe.

Gerade in dem Momente, wo die Circe ihr Opfer am süßesten umstrickt hatte, in dem Augenblicke, wo sie ihres Sieges ganz gewiß zu sein wähnte, sprang Prokop plötzlich vom Divan auf und sagte:

„Ach, liebe Laura, — wir vergessen Eins!“

„Was denn?“

„'s ist gleich drei Viertel auf zehn."

„Nun, — und?"

„Nun, und da muß ich ja wohl fort."

„Fort? warum denn?"

„Ich muß ja doch dem Andern Platz machen."

„Welchem Andern?"

„Nun, dem Herrn in der Equipage, — dem Grafen — wie heißt er gleich?"

„Ach, ja so!" erwiederte Fräulein Persini, mit einer Ruhe, welche den Gesellen, der auf einen Todesschrecken von Seiten der Entlarvten gefaßt war, gänzlich aus der Fassung brachte, „den meinst Du? Nun da kannst Du ruhig sitzen bleiben, der Herr Graf d'Aubusson-Ardaigne kommt heute nicht."

Das war zu viel, diese ruhige Unverschämtheit warf das ganze dramatische Rachegebäude Prokops über den Haufen; er begnügte sich, Laura ganz verdutzt anzustarren.

„Was starrst Du mich denn so an?" fragte sie nach einer Pause, „als ob Du ein Medusenhaupt sähest! Mein Kopf ist doch nicht so häßlich, wie jener der Medusa?"

„Ich bewundere Sie, mein Fräulein," sprach Prokop, sich in die Brust werfend.

„Das ist Ihre Pflicht, als galanter Liebhaber!"

„Ich bewundere nicht Ihre Schönheit, so bewundernswerth dieselbe leider auch ist, — es ist die Schönheit der Schlange, welche ihr Opfer —"

„Um Gotteswillen, keine solche altgebackenen Phrasen, die Sie in irgend einem Buche gelesen haben, vielleicht in Spindler's „Boa Constrictor," die ich Ihnen unlängst geliehen! — Sagen Sie mir lieber, was Sie an mir bewundern?"

„Ich bewundere Ihre Ruhe,“ versetzte Prokop, mehr und mehr aus der Fassung gerathend, „die Unverschämtheit, mit der Sie mir entgegen zu treten wagen, nachdem Sie doch aus meinen Worten entnehmen müssen, daß ich Alles — verstehen Sie mich — Alles weiß. Ihr Geheimniß ist in meinen Händen, — Madame!“

Das dramatische Wort „Madame“ in diesem Falle hatte er gleichfalls aus den Lectionen seines Freundes Desbureau's geholt, und war stolz auf dessen Anwendung.

Allein „Madame“ betrachtete ihn mit größtem Phlegma, indem sie sich bequem auf den Divan zurücklehnte, und sagte sanft:

„Da hat man's — er nennt mich unverschämt, mich! Und doch bin ich die Discretion und Bescheidenheit in Person, mit Ihnen verglichen, mein lieber Victor. Sie erlauben sich mit plumpen Händen meine Geheimnisse anzutasten, während ich mit größtem Zartgefühl Ihre Geheimnisse jederzeit respectirt habe.“

„Meine Geheimnisse?“

„Nun ja.“

„Welche wären das?“

„Sagen Sie mir, mein lieber junger Freund Maler, — haben Sie die Malerei bei dem Tischlermeister Johann Nowotny in der Augartenstraße gelernt?“

Prokop wurde blutroth, — diese Beschämung in diesem Augenblicke warf die letzte Säule um, die noch das ohnehin bereits erschütterte Gebäude seines Racheplanes stützte.

„Das that ich nur,“ stammelte er, „weil —“

„Weil Sie sich schämten,“ fiel ihm Fräulein Laura Persini in's Wort, „ehrlich zu gestehen, daß Sie ein Tischlergeselle sind, so wie Sie aus demselben Grunde

Ihren Namen verläugneten mein lieber Victor, — wie ich Sie noch fortwährend nennen werde — denn ich muß aufrichtig und zu Ihrer Entschuldigung gestehen, daß mir der Name Prokop Hlaby selbst zu lächerlich vorkommt."

Das war der letzte Streich, — er hatte die Falsche moralisch vernichten wollen, und sie vernichtete ihn, — es gibt für einen Verliebten, selbst für einen racheschnaubenden, die Liebe aufgebenden Verliebten, kein peinlicheres, kein demüthigenderes Gefühl, als vor der Geliebten und besonders von ihr lächerlich gemacht zu werden. Prokop empfand dieß im vollsten Maße, er wußte nicht, was er sagen sollte, und stotterte:

„Mein Fräulein — ich — ich —"

„Sie haben als Mann nicht den Muth gehabt, mir das Geständniß abzulegen, daß Sie Geselle eines ehrsamen Handwerks sind, daß Sie den lächerlich klingenden böhmischen Namen Prokop Hlaby tragen, — Sie scheuten sich, mir dieß zu gestehen, weil Sie in meinen Augen dadurch zu verlieren fürchteten, — und Sie zürnen mir, daß ich, das schwache Weib, nicht den Muth besaß, Ihnen ein Geständniß abzulegen, von dem ich wußte, daß es mich bei Ihren Ansichten und Vorurtheilen, in Ihren Augen auf's Tiefste herabsetzen mußte?"

Prokop wußte hierauf nichts zu antworten.

„Ja, mein lieber Victor," fuhr sie fort, indem sie sich aufrichtete, und ihr schönes blaues Auge durchbohrend auf ihn richtete, wie der Arzt den Kranken fest in's Auge faßt, der eine schwere chirurgische Operation überstehen soll, „ja mein lieber Victor, — Sie sollen Alles wissen, weil denn nun doch einmal die Stunde der Enthüllungen

gekommen ist, wo wir uns gegenseitig zurufen: Herab mit der Larve."

„Was kann ich noch erfahren — ich weiß genug."

„Hören Sie mich an; — ja, — ich war die Geliebte, oder wenn Sie lieber wollen die Maitresse des Grafen d'Aubusson-Ardaigne."

„Ich weiß es," erwiderte Prokop mit einem Seufzer, aus dem mehr Bedauern, als Rachsucht klang, „und eben deßhalb gehe ich. Leben Sie wohl."

„Halt, Victor!" rief sie ihm zu, mit einem jener Blicke, denen kein Mann widersteht, „geh' nicht fort, bevor Du mich gehört hast, — geh' nicht fort, denn ich liebe Dich, liebe Dich wirklich?"

Wo ist der Mann, der nicht stehen bleibt, wenn ihm ein schönes Weib solche Worte, in einem solchen Tone, und mit einem solchen Blicke sagt?

Auch Prokop blieb.

„Setze Dich," sprach sie, „nicht an meine Seite, denn Du liebst mich ja nicht mehr, setze Dich dort in die Causeuse mir gegenüber, und sieh mir in's Gesicht."

Die Schlaue wußte recht gut, welche Kraft sie über ihn hatte, wenn er ihr in's Gesicht sah, wenn ihr Auge das seinige fixirte.

Prokop setzte sich.

„Victor!" begann sie, „ich weiß, Du bist ein guter Mensch, und darum wirst Du mich anhören. Der Dieb, der Räuber, der Mörder wird vom Richter angehört, bevor man ihn verurtheilt, Du wirst mir, die ich doch keine Verbrecherin bin, das nicht versagen, was Du dem Räuber, dem Mörder zugestehen würdest,

um so mehr, da ich selbst Dich zu meinem Richter mache."

„Reden Sie, mein Fräulein," versetzte Prokop, der von dem ernsten, wehmüthigen Tone des schönen Weibes sich wunderbar ergriffen fühlte.

„Nun denn, vernehmen Sie meine Geschichte. Ich bin die Tochter eines der vielen Tanzmeister, welche in den Wiener-Vorstädten ihr Wesen oder besser gesagt ihr Unwesen treiben. Ich war noch ein Kind, da mußte ich schon nach dem Wunsche meines Vaters, bei den Lectionen, die er jungen Männern gab, die Tänzerin machen. Man überschüttete mich mit Schmeicheleien und Bonbons und sagte mir so oft, daß ich schön sei, daß ich nicht länger daran zweifeln konnte. Herangewachsen, war ich der Gegenstand der allgemeinen Vergötterung von Seite der jungen Männer, die unsre Tanzschule besuchten, und mein Vater, ein speculativer Italiener, war klug genug, jede Einzeln-Vergötterung zu beseitigen, damit ich der Mittelpunkt der allgemeinen Vergötterung, der Lock-Vogel des Locals blieb, indem sich Jeder schmeichelte, meine Gunst einmal zu erringen, eben weil ich Keinen bevorzugte. So blieb ich mitten in der schwülen Atmosphäre einer Wiener Tanzschule ein honettes Mädchen, bis das unselige Jahr 1848 meine Brüder in die Hände der Justiz, und eine galoppirende Lungensucht meinen armen Vater in's Spital brachte, wo er bald darauf seinen letzten Seufzer aushauchte."

Laura schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Augen: — Prokop hörte ihr aufmerksam, fast gerührt, zu.

„Ich stand nun allein in der Welt," fuhr Laura nach einer Pause fort, „die paar Gulden, die nach meines

Vaters Krankheit und Begräbniß noch übrig geblieben waren, verschwanden in wenig Wochen, — ich kämpfte mit Noth, — ich hungerte, ja, lieber Victor, ich litt Hunger, und der Hunger, mein Freund, thut sehr weh."

„Ich weiß es," antwortete Prokop erschüttert, denn er erinnerte sich an die Zeit, wo er den Bündel auf dem Rücken zu Fuß nach Wien gewandert war.

„Und nun gibt es Leute in Wien, die solch' armen Geschöpfen zudonnern: „Ihr braucht nicht zu hungern, geht in den Dienst und thut gut." Recht schön gesagt, nur vergessen diese gescheidten Herren, daß die Dienstgeber immer die stämmige Bauernmagd, die böhmische derbe, robuste Dirne dem schwächlichen Wiener Kinde vorziehen. Ferner hatte ich wohl französisch, italienisch, Clavierspielen nnd Tanzen gelernt, aber nicht das, was man zur Küchenmagd braucht. Auch scheute ich, die ich nur an Huldigungen gewöhnt war, die rohe Behandlung, die leider bei Dienstfrauen in Wien so häufig zu finden ist. — Ich versuchte als Gouvernante unterzukommen, allein theils fürchtete man, die Tochter des Tanzmeisters könnte nicht jene Moralität mitbringen, die bei der Erziehung von Kindern erforderlich, theils sagten mir die Mütter geradezu in's Gesicht, ich sei zu schön in ihr Haus, sie seien für ihre Männer und ältern Söhne besorgt. Kurz, in dem großen, reichen, wohlthätigen Wien stand ich, das schöne, junge, gebildete Mädchen allein, ohne Hilfe, ohne Brot, und hätte verhungern oder einen Weg betreten müssen, den leider so Viele wandern. Glauben Sie mir, die Waise des kleinen Beamten, des armen Bürgers ist in solch' einem Falle schlimmer daran, als die böhmische Dirne, die baarfuß

nach Wien kommt, und auf ihrem breiten Rücken Holz- und Wassertragen gelernt hat." *)

Prokop sah die schöne Laura betroffen an; dieser Standpunkt die Sache in's Auge zu fassen, war ihm ein neuer.

„In dieser Lage," erzählte das Fräulein Persini weiter, „nahte sich der Graf d'Aubusson-Ardaigne mit der Galanterie eines Franzosen, mit der Freundlichkeit eines älteren Mannes. Er hatte vor kurzem seine Gattin verloren, sie hinterließ ihm eine einzige Tochter, die gegenwärtig sechzehn Jahre alt sein mag, diesem Kinde zu lieb heiratete der Graf nicht wieder, sondern wählte mich zu seiner — Freundin. Der Graf hatte spät geheiratet, da er früher als Vicomte von Bretailles nicht reich genug war, ein Haus zu führen. Erst als durch ein unglaubliches Ereigniß der Vetter des Vicomte, Graf Henri d'Aubusson um's Leben gekommen war, gelangte der Vicomte zum Grafen-Titel und in den Besitz einer Rente, die ihm der alte Graf, sein Onkel, großmüthig aussetzte, bis er vor zwei Jahren starb, wo der Neffe in den vollen Besitz der Erbschaft gelangte."

Prokop Hlaby hörte aufmerksam zu, ohne im Mindesten zu ahnen, daß hier von seinem nächsten Verwandten die Rede war.

„Der Graf war gewohnt," fuhr Laura fort, „seine Abende im traulichen Gespräche mit seiner Frau zuzubringen, — er brachte sie jetzt bei mir zu, und ohne ihn zu lieben, fühlte ich doch gegen ihn eine gewisse Zuneigung, eine aufrichtige Freundschaft, die er durch die aus-

---

*) Wir empfehlen diese Auffassung einer brennenden socialen Frage unsern Menschenfreunden zum geneigten Nachdenken.
Anmerk. des Verfassers.

gezeichnete, achtungsvolle Behandlung verdiente, die er mir bei jeder Gelegenheit angedeihen ließ. Oft sagte er zu mir: „Mein liebes Kind, ich weiß, daß Du mich nicht so lieben kannst, wie man einen jungen Mann liebt, aber erlaube mir nur Dich so lange zu langweilen, bis Du den Mann gefunden haben wirst, den Deine wahre, eigentliche Liebe beglücken soll. Dann will ich aber auch Deinem Glücke nicht im Wege stehen, sondern Dich auf eine Weise versorgen, daß Du Dich gewiß stets dankbar des Mannes erinnern sollst, in dessen graues Haar Du noch einige Rosen flochtest, aus längst entschwundner Jugendzeit." — So sprach er oft, und ich nahm ihn beim Wort, als ich endlich in Dir den Mann gefunden hatte, den ich, — zum ersten Male in meinem Leben, — wirklich liebte, den Mann, an dem mein Herz mit aller Glut hängt."

„Wie?" fragte Prokop überrascht, „Sie haben dem Grafen unser Verhältniß mitgetheilt?"

„Allerdings, gestern Abends," erwiederte Laura, ihn wieder scharf in's Auge fassend, „ich mußte dieß um so mehr thun, als der Graf mich verlassen und mit seiner Tochter nach Paris ziehen wird. Die Rücksichten, die ihn bei Lebzeiten seines Onkels in Oesterreich zurückhielten, sind mit dessen Tode beseitigt, und der Graf bekennt sich nun offen für Louis Napoleon, dessen Anhänger im Herzen er längst war. Der Graf war erfreut, mich in guten Händen zurückzulassen, um so mehr, da ich ihm alles Liebe und Gute von Ihrem Charakter sagte."

„Sehr schmeichelhaft für mich!"

„Sein Banquier hat mir heute Vormittags die Urkunden zugemittelt, kraft welcher ich die Besitzerin eines unabhängigen Vermögens von 20000 fl., so wie eines

zweistöckigen neuen Hauses in der Vorstadt Wieden bin, ungerechnet dessen, was ich hier in dieser Wohnung als mein Eigenthum besitze. Und nun, lieber Victor, hören Sie mich an, — wollen Sie Meister werden und mich als Meisterin annehmen, so können Sie mein oder besser gesagt unser Haus auf der Wieden zur Ausübung Ihres Geschäftes verwenden."

Prokop war ganz verdutzt durch diesen Vorschlag, unsere Leser müssen ihm nicht böse werden, wenn wir sagen, daß er einen Augenblick versucht war, den Antrag anzunehmen.

„Wie?" rief er, „Sie — Sie wollten Frau Tischlerin werden?"

„Und warum nicht," antwortete Laura schalkhaft, „wenn ich einen so schönen Tischlermeister zum Mann bekomme, kann ich mir den Leim-Geruch wohl gefallen lassen. Ich liefere Ihnen dadurch zugleich den Beweis, daß mir mein gegenwärtiges Leben kein wünschenswerthes, und kein Opfer zu groß ist, um aus meiner schiefen Stellung wieder in die ehrliche, bürgerliche Welt zurückzukehren und eine brave Frau zu werden. Andererseits weiß ich auch, daß ich in Ihrer Person dem Kinde, das ich unter dem Herzen trage, einen braven Vater gebe, wie ihn der Graf nicht besser wünschen kann."

Laura sagte diese Worte mit anscheinender Ruhe, den Blick fest auf ihn gerichtet, dabei zitterte sie aber innerlich, denn sie wußte, daß dieses der gefährlichste Punkt in dem Plane war, den sie mit eiserner Consequenz verfolgte.

Prokop schnellte vom Sessel empor, als ob er von einem bösen, giftigen Insect gestochen worden wäre.

„Wie?" rief er, „Sie wagen mir das zu sagen?"

„Was denn?“ fragte sie, um nur etwas zu reden.

„Sie sagen mir, daß Sie Mutter werden, und verlangen, daß ich mich den Vater des Kindes nenne, dessen Vater der Graf ist?“

„Nun ja.“

„Herr mein Gott! erhalte mir meinen Verstand, — diese Ruhe bringt mich zum Wahnsinn!“

In Laura's Innern sah es wahrhaftig nicht so ruhig aus, als er wähnte. Sie liebte den schönen jungen Mann wirklich und wußte, daß sie Alles aufbieten mußte, um ihn nicht zu verlieren.

„Victor, Sie sind kindisch,“ sagte sie, „die Welt wird nichts davon erfahren, und der Graf hat mir einen jährlichen Erziehungs-Beitrag von 2000 Gulden zugesichert, so daß unsere eigenen Kinder, wenn wir solche bekommen sollten, nicht durch das fremde Kind benachtheiligt werden können.“

„Aber mein Fräulein,“ rief Prokop mit tiefer Entrüstung, „Sie reden nur von Geld! Handelt es sich denn hier um's Geld, achten Sie denn meine Gefühle für nichts?“

„Ihre Gefühle! Ach ja! Doch sagen Sie mir, wodurch wird denn Ihr Gefühl so sehr verletzt?“

„So?“ entgegnete Prokop, „Sie können noch fragen, wodurch meine Gefühle gar so sehr verletzt worden seien? Ist's etwa nicht genug, wenn ein Mann von Herz mit aller Glut einer ersten Liebe an einem weiblichen Wesen hängt, das er für rein und unschuldig hält, und nun plötzlich erfahren muß, daß dieses Ideal bereits seit Langem die Geliebte eines Andern gewesen? ist das etwa nicht genug? Muß man ihm außer dem Todesstoß, den man seiner Liebe versetzte, auch noch die Schmach an-

thun, daß man ihn auffordert, den Deckmantel für die Schande der Geliebten abzugeben, und seinen ehrlichen Namen einem Kinde zu verleihen, das keinen Namen hat? Wofür halten Sie mich, mein Fräulein? Glauben Sie, ich sei einer jener schmutzigen Speculanten, welche mit Fingern auf sich zeigen lassen, wenn sie nur ein paar Gulden bekommen, und warm unterkriechen können? Ich bekenne mich zu andern, zu streng bürgerlichen Ansichten und es kommt mir nicht in den Sinn, die Maitresse des Herrn Grafen und ihr Kind zu heirathen."

Laura Persini war sehr blaß geworden; sie erkannte aus den letzten, energischen Worten des jungen Mannes, daß sie ihr Spiel halb und halb verloren hatte. Sie versuchte noch einen letzten Angriff auf sein Herz und unterstützte denselben mit dem schweren Geschütze der Weiber, mit reichlichen Thränen, die über ihre erbleichten Wangen perlten. Sie wußte, wie schwach der stärkste Mann einem weinenden Weibe gegenüber.

„Victor, Sie sind hart, sehr hart," sagte sie, „ich bin Ihnen mit Liebe und Gunst entgegen gekommen, ich habe Ihnen nur Freundlichkeiten erwiesen, und Sie demüthigen mich, Sie treten mich in den Koth! Warum? weil ich, bevor ich Sie kennen lernte, die Geliebte eines andern Mannes gewesen, weil dieses Verhältniß ein sichtbares Resultat bekommen soll, weil ich — mit einem Wort, vielleicht denselben Fehltritt begangen habe, den Ihre Mutter beging, — da Sie, wie ich weiß, gleichfalls nicht im Stande sind, Ihren Vater zu nennen, und da Sie Ihre Mutter noch im Grabe beschimpfen, wenn Sie den Fehltritt, den sie gleich mir beging, als ein empörendes Verbrechen bezeichnen."

„O meine Mutter! O mein Gott!“ rief Prokop, der sein todtes Mütterlein bis dahin als das höchste Ideal der Reinheit und Tugend betrachtet hatte, und dem es nie eingefallen war, seine Geburt von dem Standpunkte in's Auge zu fassen, den Laura's Worte angedeutet hatten.

Die schöne Persini bemerkte ganz wohl seine Erschütterung und dieselbe benützend, fuhr sie fort:

„Im Namen Ihrer todten Mutter fordere ich Sie auf, Ihre Liebe nicht einem kindischen Vorurtheile zu opfern, Ihr Glück nicht mit Füßen zu treten. Sie sind arm, — nicht als Vorwurf sage ich das, — und Sie würden sich gewiß nicht besinnen, einer Meisters-Witwe die Hand zu reichen, selbst wenn sie ein halb Dutzend Kinder besäße, besonders wenn sie jung und hübsch und im Stande wäre, Ihnen die Basis zur Begründung eines eigenen Heerdes zu bilden. Sie reden von streng bürgerlichen Ansichten, — ich kenne sie, diese streng bürgerlichen Ansichten, — ich lernte sie in unserer Tanzschule kennen, die von vielen Bürgerstöchtern besucht wurde. Worin besteht sie denn, diese streng bürgerliche Solidität? — Darin etwa, daß sie höhnend auf eine Gefallene meiner Art blicken, während sie selbst, diese streng bürgerlich erzogenen Mädchen fünf, sechs solcher Verhältnisse nacheinander haben, mit Civil und Militär, häufig von Resultaten begleitet, wie bei mir, und daß sie endlich, nachdem so eine streng bürgerlich erzogene Bürgerstochter durch fünf, sechs Hände gelaufen, um nicht den Titel alte Jungfer zu bekommen, irgend einen schwerfälligen Handwerker heiratet und mit dem Myrthenkranz im Haar zum Altar tritt, solcher Art eine größere Unverschämtheit an den Tag legend, als die verlästerte Mai-

tresse, die sich nur im Schleier trauen lassen würde. Bedenken Sie das Victor, und treten Sie Ihr Glück und — noch einmal sage ich es, mein Glück, nicht mit Füßen, denn ich liebe Sie, — liebe Sie mehr als mein Leben."

Es entstand eine Pause, während welcher man das Herz dieser beiden Menschen hätte schlagen hören können, die sich hier in einer so entscheidenden Situation gegenüber standen.

Laura war erschöpft, schwer athmend, auf den Divan zurückgesunken, — Prokop trocknete sich die schweißbenetzte Stirne und sprach mit großer Sanftmuth:

„Sie haben Recht, mein Fräulein, und ich bekenne meinen Fehler, — ich war hart, fast roh gegen Sie, und bitte Sie deßhalb um Vergebung. Sie haben mich an meine todte Mutter erinnert und an einen Fehltritt, den sie vielleicht begangen haben kann — ich will mich in keine Erörterung dieses Punktes einlassen, denn ich halte es für eine Sünde, wenn Kinder von ihren Eltern, besonders von ihren todten Eltern, etwas Anderes als Gutes reden. Ich habe Ihnen also nur für meine Person zu antworten. So hören Sie mich an. Ich würde nie eine Meisters-Witwe heiraten, selbst wenn sie so jung und hübsch wäre, wie Sie, — wenigstens jetzt noch nicht, wo ich in der Liebe etwas Anderes sehe, als Gelegenheit behaglich unterzukommen. Was das Benehmen gewisser Bürgerstöchter betrifft, die in der Art, wie Sie dieselben geschildert, zum Glück nicht so häufig vorkommen, so mögen sie zu ihrer Entschuldigung, selbst wenn sie fünf, sechs Liebesverhältnisse vor ihrer Heirat gehabt haben, das anführen, daß sie Verhältnisse aus Liebe anknüpften, und die Liebe entschuldigt

Alles. Der Mann hat kein Recht die Vergangenheit des Weibes zu tadeln, — wenn sie ihm dieselbe aufrichtig gestand, und ihm bekennt, daß sie, ehe sie ihn kennen lernte, einen Andern geliebt. — Hätten Sie einen andern Mann geliebt, wer weiß was ich thäte, aber Sie haben sich einem andern Mann nach ihren eigenen Worten ohne Liebe hingegeben, um ein sorgenfreies, glänzendes Leben zu führen, Sie haben sich verkauft und darin liegt für das Herz eines wackeren Mannes so viel Schmachvolles, daß er es nie — nie vergeben kann — und darum mein Fräulein, — leben Sie wohl! — Gott sei mit Ihnen, — auf dieser Welt sehen wir uns nicht wieder."

„Victor!" rief Laura schmerzlich, aber er hörte ihren Ruf nicht mehr, — da er bereits mit hastigen Schritten das Zimmer verlassen hatte. — —

Wenn Madame Nowotny in derselben Nacht Gelegenheit gehabt hätte, ebenso an die Thür vom Schlafgemache der schönen Laura Persini zu treten, wie sie in der vorigen Nacht mit dem Camillen-Thee an Prokops Thür getreten war, so würde sie vielleicht im Geiste nicht so hart über die Maitresse des Grafen d'Aubusson-Ardaigne geurtheilt, sie würde eingesehen haben, daß es im Leben eine Vergeltung gibt, und daß die bitteren Thränen, die Prokop in der Nacht zuvor geweint, bereits gerächt waren. Denn hätte sie das Ohr an die Thüre des Schlafgemachs gelegt, so würde sie die schöne Laura Persini die ganze Nacht eben so bitterlich weinen gehört haben.

Viertes Kapitel.

Das Märchen von der weißen Rose.

Wenn die erste Liebe eines jungen Mannes einen unglücklichen Ausgang genommen, — und unter hundert jungen Männern kommen neunundneunzig in diesen verdrießlichen Fall — dann bemächtigt sich eine gewisse Abspannung des Unglücklichen, der sich bereits für blasirt hält, den Fehler, den eine Einzelne gegen ihn begangen, dem ganzen Geschlechte in die Schuhe schiebt, und entweder ein Misogyn wird, der sich einbildet, das ganze schöne Geschlecht gründlich zu verachten und sich vornimmt, nie mehr mit demselben in Berührung zu kommen, oder ein Don Juan, der in der Damenwelt von einer Blume zur andern flattern will, um sich an Allen dafür zu rächen, daß ihn die Eine so bitter getäuscht hat. Wie die Heiden bringen solche dem Gott der Rache — Menschenopfer.

Zum Glücke sind alle derartigen, gräßlichen Entschlüsse nicht so gefährlich, als sie beim ersten Anblick aussehen. Gott hat dem Herzen des Menschen eine große Elasticität gegeben, damit es den Stürmen des Lebens widerstehen kann, und diese Elasticität macht es, daß der Mensch nach dem schwersten Schlage, der ihn getroffen, doch wieder das Haupt empor richtet und endlich sogar wieder zu lächeln beginnt. Und so kommt es, daß der Weiberfeind, der jede Berührung mit dem weiblichen Geschlecht verschworen, urplötzlich wieder in neuen Liebesschlingen liegt, und daß der Don Juan, der jeden Tag

mit einem Siege bezeichnen will, auf einmal mit hündischer Treue den Spuren eines geliebten Wesens folgt, das den Flatterhaften gefesselt, den Don Juan in einen Ritter Toggenburg verwandelt hat.

Ein Fall ist bedenklich; es kommt nämlich vor, daß junge Leute nach ihrer unglücklichen ersten Liebe in eine gewisse Apathie verfallen und jede Arbeit hassend, sich einer gewissen Liederlichkeit hingeben, die physisch und moralisch destructiv wirkt.

Dieser Zustand stellte sich bei unserem Prokop ein. Die Arbeit ging ihm nicht mehr aus der Hand, er sang nicht mehr seinen Beranger, und wenn Feierabend gekommen, setzte er sich in die nächstbeste Kneipe, gedankenlos trinkend, gedankenlos rauchend, bis die abschaffende Patrouille ihn heim wies. Spät nach Mitternacht hörte ihn die schlaflose Meisterin heim kommen.

Madame Drach sagte es ihrem Manne. — Meister Nowotny schüttelte den Kopf und meinte, sich seiner eigenen Jugendzeit erinnernd, es werde vorübergehen. Die Meisterin fand, nach Art aller Weiber, an ihrem Liebling auch nicht die mindeste Schuld, und verwünschte nur die „elende Person," die den schönen jungen Mann so herunter gebracht hatte.

Denn Prokop wurde bei dieser Lebensweise immer bleicher, die Farbe der Gesundheit schwand aus seinem Antlitz, blaue Ringe legten sich um seine Augen, die ihren einstigen Glanz verloren hatten, und sein Gang, der sonst rasch und elastisch gewesen, wurde matt und schleppend, wie der eines Kranken.

Meister Nowotny theilte endlich seiner Gattin, mit der er jetzt in früher nie gekannter Eintracht lebte, einen Plan mit, gegen den die Frau Anfangs mit Händen

und Füßen sich wehrte, den sie aber endlich doch einging, weil es sich ja doch um die physische und moralische Rettung ihres Lieblings handelte.

Worin dieser Plan bestand, werden wir gleich hören.

Prokop arbeitete in der Werkstatt an einem Rococco-Möbel, dessen Zeichnung vor ihm lag; — er arbeitete mit jener stumpfsinnigen, trägen Gleichgiltigkeit, die er sich in jüngster Zeit angeeignet hatte.

Da trat Meister Nowotny zu ihm, betrachtete die Arbeit und die Zeichnung und schüttelte mißbilligend den Kopf.

Prokop schien den Meister und das Zeichen seiner Mißbilligung nicht zu sehen.

„Prokop!" sagte Herr Nowotny nach einer Pause.

Der Angeredete sah gleichgiltig empor.

„Sie sind's Meister?" fragte er schwerfällig.

„Freilich bin ich's! Muß doch nachsehen, wie gearbeitet wird, sonst thut Jeder, was er will. Was machst Du denn da?"

„Sie sehen es ja."

„Leider."

„Wie so?"

„Du verdirbst mir den schönen Flader."

„Ah! warum denn?"

„Weil Du in den Tag hineinschneidest, wie ein Lehrjunge, wie ein Pfuscher," schrie der Meister, über diese Gleichgiltigkeit erbittert, „das Ding, das Du fabricirst, hat auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Original, das vor Dir liegt. Bist Du denn blind?"

Diese Zurechtweisung vor allen Gesellen, die erstaunt über eine solche unerhörte Scene die Köpfe in die Höhe hoben, diese Verdächtigung seiner Geschicklichkeit, würde

zu jeder andern Zeit den strebsamen, ehrgeizigen jungen Mann wüthend gemacht haben. Dießmal begnügte er sich einen trüben Blick auf die Zeichnung und dann auf die Arbeit zu werfen, während er sagte:

„Hm! wahrhaftig, Sie haben Recht.“

„Freilich habe ich Recht, — aber so eine Arbeit kann ich nicht brauchen.“

„Natürlich.“

„Und einen Gesellen auch nicht, der so arbeitet.“

„Versteht sich. — Schicken Sie mich fort.“

Das war dem Meister zuviel, — er wollte losbrechen, allein er würgte die Worte, die schon über seine Lippen wollten, hinab, bezwang sich, kratzte sich den dichten Backenbart, wie er immer that, wenn er sich ärgerte, und sagte nach einer Pause:

„Prokop!“

„Meister?“

„Komm herüber zur Frau.“

„Ja.“

Und mit derselben schläferigen Gleichgiltigkeit verließ der Geselle die Werkstatt und folgte dem Meister hinüber in's Zimmer der Meisterin, wo diese ängstlich auf den Erfolg von Herrn Nowotny's Plänen wartete.

Die beiden Männer traten ein, die Meisterin sah auf den ersten Blick, daß Herr Nowotny sich geärgert hatte, und deßhalb rief sie ihm entgegen:

„Johannes, laß mir das Wort, — ich verstehe besser mit Prokop umzugehen, als Du in Deiner Hitze.“

„Ah pah! ich werd' wohl wissen, wie man mit einem Gesellen zu reden hat, von dem man nichts als Schand und Spott erlebt.“

„Meister!“ brauste der junge Mann auf. „Was soll das?“

„Still! um Gotteswillen!“ bat die Meisterin.

„Prokop,“ sprach der Meister sich bezähmend, „wir wollen nicht streiten und zanken, allein das muß ich Dir sagen, auf diese Weise geht's nicht mehr mit uns.“

„Was geht nicht?“ fragte der Geselle.

„Dein schläfriges, faules Wesen, das mir die ganze Werkstatt verdirbt, in welcher Du einst als Muster da gestanden bist, während Du jetzt nur mehr Deinen Mitgesellen zum Gelächter und den Lehrjungen zum Gespötte dienst.“

Prokop senkte beschämt sein Haupt, er sah ein, daß der Meister Recht hatte.

„Ich habe es Ihnen schon gesagt,“ antwortete er, „Sie können gar nichts Besseres thun, als daß Sie mich fortschicken.“

„Nun ja freilich,“ eiferte Herr Nowotny, „da wirft er nun wieder seinem Meister den Strohsack vor die Thür und thut, als ob ihm auf der ganzen Welt nichts lieber wäre, als das Haus zu verlassen, in dem er gelernt hat, in dem er heran gewachsen ist, — in dem — in dem —“

„In dem es ihm gewiß nicht schlecht ergangen ist,“ setzte die Meisterin hinzu, da Herr Nowotny den Schluß seiner Rede nicht fand.

Prokop war gerührt.

„Sie haben Recht,“ rief er aus, dem Meister und der Meisterin die Hand reichend, „ich sehe es ein, ich bin ein abscheulicher und undankbarer Mensch, der sich auf die schändlichste Weise gegen Sie benimmt, aber ich — ich kann nicht dafür.“

Prokop seufzte die letzten Worte in einem so jammervollen Tone, daß er den Meister, noch mehr aber die Meisterin dauerte.

„Na, sei nur gut, Kopi!" sagte sie, „kränk' Dich nicht; wir machen uns ja nichts daraus und es wird schon wieder anders werden."

„Still Alte!" commandirte Herr Johannes Nowotny, „das versteht Ihr Weiber nicht. Eine Wunde curirt man nicht, wenn man sie streichelt, sondern indem man sie tüchtig auswäscht, gehörig einreibt und ein Pflaster darauf legt. Ich hab mir's einmal in den Kopf gesetzt, den Burschen da von seinem Pips*) zu curiren und ich werde es thun, so wahr ich Johann Nepomuk Nowotny heiße. Hör' mich an, Prokop."

„Meister?"

„Du bist verliebt!"

„Gewesen," antwortete der Geselle wehmüthig.

„Schneid kein solches melancholisches Kalbsgesicht, das schickt sich gar nicht für einen ordentlichen Tischler. Wenn Du verliebt gewesen bist, so dank' unserm Herrgott, daß Du's nicht mehr bist. — Uebrigens kenne ich das, — und bin deßhalb nicht böse auf Dich, — ich war ja auch einmal jung und weiß, wie's Einem da um's Herz ist. Ich war ja auch einst verliebt, recht sehr verliebt und noch dazu in Deine M — —"

Meister Nowotny schlug sich auf den Mund, beinahe wäre ihm das Wort — „in Deine Mutter" herausgerutscht, — Madame Nowotny warf ihm einen Drachenblick zu, — er faßte sich aber mit großer Geistesgegenwart und redete weiter:

---

*) Die Krankheit der Hühner, wobei sie den Kopf hängen lassen.

„— in Deine Meisterin war ich verliebt, die ich dann auch als eheliche Gesponsin heimführte, allein viel früher schon hatte ich eine Andere lieb, — das war in Prag, — und meine Prager Liebste hat mir's gerade so gemacht, wie's wahrscheinlich die Deinige Dir gemacht hat, denn ich wurde nicht bloß kopfhängerisch wie Du, sondern auch gefährlich krank, und als endlich mein armer Leib gesund worden war, da wollte ich auch, daß auch mein armes Herz gesund werden sollte, und weißt Du, wie ich das gemacht, und welche Cur ich mit meinem kranken Herzen vorgenommen habe?"

„Welche denn?" fragte der Geselle aufhorchend.

„Ich schnürte mein Bündel und ging auf die Wanderschaft," antwortete der Meister.

Die Augen des Gesellen blitzten nach langer Zeit wieder einmal.

„Der Herrgott hat seine Welt gar schön gemacht, und wenn man so alle Tag ein neues Stück von dieser schönen Gotteswelt sieht, da kommt das Blut wieder in Umlauf, da erstarkt der Kopf und wird das Herz gesund, — da fängt man wieder zu singen an, und da lacht man über die zurückgelassene Lieb' und denkt sich: ein andres Städtchen ein andres Mädchen!"

„Wie? was?" rief die Meisterin, in der sich das alte Drachen-Gift regte.

„Still Alte! unterbrich mich nicht! Und darum haben ich und meine Alte beschlossen, daß Du ebenfalls Dein Bündel schnüren und auf die Wanderschaft gehen sollst, je weiter, desto besser; — und weil Du mir heut schon zweimal unter die Nase gerieben hast, daß ich Dich fortschicken möge, so thu ich's denn auch, und schicke Dich fort. Heut über vierzehn Tage ist Deine Zeit aus, und

dann marsch! fort, nach Böhmen, Sachsen, Preußen oder wohin Du willst."

„Sei doch nicht so grob," meinte die Meisterin, „ist's nicht genug, wenn er fort muß, mußt Du ihn auch noch anfahren?"

„Ei was, der Bursch verdient es nicht anders," erwiderte der Meister, der absichtlich einen bärbeißigen Ton angenommen hatte, um seine innerliche Rührung zu verbergen.

„Ja wohl verdiene ich's nicht besser," erwiederte Prokop, „und noch viel mehr verdiene ich. Denn so sehr dieser Plan mir gefällt, so sehr mein Herz daran hängt, die Welt zu sehen, — so kann ich doch darauf nicht eingehen, — denn —"

„Nun?"

„Ich habe kein Geld!"

„Was? Hast Du nicht 300 Gulden erspart, — das ist für einen Handwerksburschen ein Capital."

„Ich habe das Geld — verspielt."

„Nun soll Dich ja gleich —" rief der Meister, „doch nein, — Du warst geistig krank, — ich will Dich nicht tadeln. Du warst nie ein Lump, — Du wärst es nur bald geworden durch Deine vermaledeite Liebes-Melancholie — 's wird Alles anders werden, wenn Du hinauskommst in die Welt. Doch Geld mußt Du haben, — mein Gesell soll nicht fechten gehen, — wart' ein Bißl, ich komme gleich, wart' ein Bißl." —

Und Herr Nowotny eilte aus dem Zimmer der Meisterin in sein Schlafzimmer.

„Sei nur gut, Kopi," flüsterte die Meisterin, „er holt das Geld schon, und von mir bekommst Du ein kleines Beutelchen auf den Weg, — 's sind Dukaten

drinnen, von denen der Alte nichts weiß, — damit Du Dir dann und wann einen guten Tag anthun und auf meine Gesundheit trinken kannst. Ah! mein Herzblatt soll keine Noth leiden auf der Reise."

Prokop dankte und küßte mit nassen Augen die runzlige Hand der Meisterin, seine Rührung erreichte aber den höchsten Grad, als Nowotny zurückkam, drei neue Hunderter auf den Tisch legte und sagte:

„Da hat Er, — Er liederlicher Gesell, — wirthschafte Er aber damit und verspiel er mir das Geld nicht noch einmal, sonst soll ihm der Teufel das Licht halten."

Prokop wollte danken, vermochte es aber vor Rührung nicht, Thränen erstickten seine Stimme, und er faßte des Meisters Hand, um dieselbe zu küssen, allein dieser zog die Hand rasch zurück.

„Na, laß' Er's nur gut sein," brummte er, mit der zurückgezogenen Hand über die Augen fahrend, „und werde Er mir jetzt ein andrer Mensch."

„Das will ich, — ja das will ich," betheuerte der Geselle.

„Vor Allem sei mir nicht so traurig," bat die Meisterin, „ich kann's nicht ansehen, wenn Du so melancholisch herumschleichst."

„Hinaus in's Leben," commandirte der Meister, „nichts ist gefährlicher für einen jungen Mann, als das dumpfe, einsame Saufen in einer Kneipe, — das gedankenlose Spielen, das Kopf und Herz ertödtet. Geh' in's Theater, lache Dich aus, — geh' auf den Ball — 's ist Fasching, und genieß Dein junges Leben, — das ist immer besser, als so zu leben, wie Du es gethan."

Prokop gelobte es hoch und theuer, daß er den Rath der wackern Leute befolgen wolle und er hielt Wort. Als er in die Werkstatt zurückkehrte, war er ein anderer Mensch, war er wieder der Alte geworden und Meister Nowotny hatte fortan keinen Grund zur Klage mehr.

Am letzten Sonntage vor der Abreise des Gesellen, hatte derselbe noch ein seltsames Abenteuer.

Es war Redoute, — und Prokop, der nie einem Maskenball beigewohnt hatte, beschloß auf diese Redoute zu gehen, — er erschien im officiellen schwarzen Frack und Niemand hätte in dem eleganten jungen Mann einen Tischlergesellen vermuthet.

Das Orchester, das Strauß persönlich dirigirte, spielte seine füßebeflügelnden Weisen, ohne daß Jemand tanzte, die Girandolen und Lustres verströmten ein Lichtmeer durch den Saal, die Masken schnatterten, kreischten und lachten, die nicht maskirten Herren machten auf Leben und Tod die Cour; und der ganze Menschenknäuel drehte sich in jenem monotonen Kreise, der ein fesselnder Zauberring für junge Leute zu sein scheint, während er Jedem, der ein Bischen älter geworden, sehr langweilig vorkommt.

Wir müssen zu Ehren unseres Helden gestehen, daß er sich ebenfalls ziemlich langweilte, um so mehr, da er keine Bekanntschaften in jenen Damenkreisen hatte, welche als Fledermäuse, Kalenders und Debardeusen die Redoute besuchen, um hinter der Larve hervor jene Herren zu necken, von denen sie sonst mit Besuchen beehrt werden. Nachdem er sich eine Zeit lang herumgetrieben, veranlaßte ihn die große Hitze, in's Büffet zu treten und nachdem er daselbst ein Gefrornes bestellt, sich in einen Winkel zu setzen.

Zwei Masken saßen unweit von ihm, ein Herr im schwarzen, und eine Dame im grauen Domino, mit Rosa aufgeputzt.

Die beiden Masken redeten französisch und Prokop hörte folgendes Gespräch.

„Du hast am Ende doch unklug gehandelt.“

„Warum?“

„Wenn es nun doch aufkäme, daß Du mit dem Fräulein auf die Redoute gegangen, so wird das Fräulein vom Papa ausgezankt, während Du Deinen Platz verlieren könntest.“

„Hm! das geht nicht so leicht.“

„Es hat mir Mühe genug gekostet, Dich in's Haus des Grafen zu bringen, — er spielt ein falsches Spiel gegen mich. Ich glaube auch, daß er bloß deßhalb nach Paris geht, weil er sich einbildet, daß ich in Frankreich weit weniger zu fürchten bin, als in Oesterreich.“

„Das glaube ich wohl selbst.“

„Hm! wir wollen sehen, merke Dir meine Gute, daß der Capitän Stavinsky immer noch eine Karte auszuspielen hat, selbst wenn das Spiel verloren scheint. Was hat mir der Alte denn gegeben! Lumpige 5000 Gulden baar, und dann und wann hat er meine Wechsel gezahlt. Jetzt will er aber nichts mehr davon wissen, — bon! wir wollen sehen! Qui vivra, verra! Er soll sich vor mir in Acht nehmen. Was macht Borowsky?“

„Der Lump zieht mich aus. In's Haus zu uns darf er nicht, — ich hab' ihm ein Rendezvous gegeben, — Punkt halb 12 Uhr in der Seufzer Allee.“

„So willst Du denn das Fräulein abermals allein lassen?“

„Warum nicht?“

„Wird sie nicht böse werden?“

„Nicht im mindesten, im Gegentheil; sie vagirt am liebsten allein im Saale herum. Für den Fall, als wir uns nicht früher zusammen finden haben wir Schlag zwei ein Rendezvous an einem bestimmten Punkt verabredet; dann fahren wir nach Hause.“

„Ihr denkt doch auf Alles, Ihr Weiber, und wann reist Ihr ab?“

„Mittwoch oder Donnerstag.“

„Da Du also um volle 14 Tage früher nach Paris kommst, als ich, so könntest Du mir einige Aufträge besorgen.“

„Mit Vergnügen, Capitän.“

Das Gespräch wurde jetzt so leise, daß der junge Mann kein Wort mehr verstand. Bald darauf erhoben sich die beiden Masken und verließen den Salon.

Prokop folgte ihrem Beispiel und begab sich in den Saal.

Allgemach nahm die Menschenmasse ab, und Prokop setzte sich auf die mit rothem Sammt überzogenen Stufen nächst dem Orchester, um der Musik zuzuhören und gelegentlich zu gähnen. Er lehnte sich behaglich zurück und musterte die lustigen Gruppen, die an ihm vorüberzogen. Er bemerkte es nicht, daß eine Maske in elegantem schwarzem Domino sich neben ihn gesetzt hatte. Plötzlich fragte die Maske in französischer Sprache:

„Du langweilst Dich?“

„Ich habe mich gelangweilt,“ antwortete Prokop, „von dem Augenblicke, wo Du mich ansprichst, schöne Maske, langweile ich mich nicht mehr.“

„Hm! Sehr galant, auch nicht ganz ohne Geist. Aber sage mir, wie kannst Du ein so nett gedrechseltes

Compliment durch einen Gemeinplatz entwerthen, — und ein Gemeinplatz ist's doch immer, wenn Du mich schöne Maske nennst. Woher weißt Du denn, das ich schön bin?"

„Ich habe ja Dich nicht schön genannt, blos die Maske."

„Ah so!"

Der schwarze Domino lachte herzlich mit einer lieblich jugendlich klingenden Stimme.

„Und könnte ich nicht auch schön sein?" fragte sie neckend.

„Warum nicht? Wenn Du so lieb bist, wie Deine Stimme, dann bin ich sogar überzeugt, daß Du mir gefallen würdest."

„Viel Ehre für mich. Wer bist Du denn, daß Du so hochmüthig von Dir sprichst?"

„Rathe."

„Ein Diplomat?"

„Weit gefehlt."

„Ein Großhandlungs-Geschäftsmensch?"

„Nichts da."

„Ein Student?"

„Abermals gefehlt."

Der Domino stampfte ungeduldig mit dem kleinen Füßchen.

„Glaubst Du denn," sagte sie halb lachend, halb ärgerlich, „daß ich auf die Redoute gekommen bin, um mich mit dem langweiligen Errathen Deines Standes zu plagen. Bist Du vielleicht Garçon in einem Hôtel oder in einem Kaffeehaus?"

„O nein, meine liebe Maske, — weil ich Dich schon nicht mehr schöne Maske nennen darf," erwiederte Prokop, der sich in diesem Moment an die Verlegenheit

erinnerte, welche ihm das Verschweigen seines Standes gegenüber von Laura bereitet hatte, „ich schmeichle mir nicht dem sehr verbreiteten Stamme der Garçons anzugehören, — ich bin nichts weiter als ein Tischlergeselle."

Die Maske lachte aus vollem Halse, — ihr Lachen hatte etwas Reizendes, — es lag ein unendlicher Zauber in dieser frischen, jungen, fröhlichen Stimme.

„Ein Tischlergeselle!" rief sie unter fortwährendem Lachen, „ein Tischlergeselle! und spricht französisch und drückt sich aus mit einem Schwunge, als ob er Mitarbeiter bei Dumas fils gewesen wäre. Ach geh' doch, schöner Herr, — ich darf so sagen, weil ich Dein Gesicht sehe, — Du willst mich wohl zum Narren halten, — o! man foppt mich nicht so leicht."

Und dabei blitzten ihn aus der dunklen Sammt-Larve zwei Feueraugen so muthwillig herausfordernd an, daß Prokop, der wie bekannt, französisches Blut in seinen Adern hatte, unwillkührlich hingerissen wurde. Allein er dachte an Laura und sagte mit einem Seufzer:

„Und 's ist doch so, wie ich Dir sage, ich bin nichts als ein Tischlergeselle."

Die Maske lachte wieder ausgelassen.

„Er ist nicht wegzubringen von seinem Tischlergesellen, und seufzt dazu, wie ein unglücklicher Liebhaber vom Theater Gaîté, wo trotz aller Lustigkeit (gaîté) mehr geseufzt wird, als auf den sämmtlichen übrigen Pariser Theatern."

„Sie waren in Paris?"

„Versteht sich, mein Herr Tischlergeselle, — denn fortan nenne ich Sie so. Sie haben sich wahrscheinlich gedacht, Sie wollen wie andere Masken einen Domino oder Debardeur, sich einen Tischlergesellen vorbinden.

Tu l'as voulu, Georges Dandin! Du bleibst also der Tischlergeselle, bis Dich eine milde Fee à la Kärnthnerthor-Theater-Ballet unter sanfter Begleitung von Violoncell-Tönen aus Deinem Tischlerbann erlöst, und Dich wieder als Prinzen Almansor oder Don Bilirados in die Arme Deiner lang verfolgten, endlich aber doch siegreich aus allen Kämpfen hervorgehenden Celimene führt, worauf ein großes Ballabille, Schlußgruppe mit rothem und weißem Feuer und so weiter."

Prokop konnte sich nicht enthalten, über das tolle Zeug, das die Maske mit köstlichem Uebermuthe hervorsprudelte, herzlich zu lachen. Die Dame lachte mit, — doch plötzlich hörte sie zu lachen auf und fragte:

„Wofür hältst Du denn mich?"

Prokop wußte nicht, was er auf diese vom Himmel gefallene Frage antworten sollte, doch dachte er, es sei am besten, die Conversation in dem Tone fortzusetzen, in dem sie begonnen hatte, und erwiederte:

„Für eine erste Mamsell."

„Schön! sehr gut, Herr Tischler! Und von was für einem Metier?"

„Marchande-de-modes."

„Nichts da."

„Hemdennähterin?"

„Nichts, nichts!"

„Blumenmacherin?"

„Fi donc!"

„Federn-Künstlerin?"

„Weit ab! weit gefehlt!"

„Ei, glaubst Du, ich bin nur auf die Redoute gekommen, um mich mit dem langweiligen Errathen Deines Standes zu plagen," rief Prokop, die Worte wiederholend,

die sie oben gesprochen und den Ton parodirend, womit sie ihren Aerger kund gegeben hatte.

„Bravo!" sagte die Maske, „Du hast mich trefflich parodirt. Arnald und Bouffée hätten es auch nicht besser machen können. Du hast Talent zum Schauspieler."

Prokop glaubte den Faden gefunden zu haben, der ihn aus dem Labyrinthe seiner Zweifel über diese sonderbare Maske führen sollte. Es befand sich zur Zeit eine französische Schauspielergesellschaft in Wien, die im Operntheater ihre Vaudevilles und Comedies aufführte. Die wiederholten Anspielungen auf's Theater, der spöttische Ton, mit welchem sie über die Opernbühne gesprochen, verleiteten unsern Helden, die Maske an seiner Seite für ein Mitglied dieser fliegenden Truppe zu halten; auch paßte es vollkommen zum Wesen einer französischen Schauspielerin, allein auf die Redoute zu gehen und sich mit dem Nächstbesten einen Spaß zu machen.

All' dieß war dem jungen Mann schneller durch den Kopf gefahren, als wir es hier nieder zu schreiben vermochten, und er antwortete auf die letzte Bemerkung der Maske rasch:

„Du mußt es zu beurtheilen wissen, ob ich Talent zum Schauspieler habe, — denn Du bist —"

„Was denn?"

„Eine Schauspielerin!"

Die Dame wollte wieder den Kopf schütteln, allein sie besann sich eines Andern und antwortete mit einem Lachen, das aber nicht mehr so lustig klang als das frühere:

„Du hast es getroffen, was soll ich's länger läugnen. Ja, ich spiele Comödie."

Ihr Ton war fast ernst geworden, als sie die letzten Worte sprach, doch schnell ging sie wieder zu ihrer alten Lustigkeit über und fragte:

„Und bei welchem Theater läßt Du mich denn engagirt sein?"

„Nun natürlich bei der französischen Truppe, die im Kärnthnerthor-Theater spielt."

„Richtig! Dein Scharfsinn ist über alle Begriffe erhaben, und ich vermuthe doch, daß hinter dem Tischlergesellen ein Diplomat, ein Attaché steckt, denn die Attaché's sind alle groß im Errathen unglaublicher Dinge."

Und wieder lachte das muthwillige Wesen ausgelassen.

Prokop fand das Abenteuer höchst amusant.

„Willst Du mir nicht den Arm geben, und mich ein wenig herumführen," fuhr sie fort, „ich sitze hier schon über zehn Minuten, so viel bin ich in meinem ganzen Leben nicht gesessen."

Prokop beeilte sich, der schönen Unbekannten seinen Arm zu reichen, — eine Hand, weiß, rund und aristokratisch fein, sah aus dem dunklen Atlasärmel des Domino, soweit der elegante Jaquemar die Haut zu sehen gestattete. An dieser Hand blitzte ein ganz einfacher Goldreif, der als Verzierung einen einzigen Diamant trug, allein nach der Größe und dem Feuer dieses Steines mußte derselbe einen bedeutenden Werth haben. Prokop wunderte sich anfangs darüber, dann aber fiel ihm Laura ein, und er fand es ganz natürlich, daß eine Schauspielerin ein Bracelet von solchem Werthe tragen konnte.

Etwa zehn Minuten gingen sie im Saale herum, und die Maske entwickelte eine solche Fülle von Geist und muthwilliger Laune, daß Prokop sich zugleich geblendet und

gedemüthiget fühlte. Ohne noch verliebt zu sein, — er hatte ja nicht einmal noch ihr Antlitz gesehen, — war er durch das Geheimnißvolle gefesselt, das an und für sich in jeder Maske liegt, besonders wenn sie schöne Augen und eine liebliche Stimme besitzt, und wenn diese liebliche Stimme pikant und anmuthig zu plaudern versteht, während jede einzelne Phrase durch das Raketenspiel der funkelnden schönen Augen noch pikanter und interessanter gemacht wird.

„'s ist hier unausstehlich heiß," sagte sie mit einem Male, „ich will Eis nehmen. Wo bekommt man es? Wo ist das Buffet?"

„Weißt Du das nicht?"

„Nein, ich bin zum ersten Mal auf der Redoute."

„Ich gleichfalls. Doch weiß ich besser Bescheid als Du, — erlaubst Du, daß ich Dich führe?"

„Versteht sich, warum soll ich Dich, der Du so lang mein Führer warst, jetzt verabschieden, wo ich ein Gefrornes essen will."

Prokop hatte oft gehört, daß eroberungslustige Masken sich von den sie begleitenden Herren Gefrornes zahlen lassen, und daß dieser Moment zur Ablegung der Larve und zur weiteren Anknüpfung vertraulicher Beziehungen benützt wird. Da ihn die Maske so zu sagen aufgefordert hatte, sie zum Buffet zu führen, so zweifelte Prokop nicht, daß sie die Larve ablegen, und er das Antlitz der Person sehen würde, die ihn mehr und mehr zu interessiren begann.

Bald saßen sie an einem jener kleinen Tischchen, die für das vertrauliche Geplauder zweier Liebenden, für das pikante Geflüster der Masken eigens hingestellt scheinen, vor ihnen befand sich das duftige Eis, das in solcher Schmackhaftigkeit nur eben die Wiener Zuckerbäcker zu

bereiten verstehen, allein die Unbekannte legte die Maske nicht ab, — trotz der Bitten Prokops.

„Wozu?" sagte sie lachend, „wir sehen uns ja doch im Leben nicht wieder."

„Das wäre fürchterlich," jammerte der gute Junge, nie wieder, im ganzen Leben nicht?"

„Natürlich! was sollte ich, die Primadonna einer Schauspielertruppe mit einem Tischlergesellen anfangen?"

Diese Bemerkung, die von der Fremden als Scherz hingeworfen, ihn doch nur zu ernsthaft an seine Stellung erinnerte, hätte den Tischlergesellen beinahe zur Raison gebracht, allein gerade in demselben Augenblicke hatte die Fremde, da sie ein Glas Wasser hinabstürzte, etwas unvorsichtig den kleinen Vorhang der Larve empor gehoben und Prokop sah ein Kinn von solcher Schönheit, einen Mund von solch' jugendlicher, liebreizender Anmuth, daß er alles Andere vergaß und ausrief:

„Oho! schöne Maske, — denn jetzt darf ich Dich schön nennen, da ich wenigstens einen kleinen Theil Deines Antlitzes gesehen habe, — so kommst Du mir nicht durch."

Die Maske schlug rasch den verrätherischen Vorhang herab.

„'s ist ein altes Herkommen," fuhr Prokop fort, daß die Masken denen, welche von ihnen geneckt worden sind, ohne daß die Larve fiel, am andern Tag oder längstens in den nächsten Tagen ein Rendezvous geben, und — und —"

„Nun und?"

„Nun, und so mußt Du das Gleiche thun?"

„Wie? Ich soll Dir ein Rendezvous geben?" rief der Domino und lachte so ausgelassen, wie er den ganzen Abend noch nicht gelacht hatte.

„Kommt es Dir denn gar so spaßig vor" fragte Prokop kleinlaut, „daß ich von Dir ein Rendezvous begehre. Die Schauspielerinnen sollen doch sonst nicht gar so geizig mit diesem Artikel sein."

„Ja richtig," — lachte sie, „ich habe ganz auf mein Engagement vergessen. Nun gut, Du sollst das Rendezvous haben."

„Wirklich?" rief Prokop hoch erfreut, „doch Du sagst das vielleicht nur, um mich auf gute Art loszubringen. Wirst Du auch Wort halten?"

„Ich halte mein Wort immer, unter jeder Bedingung," sagte die Französin mit einem Stolz, den er noch nicht an ihr bemerkt hatte.

„Und wann soll das Rendezvous stattfinden."

„Morgen."

„Und wo?"

Sie sann eine Weile nach, dann sprach sie:

„Am Hauptthore des Kärntnerthor-Theaters, zwischen zwölf und eins. Erkennen wirst Du mich an einer weißen Rose."

„Himmlisch! göttlich!" jubelte Prokop, der mit der Trunkenheit eines jungen Herzens sich dem romantischen Hauch hingab, der durch dieß Abenteuer wehte.

„Doch nun muß ich fort," sagte sie, eines jener kleinen, runden Portemonnaies hervorziehend, wie sie der Pariser Luxus für Damen erzeugt, welche Lansquenet spielen, und zwar mit halben Napoleons. Diese eleganten Dingerchen kann man eben in ihrer ganzen Schönheit nur in den Kaufläden des Palais Royal sehen.

„Was willst Du denn thun?" fragte Prokop.

„Ei, — ich muß doch zahlen, was ich genommen habe," antwortete sie.

„Wie? Du willst mir die Beschämung anthun, dem Marqueur das Gefrorne zu zahlen?“

„Und Du thust mir die Beschämung an, mich für eines von jenen Dämchen zu halten, die sich vom Nächstbesten Eis zahlen lassen?“

Sie sagte das Letztere mit solchem Ernste, daß Prokop keine Einwendung machte. Er ward immer mehr irre an diesem sonderbaren Wesen, das dem Garçon ein Guldenstück hinwarf und aufstand ohne das Herausgeben abzuwarten. Prokop zahlte ebenfalls rasch und reichte ihr den Arm um sie in den Saal zurück zu führen.

Sie nahm den dargebotenen Arm, allein nur bis zum Eingange des Saales, dort blieb sie stehen und sprach:

„Adieu, mein Freund, ich danke Ihnen für den vergnügten Abend, den Sie mir bereitet haben. Leben Sie wohl.“

„Darf ich Sie nicht in den Saal begleiten?“

„Nein, Sie werden in's Buffet zurückkehren und daselbst eine halbe Stunde verweilen, dann mögen Sie in den Saal kommen, ich werde denselben bereits verlassen haben.“

„Aber —“

„Kein Aber,“ sagte sie in einem Tone, dem man die Gewohnheit des Befehlens anhörte, „ich will es so.“

„Und wenn ich nun nicht gehorche, was dann?“

„Wenn ich Sie in der nächsten halben Stunde im Saale sehe, so werden Sie mich morgen vergebens beim Rendezvous erwarten.“

„O um diesen Preis bin ich zu jedem Opfer bereit Morgen aber kommen Sie gewiß?“

„Soll ich Ihnen noch einmal sagen, daß ich mein Wort stets zu halten pflege?“

„Verzeihung!“

„Morgen zwischen zwölf und ein Uhr. Leben Sie wohl.“

Sie reichte ihm die Hand, die er feurig küßte, dann verschwand sie vor seinen Augen, wie die Fee eines Märchens, nichts zurücklassend, als die berauschende Erinnerung.

Prokop Hlaby wartete mit großer Gewissenhaftigkeit die halbe Stunde ab, allein in den letzten Minuten konnte er seine Ungeduld nicht mehr bemeistern und kehrte in den Saal zurück. Am Eingang blieb er stehen und blickte vorsichtig nach allen Seiten.

Die große Uhr zeigte die zweite Stunde nach Mitternacht.

Er sah — denn der Saal war schon ziemlich leer, — die Dame, mit der er den vergnügten Abend zugebracht hatte, — so eben an der Seite einer andern Dame die Redoute verlassen.

Diese Dame trug einen grauen Domino mit Rosa-Aufputz und Prokop hielt sich beinahe für überzeugt, daß es derselbe graue Domino sei, welcher mit dem Capitän Stavinsky früher jene geheimnißvolle, sonderbare Unterredung gehabt hatte, deren zufälliger Ohrenzeuge Prokop geworden war.

Wer jemals von einer Maske, deren Larve im Laufe des Redoute-Abends nicht gefallen, ein Rendezvous erhalten hat, der weiß, mit welcher Ungeduld man den Augenblick erwartet, wo das Räthsel sich lösen und die schöne Unbekannte sich in eine schöne Bekannte verwandeln soll. Das Geheimnißvolle fesselt die menschliche Phantasie am meisten und man wird es auch ohne Schwur glauben, wenn wir erzählen, daß Prokop den Rest der

Nacht schlaflos zubrachte und trotzdem sehr wenig an Laura dachte.

Meister Nowotny machte große Augen, als sein Geselle am andern Tage sich schon um zehn Uhr in Gala warf, — denn der wackere Meister war, wie wir wissen, kein Freund des Blaumachens, allein da ihn Prokop versicherte, der Gala-Anzug sei zu einem Gange unerläßlich. den er Behufs seiner Reise-Documente machen müsse, so gab sich der Tischlermeister darein, nur über die Neuerungen brummend, vermöge welcher jetzt ein Geselle zur Erlangung eines Wanderbuches sogar einen schwarzen Frack anziehen müsse.

Man wird es uns kaum glauben, daß der junge Mann, der sein Rendezvous zwischen zwölf und eins haben sollte, bereits um eilf Uhr an den nicht eben klassisch schönen Pforten des Kärntnerthor-Theaters stand. Aus den Kasematten trugen schwitzende Theater-Arbeiter Coulissen und Praktikables herüber und Prokop sah bei dieser Gelegenheit durch die geöffneten Seitenthüren in's dunkle Innere des Theaters, wo eine Probe abgehalten wurde und da bei dieser Probe weder gesungen noch getanzt, sondern blos gesprochen wurde, so vermuthete der Tischlergeselle sehr richtig, daß die Probe von den französischen Bühnenkünstlern abgehalten werde, in deren Reihen er, wie wir wissen, seine Maske vermuthete.

Gegen zwölf Uhr ging die Probe zu Ende, und Mesdames les actrices huschten eine nach der andern an ihm vorüber in ziemlich abgetragenen Mänteln und verschlossenen Schleiern; allein obwohl Eine und die Andere im Vorbeieilen einen raschen Blick auf den schönen jungen Mann warf, so war's doch eben nur der gleichgiltige Blick eines zufällig Vorübergehenden und nirgends erschien

die weiße Rose, die ihm die Fee des Redouten-Märchens als Wahrzeichen verheißen hatte.

Prokop hätte sich bald über diese Enttäuschung geärgert, da fiel ihm ein, daß der Moment des Glückes ja erst zwischen zwölf und eins erscheinen sollte, und daß eine so liebenswürdige Dame, wie seine Maske, sich unmöglich im nachlässigen Probe-Negligé bei einem Rendezvous einfinden könne, zu welchem er selbst so glänzende Toilette gemacht hatte.

Es schlug zwölf. Die Theaterleute schloßen die Pforten des Zauberschlosses, in welchem seine Fee durch ihr irdisches Erscheinen jeden Abend Tausende von Sterblichen beglückte.

Prokop sah rechts und links, die Straße hinauf und hinab, — es zeigte sich keine weiße Rose.

Er fand es gleich wieder natürlich, daß die weiße Rosen-Fee ihm nicht in der ersten Minute der anberaumten Zeit erscheinen wollte und beschloß, mit Geduld auf den Augenblick zu harren.

Wie groß diese Geduld war, erkannte man am besten aus den raschen Schritten, mit denen er den Raum vor dem Thore des Theaters durchmaß, — diese Schritte wurden mit jeder Viertelstunde länger und glichen einem völligen Sturmschritt, als es endlich Eins schlug.

Die Fee mit der weißen Rose war noch nicht da.

Und siehe da! Prokop, der Ungeduldige, blieb plötzlich stehen, bewies sich selbst mit der vernünftigsten Weise von der Welt, daß das Ausbleiben seiner Fee ganz erklärbar, daß sie höchst wahrscheinlich durch irgend ein unerwartetes Ereigniß abgehalten worden sei und jedenfalls später, zwischen eins und zwei kommen werde, und daß er folglich bis zwei Uhr warten müsse, worauf er

seinen Parade-Marsch vor der Opernpforte auf's neue begann mit der den Liebenden eigenen geduldigen Ungeduld. Man verzeihe uns den Ausdruck, da wir wirklich keinen bessern zu finden wissen.

Wahrscheinlich hatte er eben so triftige Gründe gefunden, seine Promenade, wenn die Rosen-Fee nicht gekommen wäre, von zwei bis drei zu verlängern, allein sein Abenteuer nahm plötzlich eine unerwartete Wendung, die für den armen Jungen wirklich etwas Märchenhaftes hatte.

Vom Lobkowitz-Platze herab kam eine elegante Equipage, bespannt mit zwei feurigen Pferden, verziert mit einem Grafen-Wappen auf dem Schlage und gelenkt von einem Kutscher in reicher Livree, dessen Gesicht dem Tischlergesellen bekannt vorkam, obwohl es unter einer gepuderten Perücke steckte, eben so wie die Gesichter der zwei gallonirten Bedienten, die hinten aufstanden.

Endlich fiel es ihm bei, daß es der Kutscher sei, der seinen Herrn, den Grafen d'Aubusson-Ardaigne in jener verhängnißvollen Nacht in's Färbergäßchen gefahren hatte.

Da sich so seine Aufmerksamkeit dem Rosselenker zuwendete, bemerkte er gar nicht, was im Innern des Wagens vorging.

Schon als die Equipage um die Ecke des Bürgerspitals bog, erschien am Kutschenfenster der herrliche Kopf eines etwa siebzehnjährigen Mädchens, welches mit dem Geschmack und der Eleganz der haute volée gekleidet, an der Seite einer älteren Frau saß, die eine Bonne sein mochte.

Das reizende blaue Auge schien etwas zu suchen, und zwar an den Pforten des Kärntnerthor-Theaters,

und als es dort den harrenden jungen Mann erblickte, da verzog sich der feine Mund zu einem Lächeln der Befriedigung und die kleine zarte Hand, die einem Kinde zu gehören schien, hob mit einer anmuthigen Bewegung eine weiße Rose zur Höhe der Fensterbrüstung.

Allein Prokops Aufmerksamkeit gehörte in diesem Augenblicke, wie wir wissen, dem Kutscher Jean Favardinet, und so kam es, daß er erst im letzten Augenblicke, als die Equipage, schon ganz an ihn herangekommen war, den reizenden Mädchenkopf und die Hand mit der weißen Rose erblickte.

Im nächsten Augenblicke fiel die weiße Rose zu seinen Füßen nieder.

Bezaubert von der lieblichen Erscheinung, entzückt durch das Zeichen von ihrer Hand, stand er einen Augenblick da, im nächsten aber raffte er die Rose auf und drückte sie an seine Lippen.

Allein die Rosen-Fee sah er nicht mehr, denn der Wagen fuhr durch das Komödiengäßchen der Kärntnerstraße zu und bog links hinab in die Straße.

Da fiel es ihm erst ein, daß er ja nicht einmal wußte, wer die Fee war; er wollte es um jeden Preis erfahren und eilte mit der Schnelligkeit seiner jungen Beine dem Wagen nach.

Er mußte tüchtig laufen, ehe er die Equipage so weit einholte, daß er sehen konnte, wie der Wagen vor einem Palaste hielt, die Bedienten absprangen und den Schlag öffneten, während der Portier mit Pelz und Riesenstock den Hut tief vor den Aussteigenden zog, von denen die jüngere Dame einen raschen Blick die Kärntnerstraße hinaufschickte und mit Befriedigung die weiße Rose

in der Hand des jungen Mannes zu sehen schien. Im nächsten Augenblicke verschwand sie im Palaste.

Inzwischen war Prokop fast athemlos herangekommen und da er sah, daß ein unter der Thüre seines Ladens stehender Kaufmann den Aussteigenden ein tiefes Compliment gemacht hatte, so fragte er diesen:

„Bitte, wer ist die junge Dame? wohnt sie hier?“

Der Kaufmann maß den Fragenden vom Kopf bis zu den Füßen und antwortete dann mit jenem prahlenden Tone, den Philister gerne annehmen, wenn sie von ihren noblen Bekanntschaften reden:

„Das versteht sich, daß ich sie kenne, sehr genau kenne, sonst würde ich mir nicht erlaubt haben, solch eine vornehme Dame zu grüßen. 's ist die Comtesse Leonie, die Tochter des Grafen d'Aubusson-Ardaigne, und wohnt hier im Palais ihres Vaters; das heißt sie wohnt eigentlich nicht hier, denn heute Abend reist die ganze Familie nach Paris ab, ein unersetzlicher Verlust für mich, da ich an der Comtesse eine ausgezeichnete Kundschaft verliere.“

Prokop neigte schweigend das Haupt, er fühlte, daß für ihn, wie für den Kaufmann der Verlust unersetzlich war.

Fünftes Kapitel.

Ein Fremder in Paris.

Wir müssen mit gütiger Erlaubniß unsrer Leser den Schauplatz abermals ändern. Nach den alten Regeln des Aristoteles soll zwar in einem Werke der Feder die Einheit der Zeit und des Ortes niemals vernachlässigt

werden, allein da wir nicht beabsichtigten ein Kunstwerk hinzustellen, sondern einfach die Erlebnisse unseres „Grafenkindes" zu erzählen, so können wir unmöglich unseren Helden verlassen, wenn derselbe vom Schicksal bald dort bald dahin geschleudert wird. Dieß zur Entschuldigung unserer Vernachlässigung der ästhetischen Regeln anführend, nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf und versetzen den geneigten Leser auf den Schauplatz, der dießmal der Boulevard des Italiens in Paris ist.

Es befindet sich auf diesem Boulevard ein Kaffeehaus „au grand balcon" geschildert, und es führt diesen Namen mit Recht, denn es besitzt im ersten Stockwerk einen großen Balkon, von dem man eine ausgezeichnete Aussicht auf das Pariser-Treiben genießt, welches sich hier in der Nähe der größten Theater, der ersten Kaffeehäuser, der Börse und der Straßen Lepelletier, Vivienne, Richelieu u. s. w. am großartigsten entwickelt. Für Deutsche hat aber dieser Balkon noch eine besondere Anziehungskraft — man bekommt hier Bier, zwar nicht von jener Güte, wie in Wien, Prag, München, aber doch trinkbares Bier, was dem Biere nicht nachgesagt werden kann, welches die Pariser und Straßburger Brasserien erzeugen und das von den Loretten so sehr gesucht wird. Der Wirth, Herr Bieding, selbst ein Deutscher, empfängt seine Landsleute mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, und ihre Schwächen genau kennend, hat er seinen Gästen sogar die Concession gemacht, daß nicht bloß im Estaminet, sondern in allen Räumlichkeiten des Kaffeehauses geraucht werden darf.

Es darf uns daher nicht wundern, daß wir unsern Helden mit einem der Eckzimmer des Café au grand

balcon wieder finden, die Pfeife im Mund, das Bierglas auf dem Tisch, im traulichen Gespräche mit einem Standesgenossen, den er in Deutschland kennen gelernt und der eben seinen Einzug in der Weltstadt an der Seine gehalten hatte. Der Neuangekommene, Paul Hünninger, ein Mainzer, hatte den Kameraden in seiner Wohnung aufgesucht, und dieser, der wie die meisten Ouvriers in Paris „nach dem Stück" arbeitete, hatte früher Feierabend gemacht und den Freund in's Café geführt, um bei einer Flasche deutschen Gebräues seine Ankunft zu feiern.

„Und es gefällt Dir also in Paris?" fragte der Ankömmling, das unterbrochene Gespräch wieder aufnehmend, das er nur unterbrochen hatte, um seine Pfeife anzuzünden.

„Außerordentlich!" erwiderte Prokop Hlaby, „man fühlt hier doch, daß man das gilt, was man ist. Bin ich ein tüchtiger Tischler, so werd' ich als Tischler geschätzt — hier wird mir nie der Handwerksbursche zum Vorwurf gemacht, weil der Bursche, der sein Handwerk versteht, gesucht und gezahlt wird — und wenn sie auch die Worte Liberté, Egalité, Fraternité verwischt haben an allen Orten und Enden, so existirt doch die Sache noch, denn keiner stellt sich hier über den andern und der Graf sagt zu mir „Monsieur", während ich dem Herrn Grafen auch keinen andern Titel gebe, und das thut Einem wohl, glaube mir, Hünninger, — Du wirst es schon selbst erfahren."

Hünninger, einer jener ruhigen, kühlen Naturen, wie sie an den Ufern des Rheines zu Hause, antwortete, nachdem er einige Tabakwolken in die Luft geschickt hatte:

„Also ganz Enthusiast! Na schön, — ich laß mir's ja gefallen; — ich meine nur, daß Du sehr leicht zu befriedigen bist, wenn Du Dich vom Herrn Grafen mit dem Wort monsieur abspeisen läßt. Genügt Dir's, — nun gut; allein wie denn, wenn Du mit dem Herrn Grafen in nähere Berührung kommen wolltest und seine Freundschaft suchtest, würde er dann auch dem monsieur mit gleicher Freundlichkeit entgegen kommen, — he?"

„Gewiß!" versetzte Prokop eifrig, „man hat Beweise, daß hier zu Lande Barone Tänzerinnen geheiratet haben, und daß eine Dame einem simplen Ouvrier ihre Hand reichte."

Prokop sagte die letzten Worte mit solchem Eifer, daß ihn der Mainzer verwundert ansah, und den Kopf schüttelte. Prokop fühlte dieß, eine leichte Röthe flog über sein Gesicht, er biß sich in die Lippen, und fuhr dann fort;

„Du mußt deßhalb nicht glauben, daß ich etwa mit dem Gedanken umgehe, eine Gräfin oder eine Marquise zu heiraten, 's war eben nur so eine Bemerkung von mir."

„Um auf ein anderes Thema zu kommen," sagte Hünninger, „so möchte ich doch wissen, wie es gekommen, daß Du so rasch nach Paris gegangen. Als wir zusammen in Köln arbeiteten, da machten wir's wohl aus miteinander, hierher zu wandern, allein es sollte langsam gehen, über Aachen, Lüttich, Brüssel u. s. w., lauter Städte, wo ein Tischler was lernen kann, wenn er ein paar Monate bleibt und bei einem tüchtigen Meister arbeitet. Du gingst 14 Tage vor mir von Köln weg, ich hoffte Dich in Aachen einzuholen, — ja, prost die Mahlzeit, — der junge Herr war weg, und der Andernacher, mit dem ich in Tirlemont zusammentraf, erzählte mir,

daß Du mit der Eisenbahn nach Paris gefahren seist, und schon volle drei Monate daselbst Dich aufhieltest, während ich mit dem Ränzel auf dem Rücken mich von Stadt zu Stadt vorwärts arbeitete, bis ich endlich heut durch die Vorstadt Poissonière meinen Einzug hielt, in dem von Dir so sehr berühmten Paris, wo die Arbeiter von den Grafen „monsieur" titulirt werden. Was Teufel hat Dich so rasch hierher getrieben?"

Prokop lächelte, als er erwiederte:

„Ich will Dir's sagen. Vom meinem Meister in Wien hatte ich ein schönes Stück Geld mit auf die Reise bekommen, in Böhmen, Sachsen, Thüringen und am Rhein, wo ich arbeitete, hatte ich's nicht angegriffen, — allein mein Herz zog mich ewig nach Frankreich, es war mir, als ob ich hier etwas zu suchen hätte, und als ich den belgischen Boden betreten hatte, als ich jene Sprache reden hörte, die mir, ich weiß selbst nicht warum, so lieblich im Ohr klingt und so leicht vom Munde geht, als hätte ich sie geredet von Kindesbeinen an, da konnte ich dem Zuge meines Herzens nicht länger widerstehen, — ich nahm den Nothpfennig aus dem Ränzel, setzte mich in den Train, der nach Paris ging und fuhr hierher in die Stadt, die stets das Ziel meiner Sehnsucht war."

„Also nur die Stadt und das Land?" fragte der Mainzer mit einem vielsagenden Blicke, während er seine Rede mit einer philosophischen Dampfwolke begleitete, „sollte da nicht noch ein anderer Gegenstand im Spiele gewesen sein, den Du hier zu finden hofftest?"

„Was redest Du für albernes Zeug!" rief Prokop halb lachend, halb unmuthig, wendete aber doch sein Gesicht ab, um die flammende Röthe zu verbergen, die auf demselben aufloderte.

Durch die Wendung wurde aber sein Antlitz für einen Herrn sichtbar, der an einem Seitentische saß und und seine Demi-Tasse trank. Dieser Herr, der sich ein gewisses air zu geben suchte, sah ziemlich herabgekommen aus, Hut und Rock zeigten jene Glätte, die von langem Gebrauch herrührt, seine Handschuhe, die Probirsteine eines echten Gentleman, klafften in den Nähten und seine lackirten Stiefeln hatten sonderbare Formen angenommen, als ob mit unterlegten Flecken nachgeholfen worden wäre. Dieser Herr hatte schon früher seinen grauen Kopf mit militärischem Schnur- und Backenbart emporgehoben, als Prokop seine socialen Ansichten aussprach, jetzt sah er abermals auf, um das Antlitz des jungen Mannes zu sehen, der so eifrig für die Gleichheit gesprochen.

Allein im selben Augenblicke erbleichte der Fremde bis in die Lippen und begann dergestalt zu zittern, daß die Tasse, die er eben zum Munde führen wollte, ihren Inhalt verschüttete. Während Prokop sich langsam wieder umwendete, um mit dem Mainzer weiter zu sprechen, fuhr sich der Fremde mit der Hand über die Stirne und murmelte für sich:

„Muß ich denn immer Gespenster sehen! Doch dießmal ist's keine fixe Idee von mir, — 's ist Wirklichkeit! — die Aehnlichkeit ist zu groß, — unglaublich!"

Inzwischen hatte Prokop sich wieder gegen seinen Kameraden, den Mainzer, gewendet und sprach:

„Bei all' meiner Vorliebe für Paris muß ich Dir doch gestehen, daß es für unsereins ziemlich schwer fällt, hier Wohnung und Unterkunft zu finden, wenn man als Fremder ankommt, und da es bereits 9 Uhr ist, so dächte ich, es wäre Zeit, Dich um ein Quartier umzusehen. Bei

mir kann ich Dich nicht behalten, denn wir wohnen unser acht auf einer Stube —"

„O das verlang' ich auch gar nicht," antwortete Hünninger, „'s wird sich schon irgendwo ein Nest für mich finden. Wenn alle Stricke reißen, schlaf' ich auf der Straße —"

„Da nehmen Dich die Patrouillen mit."

„Na, da hast Du Deine liebenswürdige Stadt Paris. Also heißt's Quartier suchen."

„Ich will Dir einen Vorschlag machen."

„Heraus damit."

„Als ich nach Paris kam, wohnte ich zuerst im Quartier Latin bei Madame Badineau, einer würdigen alten Frau, die Hemden wäscht, während ihr Mann Stroh-Pantoffeln hausiren trägt, dort könnte für Dich wohl Platz sein, denn die Herren Studenten haben gerade Ferien, — allein —"

„Nun was?"

„Wird's Dir nicht zu weit sein?"

„Wie weit haben wir hin?"

„Kleine dreiviertel Stunden."

„Hm! wohl ein Bischen viel," brummte der Mainzer, „aber wenn man von Köln bis Paris gewandert ist, so wird man die dreiviertel Stunden vom Boulevard bis in's Quartier Latin auch noch aushalten können. Also vorwärts oder en avant, wie's hier zu Lande heißt."

Und damit zog Paul Hünninger, der Mainzer, sein Ränzel unter dem Tische hervor, hob es auf seinen Rücken, und griff nach Mütze und Stock, während Prokop Hlaby den Trunk zahlte, womit er nach altem Handwerksbrauch den angekommenen Kameraden regalirt hatte.

Gleichzeitig rief auch der Fremde, der von seinem Seitentischchen herüber immer mit halbem Auge den Tischlergesellen betrachtet hatte, den Garçon herbei, zahlte seine Demi-Tasse und großmüthig einen Sou dem Marqueur überlassend, fragte er:

„Kennen Sie die beiden Herren dort, — die, welche eben weggehen wollen?"

„Nein, monsieur, ich sehe sie heute zum ersten Male in unserem Etablissement."

„Auch gut," brummte der Fremde, während der Garçon sich entfernte, „dann bleibt mir nichts übrig, als nachzugehen, bis ich ihn allein erwische."

Und wirklich entfernte sich der Fremde und folgte den beiden Tischlergesellen über den Boulevard hinauf bis zur Rue St. Denis, wo sie ihren Weg hinab gegen die Seine nahmen. Auch über der Seine bis zum Hause von Madame Badineau ging ihnen der unvermeidliche Fremde nach. Die beiden jungen Männer blieben keine zehn Minuten aus; dann kamen sie wieder zurück, und zwar Paul Hünninger, der Mainzer, ohne Ränzel, ein Beweis, daß Mama Badineau für den Gesellen eine Wohnung gehabt hatte.

Und abermals nahmen die beiden Gesellen ihren Weg hinab gegen den Pflanzengarten, wo in der Nähe der großen Weinhalle zahllose Cabarets den Trinklustigen jenen sonderbaren Wein ausschenken, welcher Rothwein heißt, obwohl er schwarz ist, und wenn er auf dem Tischtuch verschüttet wird, die schönsten blauen Flecken hinterläßt. Die beiden Kameraden traten in eine dieser Kneipen, und bald stand die Flasche vor ihnen, denn der Mainzer hatte sich's als echter Handwerksgenoß nicht nehmen lassen, seinen „Einstand" in Paris zu zahlen.

dann folgte eine Flasche „auf's fröhliche Wiedersehen", u. s. w. Unsere Leser mögen dieß nicht mißdeuten, 's ist einmal so Handwerksbrauch und geschieht ja doch nur ausnahmsweise, dem ehrsamen Handwerk zu Ehren.

Gleichwohl war die Folge davon die, daß der Mainzer, als sie um Mitternacht aus dem Carabet traten, unmöglich im Stande gewesen wäre, seinen Weg allein nach Hause zu finden, und Prokop mußte sich entschließen, seinen Kameraden wieder bis zum Hause der würdigen Frau Badineau zu begleiten.

Der Fremde, der während des zweiten Aufenthaltes der Freunde in einem elenden Kaffeehausgärtchen vis-à-vis von der Kneipe Platz genommen, und ein bescheidenes Schnäpschen getrunken hatte, erhob sich, als er die beiden Gesellen herauskommen sah, gleichfalls von seinem Stuhle, und folgte ihnen zum zweiten Male.

Nachdem Prokop Hlaby seinen Kameraden, den Mainzer, der ziemlich „angerissen" war, glücklich im Hause der fürsorglichen Mama Badineau zu Bette gebracht hatte, trat er den Heimweg an.

Der Fremde folgte ihm wie zuvor, nur daß er sich ihm mehr näherte.

Prokop sang mit leiser Stimme ein Liedchen Bérangers, und sein etwas unsicherer Gang verrieth, daß er von dem Uebel nicht ganz frei war, das den Mainzer überfallen hatte.

Allein trotzdem wars nicht so arg mit ihm, daß er nicht endlich das unabläßige Nachgehen des Fremden hätte merken sollen, der immer näher an ihn heranrückte. In der Rue Buffon endlich, die lang und menschenleer, Platz genug bot, daß die Annäherung des Fremden über-

flüssig erscheinen mußte, blieb Prokop endlich stehen, wendete sich um, und sprach barsch:

„Ich denke, Monsieur, die Straße ist breit genug für uns beide, daß wir nicht Einer dem Andern auf's Genick zu steigen brauchen. Wollen Sie links gehen, so gehe ich rechts, — gefällt's Ihnen rechts besser, so nehme ich das linke Trottoir. Sie sehen, Monsieur, ich bin so artig, als man es nur sein kann, nur das Eine kann ich nicht leiden, wenn man mir nachgeht. Verstanden?"

„Vollkommen, Monsieur," erwiederte der Fremde, „und da Sie in meinem zufälligen Nachgehen etwas Unrechtes erblicken, so muß ich zur Vermeidung von Mißverständnissen schon das Trottoir der andern Seite wählen, bon soir, monsieur."

Und höflich seinen abgenützten Hut ziehend, zog sich der Fremde auf die andere Seite der Rue Buffon, wo ihn die hohen Linden zwischen Trottoir und Straße den Blicken, die ihm Prokop argwöhnisch nachschickte, völlig entzogen. Dabei brummte er vor sich hin:

„Heute ist nichts mit ihm anzufangen. Der schlechte Macon, den er getrunken, hat ihn mißtrauisch und krakeelsüchtig gemacht, und das taugt nicht zu der Unterredung, die ich mit ihm haben muß. Es bleibt mir nichts übrig, als ihm zu folgen, damit ich erfahre, wo er wohnt. Er spricht das Französische mit einem kleinen, slavischen Accent, — das paßt auch zu meiner Idee. Ich muß mich nur in gehöriger Entfernung halten, sonst werde ich noch in Händel mit ihm verwickelt, was mir sehr unlieb wäre."

Der Fremde blieb etwa zweihundert Schritte hinter Prokop zurück, ließ jedoch den jungen Mann, für den

er sich ganz besonders zu interessiren schien, nicht aus dem Auge.

Es war bereits zwei Uhr nach Mitternacht, der Mond war bereits untergegangen und die Nacht wurde empfindlich kalt, um so mehr als ein feiner prickelnder Sprühregen vom Winde gejagt, den wenigen Menschen in's Gesicht schlug, welche zu so später Nachtstunde noch durch diesen ziemlich öden Stadttheil eilten. Prokop nahm, um vom linken Seine-Ufer auf's rechte zu gelangen, seinen Weg nach der Kettenbrücke St. Michel, welche sich dadurch auszeichnet, daß ihre Ketten in der Mitte der Brücke fast nur einen halben Fuß über die Bodenfläche emporragen, so daß ein Betrunkener, ein Unvorsichtiger oder ein Unglücklicher, dem ein rascher Stoß versetzt wird, sehr leicht in's Wasser stürzen kann. Die Gegend ringsum ist verzweifelt öde und still, die engen Gassen auf der Stadtseite scheinen eigens zu Schlupfwinkeln gemacht, um Verbrecher und Uebelthäter zu verbergen, und die Brücke und ihre Umgebung genießt in Paris das schlechteste Renomée, das ein Stadttheil haben kann.

Als Prokop die Kettenbrücke betrat, stand ein Mann fast in der Mitte derselben.

Obwohl Prokop diesem Mann, den er für einen verspäteten Wanderer hielt, nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenkte, so that es doch um so mehr der Fremde, welcher dem Tischlergesellen folgte und welcher, da er sich noch an der Brüstung des Seine-Quais befand, den Mann auf der Brücke so zu sagen in der Flanke beobachten konnte.

Er bemerkte, daß der Mann ein Reibzündhölzchen entflammte, dessen matte, blaue Flamme eben so rasch wieder erlosch, als sie aufgeflackert war.

Fast im nämlichen Augenblicke vernahm er unter sich in der Seine das leise, vorsichtige Rauschen eines Ruderschlages, und rasch den Kopf über die Brüstung hinaushaltend, gewahrte er einen von zwei Männern geruderten Nachen, der pfeilschnell auf die St. Michelsbrücke zufuhr.

„Diable!“ rief der Fremde „ich müßte mich sehr irren, wenn das keine Noyeurs wären. Da heißt's eilen, sonst fassen sie ihn und ich komme zu spät.“

Während der Fremde mit einer Raschheit, die man seinem Alter kaum zugetraut hätte, dem Grafenkinde nacheilte, wollen wir mit eben solcher Raschheit unsern Lesern das Wort Noyeur erklären.

Es mögen ungefähr zwanzig Jahre sein, da vermehrte sich die Zahl der in der Pariser-Morgue*) ausgestellten Leichen von Ertrunkenen auf eine eben so sonderbare als fürchterliche Weise. Man konnte nicht glauben, daß alle diese Leute sich ertränkt hatten, denn nur zu viele, die von ihren Familien aus der Morgue reklamirt wurden, hatten in den glücklichsten Verhältnissen gelebt; eben so wenig konnte man alle für Verunglückte halten, denn die Ufer der Seine sind auf eine Weise regulirt, daß schon ein hoher Grad von Ungeschicklichkeit dazu gehört, um in das unheimlich trübe Wasser zu fallen; besonders auffallend fand man es, daß die noyés (die Ertrunkenen) weder Geld noch Prätiosen bei sich hatten, aber auch keine Spur körperlicher Verletzung an sich trugen, als höchstens einige Beulen am Kopfe. Die Polizei setzte sich in Bewegung, man vermuthete irgend eine Spelunke am Ufer, welche allenfalls durch eine Fallthüre ihre Opfer

---

*) Morgue, das Leichenschauhaus an der Seine, wohin alle unbekannten Selbstmörder oder Verunglückten gebracht werden, um von ihren Angehörigen erkannt zu werden.

im Flußbett verschwinden lasse, allein die eifrigsten Nachsuchungen führten zu keinem Resultat, bis endlich ein Schneider das Räthsel löste. Dieser, ein kleiner, schmächtiger Mensch kam nach Mitternacht auf die Präfectur und sagte aus, daß ihn auf einer Kettenbrücke ein Mann um die Stunde gefragt, und als er sich mit dem Mangel einer Uhr entschuldigt habe, sei der Unbekannte plötzlich über ihn hergefallen und habe ihn über die niedern Ketten der Brücke in's Wasser gestoßen. Als er sich vom Schrecken des Sturzes und des unvermutheten kalten Bades kaum so weit erholt hatte, daß er auf die Oberfläche des Wassers gelangend, wieder Luft schöpfen konnte, sei ein Boot auf ihn zu gekommen, das er natürlich für eines der vielen am Seine-Ufer anliegenden Rettungsboote gehalten habe, — allein zu seinem Schrecken habe er erfahren, daß der Schiffer mit dem Ruder nach seinem Kopfe geschlagen und dem ersten fehlgegangenen Schlag noch mehrere folgen ließ, denen der Schneider plötzlich entging, weil er als ausgezeichneter Schwimmer sogleich untergetaucht und dann seitwärts abgeschoben habe. Der Schiffer, der betrunken war, wurde wüthend und seine Schläge verdoppelnd, lehnte er sich soweit über Bord, daß er selbst in's Wasser stürzte und in der Zeit, die er brauchte um in's Boot zu gelangen, hatte der Schneider, dem die Todesangst Riesenkraft verlieh, schwimmend das rechte Seine-Ufer erreicht und augenblicklich die Anzeige gemacht.

Die Sache machte nicht geringes Aufsehen, man ergriff die energischesten Maßregeln gegen die Noyeurs (Ertränker), wie man diese neue Sorte von Mördern nannte, man besetzte alle Brücken mit Wachtposten, guillotinirte ein paar Noyeurs, deren man habhaft wurde, und die Todtenkammer der Morgue zeigte hinter ihrem hölzernen

Gitter wieder nur die gewöhnliche Zahl von Leichen, womit sich denn die Pariser Bevölkerung vollkommen zufrieden gab.

Allein nach ein paar Wochen hörte das Gerede, in ein paar Monaten die Vorsicht auf, die Wachtposten wurden wieder auf die gewöhnliche Zahl beschränkt, und man hätte die Noyeurs rein vergessen, wenn nicht nach einigen Jahren immer wieder auf's Neue ähnliche Fälle vorgekommen wären, die dann jedesmal zu abermaligen Schritten führten, welche die Sicherheit wieder für ein oder zwei Jahre garantirten, bis mit der Erschlaffung der Energie auch die gefährliche Bande auf's Neue wieder auftauchte.

Und nun zu unserer Erzählung zurück.

Prokop rauchte, als er über die öde Brücke ging, seine Cigarre; er sah es, wie der Mann auf der Brücke, wahrscheinlich um sich gleichfalls eine solche anzuzünden das Reibhölzel entflammte, das rasch erlosch.

„Diese verwünschten Allumettes" hörte er den Unbekannten schimpfen, „sie taugen doch zu gar nichts. Nicht einmal eine Cigarre kann man sich anzünden. Ach! mein Herr", wendete er sich an Prokop, der eben heran kam, „Ihre Cigarre glimmt, dürfte ich Sie wohl um Feuer bitten."

Der Fremde sah so anständig aus, und die Bitte um Feuer war eine so natürliche, daß Prokop sich nicht einen Augenblick besann, dieselbe dem Unbekannten zu gewähren.

Allein, da man sich gerade in der Mitte der Brücke befand, wo der pfeifende Wind von beiden Seiten am besten ankonnte, so wollte Prokop einige Schritte weiter gehen.

„Erlauben Sie?“ sagte der Unbekannte, ihm den Weg vertretend.

„Ja doch, mit Vergnügen,“ versetzte der Tischlergeselle, „nur meine ich, ’s wäre besser des Windes wegen ein wenig weiter zu —“

„O, bemühen Sie sich nicht, ich will Sie nicht belästigen; es geht hier eben so gut.“

„Wie Sie wollen.“

Prokop neigte den Kopf mit der brennenden Cigarre vor, der Fremde that desgleichen und hielt seine Cigarre an die Prokops, zog aus Leibeskräften und sagte endlich:

„’S will nicht brennen, entweder ist meine Manilla zu schlecht, oder zu viel Asche an Ihrer Cigarre.“

„Ich glaube das Letztere“, erwiederte Prokop und hob die rechte Hand, um mit dem Zeigefinger die Asche wegzustäuben.

Auf diesen Moment schien der Unbekannte gewartet zu haben, er faßte plötzlich den durch die Biegung wehrlos gewordenen Arm Prokop’s, drückte den Arm gegen Prokop’s Brust, packte zugleich mit der eigenen rechten Faust sein Opfer an der Kehle und drängte den Unglücklichen, der vor Schreck und Schmerz nicht schreien konnte, dem Rande der Brücke zu.

Prokop war ein kräftiger Mann, allein sein rechter Arm war wie gelähmt, seiner Brust fehlte es an Athem und sein linker Arm, den er frei hatte, war der Kraft und Gewandtheit des fürchterlichen Gegners nicht gewachsen, — schon berührten seine sich sträubenden Füße die Ketten der Brücke, schon hörte er das unheimliche Rauschen der Wellen, — er empfahl seine Seele dem Ewigen, — da plötzlich fühlte er einen Stoß in entgegengesetzter Richtung; — dieser Stoß war ein so gewal-

tiger, daß Prokop sammt seinem Gegner zu Boden stürzte, während eine kräftige Stimme rief:

„Au voleur! Hierher, — meine Freunde! man mordet hier!"

Prokop's Gegner, der um sich aufzuraffen, sein Opfer loslassen mußte, hörte nicht sobald diesen Ruf, als er aufsprang und, da er die Zahl seiner Widersacher um Einen vermehrt sah, eiligst nach dem linken Ufer entfloh. Gleichzeitig hörte man auch die hastigen Ruderschläge des Bootes, das sich so rasch als möglich davon machte.

Prokop sprang ebenfalls vom Boden empor, er sah seinen Feind entfliehen, er fühlte es, daß er gerettet war.

Sein Retter stand vor ihm, — es war der Fremde.

„Mein Herr," sprach Prokop, schwer athmend und seine durch den Kampf in Unordnung gebrachten Kleider zurecht richtend, „wie soll ich Ihnen danken für Ihre Hilfe?"

„Durch Beseitigung Ihres Vorurtheils über meine Person," antwortete der Fremde, „sehen Sie mich einmal an, so gut es diese trübselige Gas-Flamme erlaubt, und Sie werden bemerken, daß ich derselbe bin, den Sie vor zehn Minuten in der Rue Buffon für einen Dieb gehalten."

„In der That" stotterte Prokop verlegen, „ich bin — ich habe —"

„Nun, Sie haben sich geirrt, nichts weiter," versetzte gutmüthig der Fremde, während er an Prokops Seite den Quai des linken Ufers entlang schritt, „'s ist Ihnen zu verzeihen, denn ich bin Ihnen ein wenig auf den Hals gekommen nnd der Vorfall, den wir so eben erlebt, beweist zur Genüge, daß Vorsicht nicht schadet. Damit Sie aber nicht ferner in Versuchung kommen,

mich für irgend einen Gauner oder Beutelschneider zu halten, so will ich lieber gleich meinen Namen nennen, — ich heiße Stavinsky und bin pensionirter Capitän der französischen Armee.“

Unwillkührlich dachte Prokop bei Nennung dieses Namens, daß er denselben schon irgendwo gehört haben müsse, doch besann er sich vergebens und antwortete endlich mit großer Artigkeit:

„Verzeihen Sie meine frühere Unart, Herr Capitän, und erlauben Sie mir, Ihnen nochmals meinen wärmsten, innigsten Dank auszudrücken für die fast wunderbare Schnelligkeit, mit welcher Sie mir in meiner Bedrängniß zu Hülfe eilten. Wie war es Ihnen nur möglich?“

„Mein Gott, auf die leichteste Weise von der Welt,“ antwortetete der Capitän, „Sie hatten mir kurz zuvor erklärt, daß es Ihnen unangenehm sei, wenn ich hinter Ihnen ginge, auch schienen Sie mir, aufrichtig gestanden, ein wenig in einem Zustande, der händelsüchtig macht.“

„Wir hatten bei der Flasche die Ankunft eines braven Kameraden gefeiert,“ entschuldigte sich Prokop, beschämt und verlegen, „und da mag es denn wohl geschehen sein, daß —“

„Daß Sie ein Glas über den Durst getrunken haben,“ lachte der Capitän, „wollen Sie sich nicht gar deßhalb entschuldigen. Ventre gris! ein Rausch ist besser als ein Fieber, daß muß ich als alter Soldat wissen, und eben deßhalb, weil ich aus Erfahrung einen derartigen Zustand zu beurtheilen weiß, ging ich Ihnen aus dem Wege. Da mich aber der Zweck meiner Wanderung, das heißt die Heimkehr nach meinem Logis, zufällig denselben

Weg führte, den Sie gingen, so mußte ich Ihnen in der Entfernung folgen, ich mochte wollen oder nicht. Es war zum Glücke; ich sah das Aufblitzen des Reibhölzchens auf der Brücke, in dem ich sogleich ein Signal ahnte, das Rauschen eines Kahns im Wasser, der auf den Pont St. Michael zuruderte, bestärkte mich in meiner Meinung, ich beschleunigte meine Schritte und kam gerade noch recht, um durch einen wohlangebrachten Boxer Stoß, den mich mein Freund, Lord Plimlington von den Horse-Gardes gelehrt hat, Euch Beide zu werfen, wodurch es mir gelang, Ihnen Luft zu verschaffen, und Sie vor einem kalten Bade zu bewahren, das jedenfalls nicht so angenehm gewesen wäre, als die Bains Chinois zu zwei Franks für die Person, nebst 25 Centimes für Bedienung."

„Nochmals meinen Dank, Herr Capitän —"

„Ei! wollen Sie einmal aufhören mit ihrem Dank, — einmal gerettet, und zehnmal danken, daß ist ja gegen alle Gesetze der Mathematik. S'wäre mir weit lieber, wenn sie mir sagen wollten, wer Sie sind, damit ich nachdem Sie meinen Stand und Namen wissen, doch auch den Namen desjenigen kennen lerne, dem ich so zufällig zu Hilfe gekommen bin."

„Wahrhaftig, — verzeihen Sie, s'ist eine Unart, daß ich es nicht längst gethan, und ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich —"

„Oho!" rief der Capitän, der eine gewisse innere Unruhe hinter einem lärmenden, humoristischen Wesen zu verbergen schien, „welch' eine Fluth von Artigkeiten! Sie sind gewiß ein Deutscher? He, — hab ich's errathen?"

„So halb und halb! Wenigstens ein Deutscher der Erziehung nach, denn seit meinem eilften Jahre habe ich in Wien gelebt.“—

„Und geboren sind Sie?“ fragte der Capitän, mit lauernder Aengstlichkeit.

„In Böhmen,“ antwortetete Prokop mit der größten Ruhe.

„Darf man wissen wo?“ fragte der Capitän abermals, schwer athmend.

„In Krasnec, hinter Chotzen, Pardubitzer-Kreis,“ lautete die ruhige Antwort.

„Der Capitän sprach kein Wort, die Aufregung raubte ihm die Sprache, doch da wir mit dem altherkömmlichen Rechte des Romanschreibers befugt sind, auch die Gedanken unserer Personen dem freundlichen Leser zu verdollmetschen, so unternehmen wir dieses zur Erleichterung des Verständnisses.

„Krasnec! — Pardubitzer-Kreis!“ dachte der Capitän, „das trifft Alles zu. Im Trauschein steht es. — Marie Hlaby, gebürtig aus Krasnec, im Pardubitzer-Kreise. Ist's nicht wahrscheinlich, daß sie nach dem unglückseligen Ereigniß in ihre Heimat zurückgekehrt ist? — Doch ich will nicht zu früh triumphiren, vielleicht treibt der Teufel sein Spiel und s'ist doch noch alles anders, als ich mir's denke.

Während dieses innerlichen Monologes hatte Capitän Stavinsky Zeit gehabt, wieder zu Athem zu kommen, und den jungen Mann, der fortwährend an seiner Seite schritt, zu fragen:

„Und ihr Name, mein Herr?“

„Prokop Hlaby.“

„Hlaby!“ schrie der Capitän. „s'ist richtig!“

„Was ist richtig? fragte Prokop, der jetzt selbst über das sonderbare Benehmen des Fremden stutzig ward, „warum fällt Ihnen der Name auf, Herr Capitän."

„Geduld, mein junger Freund," sagte Stavinsky, sich mühsam fassend, und seine Aufregung unterdrückend, „erlauben Sie mir noch ein paar Fragen?"

„Mit Vergnügen. Fragen Sie."

„Hieß ihre Mutter Marie Hlaby?"

„So i'sts."

„Ebenfalls gebürtig aus Krasnec, im Pardubitzer-Kreise?"

„Ja doch, ja."

„War ihre Mutter reich?"

„Leider nein," versetzte Prokop traurig, „ich habe meine früheste Jugend in der Noth, in Elend und Mangel zugebracht, den ich mit meiner armen Mutter theilte."

„O das sieht ihm gleich!" murmelte der Pole zwischen den Zähnen „das sieht ihm gleich! Also darben hat er sie lassen! Ha! er hat mir's ja auch nicht besser gemacht!"

„Was sagen Sie?" fragte Prokop, der kein Wort verstand.

„Ich meine, s'ist sonderbar, daß Ihr Vater Sie und Ihre Mutter in solcher Noth ließ."

„Ich habe meinen Vater nie gekannt," entgegnete der Tischlergeselle mit einem schmerzlichen Seufzer, „er war todt, bevor ich auf die Welt kam."

„Gott sei seiner Seele gnädig!" murmelte der Pole, dem es bei diesen Worten eiskalt über den Rücken lief, dann setzte er laut hinzu:

„Aber den Stand, den Charakter Ihres Vaters kennen sie doch. Sie besitzen doch darauf Bezug habende Dokumente."

„Nichts, gar nichts besitze ich," erwiderte der junge Mann, „meine arme Muter beobachtete darüber ein hartnäckiges Stillschweigen. Ich besitze nichts als den Erlaubnißschein, aus meinem Heimatsorte Krasnec nach Wien zu wandern, und meinen Taufschein, den ich mir nachkommen ließ."

„Heben Sie wenigstens den gut auf," ermahnte der Capitän, „er könnte von großer Wichtigkeit für Sie sein."

„Wie so?" fragte Prokop erstaunt.

„Haben Sie denn nie daran gedacht, daß eines Tages Sie den Namen und Stand Ihres Vaters erfahren könnten, und daß derselbe ein bedeutender Mann sein könnte? Vielleicht war Ihre Mutter das Opfer einer noblen Passion, — wer weiß, wessen Kind Sie sind."

Prokop schwieg, denselben Gedanken hatte ja schon Laura Persini in ihm angeregt, allein es war ihm unmöglich, seine Mutter, das Ideal seines Lebens mit dem Gedanken der Schmach und Entehrung in Verbindung zu bringen, und so klang es beinahe wie eine Bitterkeit, als er dem Capitän antwortete:

„Ich weiß nicht, wie ich mir ihre Worte deuten soll, Herr Capitän, doch scheint es fast, nach Ihrer Ueberraschung, bei Nennung meines Namens, daß Sie von meiner Familie mehr wissen, als ich selbst. Wenn dem so ist, so beschwöre ich Sie, mir zu sagen — —"

„Geduld! Geduld!" fiel ihm der Capitän in's Wort, „das geht nicht so schnell, als Sie glauben. Es können wichtige Interessen ins Spiel kommen, die eine allsogleiche Aufklärung über diesen Gegenstand zur Unmöglichkeit machen. Wo wohnen Sie?"

„In der Rue Michaudière, Nr. 27, im dritten Stock.“

„Nun, da sind Sie ja beinahe zu Hause, und ich verlasse Sie jetzt, da in diesem volkreichen Stadttheile wohl kaum ein neues Attentat auf Ihre Person gemacht werden dürfte. Adieu, junger Mann, ich hoffe Sie bald wieder zu sehen, und mit Ihnen ausführlicher über den Gegenstand sprechen zu können, der uns beide sehr nahe angeht. Wann sind Sie zu Hause?“

„Sonntags gewiß, bis 11 Uhr Morgens.“

„Unter der Woche nicht?“

„Nein, da arbeite ich in der Werkstatt.“

„Ah so! da fällt mir ein, daß ich nicht einmal gefragt habe, was Sie für ein Geschäft treiben?“

„Ich bin Tischler und arbeite bei Herrn Grancourt, Rue Vongirard 77.“

„Schön! schön! meine Wohnung sollen Sie später erfahren, gute Nacht.“

Während der junge Mann durch die Pyramiden-Straße aufwärts ging, schritt der Capitän durch die Rue Rivoli gedankenvoll dem Concorde-Platze zu.

„Meine Wohnung soll er später erfahren,“ murmelte er vor sich hin, „das heißt, wenn ich wieder eine Wohnung habe, die so anständig ist, daß man einen so vornehmen Herrn darin empfangen kann, wie Herrn Prokop Hlaby, den rechtmäßigen Sohn und Erben des Grafen Henri d'Aubusson-Ardaigne. — Wer hätte das gedacht? — Muß mir der Zufall gerade den Mann in die Arme schleudern, den ich am nothwendigsten brauche. — Ei, mein verehrter Gönner und Protektor, gegenwärtiger Graf d'Aubusson Ardaigne, Du hast mich schnöde behandelt, hast mich abgelohnt, wie einen Hausknecht, hast mich Noth leiden lassen, während Du im Genusse

der Güter schwelgst, die Du nur meiner Hand verdankst, welche den Erben, der Dir im Wege stand, im Hirschgraben zu Prag niederschoß. Wie wirst Du dreinschauen, wenn Du auf einmal erfährst, daß Du nicht der rechtmäßige Besitzer all Deiner Herrlichkeiten bist, sondern daß sie einem Anderen rechtmäßig gebühren, einem armen Tischlergesellen, der vielleicht in einem Monat mit Schweiß und Arbeit soviel verdient, als Du im Quartier Breda beim Landsquenet auf eine Karte setzest? Zuerst will ich den jungen Mann näher kennen lernen, ihn prüfen und entspricht er meinen Planen, so soll er seine Erbschaft antreten. Wo nicht, so soll wenigstens der gegenwärtige Graf mein Schweigen theuer genug bezahlen. Uebrigens wär's mir fast lieb, wenn der junge Mann so wäre wie ich ihn brauche, denn 's gibt Stunden, wo der Erschossene vor mir steht, und die Hand drohend gegen mich hebt, als wollte er sagen, daß das vergossene Blut um Rache schreit! Prr! je älter ich werde, desto öfter kommen diese Gedanken."

Der Capitän schüttelte sich, als wenn er mit Eiswasser übergossen worden wäre, dann ermannte er sich aber, brummte einen Fluch und schritt durch die Alleen der Champs Elysées seiner Wohnung zu, die sich in der Nähe der Barrière de l'Etoile befand.

Inzwischen wälzte sich unser Held, Prokop Hlaby, das Grafenkind, in seiner Wohnung in der Rue Michaudière schlaflos im Bette herum. Der Ideengang, auf den ihn die räthselhaften Worte des Capitäns gebracht hatten, ließ ihn keinen Schlummer finden. Er zermarterte sein Gehirn, um aus seiner frühesten Jugend irgend eine Erinnernng zu finden, die sich mit den Andeutungen des Polen in Verbindung bringen ließe. Vergebens! Die arme Mutter

hatte aus Furcht unmögliche Wünsche, nie zu befriedigende Hoffnungen in der Brust ihres Kindes zu wecken, mit nimmer müder Sorgfalt Alles beseitigt, was auf Prokops Geburt Bezug hatte. Endlich fiel dem schlaflos Grübelnden ein, daß er von seiner Mutter Hand einen Brief an Meister Nowotny mitgebracht habe, und er beschloß nach Wien zu schreiben, um zu fragen, ob dieser Brief noch vorhanden, oder wenigstens, ob Meister Johannes Nowotny nicht etwas über seine Herkunft und seine Mutter wisse.

Und wie ein glücklicher Gedanke niemals allein kommt, so rief plötzlich Prokop erstaunt aus:

„Ha! jetzt hab ich's. Jetzt weiß ich auch wo ich den Namen Stavinsky zum ersten Mal gehört habe. Es war auf der Redoute zu Wien, wo ich die kennen gelernt, die ich nicht vergessen kann. Der Capitän sprach damals mit jener Dame im grauen Domino, von der ich mir später einbildete, sie sei Leoniens Begleiterin gewesen. Der Capitän und die Dame redeten von einem Plane gegen einen Grafen. Sollte dieser Graf Leoniens Vater sein? Welche Intriguen! o mein Gott! Am Ende werde ich auch noch hineingezogen. Es scheint, daß der Capitän in viele Geheimnisse eingeweiht ist. — Ja, ja, — ich täusche mich nicht, — und je mehr ich nachdenke, desto mehr bin ich überzeugt, daß der Stavinsky von der Redoute zu Wien und der Capitän, mein Retter, ein und dieselbe Person sind."

So grübelte das Grafenkind schlummerlos, bis das Morgenroth durchs Fenster schimmerte.

Sechstes Kapitel.

Das Hotel d'Aubusson-Ardaigne.

In der Rue Helder, ganz nahe dem Boulevard, befand sich das eben so prachtvolle als geschmackvolle Hotel des Grafen d'Aubusson Ardaigne.

Alle jene Comforts, welche Reichthum, Geschmack, Luxus und Genußsucht zu bieten vermögen, waren hier auf eine Weise vereinigt, welche nicht blos die Vergnügungs-Sucht sondern auch den ästhetischen Sinn vollkommen zu befriedigen vermochte, und den Beweis lieferte, daß der Besitzer des Hotels Einer von den Wenigen sei, die es verstehen, nicht bloß Geld auszugeben, sondern auch für das ausgegebene Geld zu genießen.

Das Hotel war im Sinne jener Paläste gebaut, welche in Venedig am Canale grande den Besucher entzücken. Jeder Saal, jeder Salon war eine kleine Kunst-Ausstellung, doch hatten diese Gemächer vor denen in Venedig das voraus, daß sie auch mit allen jenen Bequemlichkeiten versehen waren, welche der raffinirte Pariser-Genußmensch zu einem comfortablen Leben für unerläßlich erachtet, während der kunstsinnige Venetianer leichter darüber hinweg geht.

Eines der reizendsten Gemächer des Hotels war das Boudoir der Tochter vom Hause, der lieblichen Leonie und wir bedauern nur, wegen Mangel an Zeit und Raum es nicht mit jener Ausführlichkeit schildern zu dürfen, die es verdient hätte.

Auch der nähern Schilderung der liebreizenden Persönlichkeit der Gräfin wird uns der nachsichtige Leser

überheben, da wir dieselbe bereits in jenem Kapitel geliefert, wo wir sie als die Fee des Märchens von der weißen Rose an der Pforte des Kärthnerthor-Theaters erscheinen und verschwinden sahen, den armen Prokop entzückt, begeistert zurücklassend.

Nur war damals der Gesichts-Ausdruck der herrlichen Jungfrau ein viel heiterer, als in diesem Augenblicke, wo sie allein in ihrem Boudoir die weiße Stirne gedankenvoll in die feine Hand drückte und von Zeit zu Zeit ein paar Zeilen auf das vor ihr liegende, duftige Papier warf, welches ein Brief an eine Freundin in Wien werden sollte, an die schöne Baroneße Ida Warnstein, die mit Leonien in demselben Pensionat erzogen worden war. Da der Romanschreiber die Befugniß hat, sogar über die weißen runden Schultern einer Dame in den von ihr angefangenen Brief zu sehen und nicht einmal eine Indiscretion begeht, wenn er das Gelesene seinen Lesern mittheilt, so wollen wir von diesem Rechte Gebrauch machen und die mit scharfer, fast männlicher Schrift hingeworfenen Zeilen lesen.

„Meine gute Ida!"

„Du bekommst deinen gewöhnlichen Wochen-Bericht, den ich dir so pünktlich einliefere, wie wir es sonst mit unsern Schul-Aufgaben gethan, dießmal um einen ganzen Tag später. — Um einen ganzen Tag! — Welch ein Schreck für meine sanfte Ida! Gewiß meint sie, Chabi der Kanarienvogel sei krank geworden oder Piaf, das Schooßhündchen, habe sich durch übermäßigen Genuß von Zuckerbrot eine Indigestion zugezogen, oder die arme Leonie — (ich setze mich in angeborner Bescheidenheit zuletzt,) habe sich bei irgend einem Bal champêtre einen jener unverantwortlichen häßlichen Schnupfen geholt,

welche die zarteste griechische Nase in eine sanft geröthete Gurke verwandeln, und der Stimme den anmuthigen Klang einer verstimmten Polichinell-Trompete verleihen! — Nichts von alledem, meine süße Freundin! — Chabi ist wohlauf und singt sein „Partant pour la Syrie“ mit der Ausdauer eines offiziellen Journalisten, der nach einem Orden kokettirt. — Piaf zerrt zu meinen Füßen mit dumpfem Knurren mein Sacktuch hin und wieder und gibt sich alle Mühe, die gestickte Grafenkrone in demselben zu zerreißen, — und doch hab' ich diesen Piaf gefüttert, warum diese Wuth gegen unser Wappen? — eine rechte Pöbel-Seele dieser Piaf, ich hätte ihn längst weggegeben, wenn er nicht ein Geschenk unsrer armen Irene wäre, die den alten Herrn von Gablanowich heirathen mußte, während ihr Herz an dem jungen Husaren-Lieutenant hing. — Aber Herr von Gablanowich war reich, sehr reich, so eine Art von Vice-Monte Christo, — und Irenens Vater bestand auf der segenlosen Verbindung. Ach die Väter! die Väter!

„Nach diesem langen Eingange bin ich endlich dort angelangt, — wohin ich wollte, bei meinem Vater. Du weißt, mein Vater wurde sonst in unserm vertrauten Briefwechsel gerade so wie der Deinige mit der stereotypen Phrase abgespeist: „cher papa befindet sich wohl.“ Dießmal tritt aber cher papa in den Vordergrund und beginnt eine Rolle zu spielen, wie Irenens Vater gegen Herrn von Gablanowich, nur wirst Du Dir leicht denken können, daß es eben nicht das Geld ist, welches ihm als Soufleur dient, sondern daß andere Gründe vorhanden sind, welche — — —

„Diese Gedankenstriche bedeuten, daß ich wieder einmal meinem Ideen-Gange Sprünge erlaubt habe, wie

sie meine sanfte, praktische, an's Regelrechte gewöhnte Ida eben nur mir verzeihen kann, da sie mich und meinen Charakter kennt. Um aber meinen Fehler wieder gut zu machen, will ich Dir Alles mit der glatten Breite und der behäbigen Wortverschwendung eines offiziellen Moniteur-Artikels berichten. Höre und staune.

„Am letzten Donnerstag war jour fixe bei der Herzogin von Abrantes; eingehüllt in eine Lawine im Faubourg Saint-Germain um die Zahl derer zu vermehren, welche sich in den Prunkgemächern dieser Dame langweilen. Cher papa war diesen Abend liebenswürdiger als gewöhnlich, — es wurde mir eine Zahl von Herren vorgestellt, die mir abermals bewiesen, daß man der Crême angehören und sehr fades, langweiliges Zeug schwatzen kann, endlich präsentirte mir cher papa einen Herrn mit den Worten: „Mein Freund, Herr von Argenteuil, Geheim-Sekretär des Kriegsministers." — Es war vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, daß mein Vater einen Freund mir mit Anführung seines Titels vorstellte.

„Dieß fiel mir auf, — ich besah mir den Geheimen näher und fand, daß er so aussah, wie die halbe Männerwelt, wenn sie das nivellirende Alter von vierzig erreicht hat. Jugendlich sein wollendes Gesicht, feine Fältchen an den Augenwinkeln, mittlere Taille mit einer Anlage zum Dickwerden, saucebraunes Haar und dito Augen. Soviel au phisique, quant a moral, so kann ich Dich versichern, daß Herr von Argenteuil um ein Erkleckliches geistreicher ist als die Mehrzahl der jungen Herren, die uns im Salon umkreisen und die nur deßhalb so viel Ess-Bouquet an ihre Person verschwenden,

um den Stallgeruch und den Cigarren-Parfum zu übertünchen, der von ihren nichtssagenden Persönlichkeiten unzertrennlich ist. Herr von Argenteuil entwickelte sogar, während ich eine Quadrille mit ihm tanzte, und als ich an seinem Arme zu meinem Vater zurückkehrte, — Gedanken, und es ist heut zu Tage schon sehr viel, wenn ein Mann Gedanken hat.

„Ich war freimüthig genug dieses mein Urtheil unumwunden auszusprechen, als mich beim Nachhausefahren cher papa fragte, wie mir Herr von Argenteuil gefallen habe. Papa schien sehr erfreut zu sein, daß der Geheime keinen ungünstigen Eindruck auf mich gemacht habe und rückte endlich mit der Erklärung heraus, daß er Herrn von Argenteuil zu meinen Gemal bestimmt habe, vorausgesetzt, daß ich mit dieser Wahl einverstanden sein würde, denn er kenne meinen Charakter zu gut, um nicht zu wissen, daß ich mich zu einer mir widerwärtigen Verbindung nie zwingen lassen würde, und er würde nach drei Tagen wieder bei mir anfragen, um meine Antwort, wenn ich dieselbe gut überlegt haben würde, zu erfahren und Herrn von Argenteuil die Hoffnung geben zu dürfen, daß er bald der Glücklichste aller Sterblichen sein würde. Ja, Ida mein! — selbst mein sonst so gedankenreicher Papa gebrauchte diese abgenützte Redensart, Du magst daraus entnehmen, wie verlegen cher papa bei diesen Eröffnungen war. Papa braucht Herrn von Argenteuil. Wozu? das weiß ich noch nicht.

„Und so habe ich mir's denn überlegt, der dritte Tag geht heute zu Ende und ich will Frau von Argenteuil werden, Marquise von Saint-Dètrand, Besitzerin der Güter Crèvecourt, Martissai u. s. w. Du fährst entsetzt in die Höhe, arme Ida, Du meinst, ich habe meine Wahl

übereilt, Herr von Argenteuil sei für mich zu alt, ich würde unglücklich werden! — Wer weiß! Höre mich gut an, Ida lieb, — und merke, was ich Dir sage.

„Trotz der mütterlichen Fürsicht, welche die würdige Frau d'Armand, unsere Erzieherin, darauf verwendete, uns das „Gift der Romane" zu entziehen, wie sie es nannte, haben wir doch in nächtlich verschwiegenem Kämmerlein, bei virtuos stipitzten Lichtstümpfchen unseren Sue und Dumas, unseren Henri de Kock und Foudras und Montepin so fleißig gelesen, wie nie unsre Schulbücher. Man schmäht und lästert die Romane und sagt, sie verderben die Jugend. — Das ist gelinde gesagt ein Unsinn! — Die Jugend wird auch ohne Romane verdorben, wenn sie den Keim zur Verdorbenheit in sich trägt. Sind wir zwei etwa verderbt? — Nein, wir sind — unter vier Augen darf ich's sagen, — gut und brav und edel. — Die Romane haben das Gute, daß sie dem jungen Herzen die Gefahren des Lebens zeigen und daß der junge Verstand die Abgründe unserer sozialen Verhältnisse kennt, wenn die Phantasie endlich aufhört, am Lesen der Romane Geschmack zu finden, und wenn das junge Herz anfängt selbst Romane zu spielen.

„So haben uns die Herren Romanciers ein zwar nicht besonders schönes, jedenfalls aber ziemlich getreues Bild der jungen Pariser Welt entworfen, jener jennesse dorée, welche aufgewachsen in der Verläugnung alles Guten, Schönen und Heiligen nur Geschmack findet an den zügellosesten Ausschweifungen, welche in ihrer Blasirtheit Frauen und Mädchen verführt, nicht etwa aus Sinnenlust, denn dazu sind ihre Nerven zu abgestumpft, — sondern blos, um „im Club" mit einem neuen Opfer prahlen zu können. — Ich habe sie jetzt in der Nähe

gesehen, diese Arthurs und Henris — und ich finde, daß die Porträts, die wir in Sue und Montepin fanden, eher zu blaß als zu grell sind. Ich habe sie in der Nähe gesehen, diese jungen Greise, die ihre Ehre jeden Augenblick mit einem Degenstoß oder einem Pistolenschuß zu vertheidigen bereit sind, während sie sich doch die Entehrung der honettesten Familien zur Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht zu haben scheinen, und die, wenn sie endlich physisch, moralisch und pekuniär zu Grunde gerichtet sind, durch die Heirat mit einer reichen Erbin sich die Möglichkeit erkaufen ihr Schandleben noch länger fortzusetzen, während die arme vereinsamte Frau, die den Gemal stets mit zwei, drei Loretten theilt, das hohe Glück genießt, die Krankenwärterin von Monsieur machen zu dürfen.

„Nein, meine gute Ida, — Ihr in Eurem soliden, gutmüthigen, spießbürgerlichen Wien habt keinen Begriff von dem, was hier, in der Centrale der Bildung vorgeht, und darum kannst Du's vielleicht auch nicht begreifen warum ich Herr von Argenteuil heiraten will, einen Mann, der zwar nicht den Ansprüchen eines romantischen Herzens, wohl aber denen eines praktischen Verstandes genügen kann. Herrn von Argenteuil scheint die Zeit der Debauches hinter sich zu haben, er wird ein aufmerksamer Ehemann werden, und mit dem müssen wir armen Geschöpfe uns heut zu Tage begnügen.

„Der Roman meines Lebens ist also ausgespielt. Er war sehr kurz, — zum Glück hat mir Mama Natur eine tüchtige Dosis guter Laune bescheert, so daß ich mir nicht viel daraus mache, beim letzten Kapitel angelangt zu sein. Hab' ich doch nie geliebt, — es müßte nur jenes Gefühl Liebe sein, was mich manchesmal wehmüthig

sehnsüchtig überkommt, wenn ich an den jungen Mann zurückdenke, mit dem ich ein paar Stunden auf der Redoute zubrachte, die ich ohne Wissen meines Vaters besuchte. Weiß Gott, wie es kommt, aber manchmal steht das Bild des jungen Mannes, den ich Dir ohnehin schon ein paar Mal getreu schilderte, so lebhaft vor mir, daß ich meine, jetzt und jetzt müsse sich die Thüre öffnen, und der Gegenstand meiner Sehnsucht eintreten. Er hatte die barocke Idee, sich auf jener Redoute für einen Tischlergesellen auszugeben, und mich für eine Schauspielerin zu halten. Wer mag er sein? — Ob er wohl noch die weiße Rose hat, die ich ihm zugeworfen?"

„Da haben wir's, da hat sich nun die künftige Marquise in einen See von Romantik gestürzt, aus dem sie kaum herauskommen würde, wenn sich nicht in diesem Augenblicke die Stimme von cher papa vernehmen ließe, der im Vorzimmer mit Bertrand dem Bedienten, ein Gespräch beginnt, dessen Gegenstand wahrscheinlich ich bin. Aha! richtig! Papa erkundigt sich, wie ich aufgelegt bin. — Er will sich seine Antwort holen. Schön, ich bin bereit. Leb wohl, mein kleines, blondes Engelchen, — grüße mir unser liebes Wien, und schwärme mir nicht zu viel für Ander, Du Emthusiastin! Adieu, — Papa klopft. Leonie."

Besser als durch jede Schilderung dürfte der Leser aus diesem Briefe den seltsamen Charakter des schönen Mädchens erkannt haben, das in diesem Augenblicke mit dem reizendsten Lächeln den Grafen begrüßte, der mit einem Etui in der Hand eintrat.

Der Graf d'Aubusson-Ardaigne, den wir vor mehr als zwanzig Jahren, als Vicomte von Bretailles in Prag

kennen gelernt haben, hatte sich in dieser Zeit nicht merklich verändert, sein Teint war etwas gelber, sein Haar an den Spitzen ein wenig grau geworden. Sonst bot er noch immer die Erscheinung eines stattlichen Mannes von vollendeter, artistokratischer Tournure, und wenn es wahr ist, daß das Gewissen, jener Wurm der immer fortnagt, dem Verbrecher keine Ruhe gönnt, so mußte der Graf seine Unruhe sehr gut zu verbergen wissen.

„Guten Tag, Leonie," sprach er, seine Tochter auf die Stirne küssend.

„Guten Tag, Papachen," versetzte die junge Gräfin.

„Sieh, was ich Dir gebracht habe."

Er legte das Etui in die Hand seiner Tochter, welche es öffnete und die darin funkelnden Brillant-Ohr-Ringe ziemlich gleichgiltig betrachtete.

„Nun, ist das nicht hübsch?" fragte er.

„Ja, recht niedlich und neuester Geschmack."

„Es scheint Dir aber nicht sonderlich zu gefallen."

„O doch Papa," antwortete Leonie, indem sie das Etui schloß und auf ein Tabouret neben sich legte, „allein ich habe dergleichen ohnehin mehr als genug, — und dann verstimmt es mich, daß Du für nöthig hältst, mir solch ein joujou mitzubringen, da Du kommst, um Dir meine Antwort zu holen, gerade so wie man einem Kinde Naschwerk verspricht, um es zum Lernen anzuhalten. Ich bin kein Kind, Papa, und wenn ich mir vorgenommen hätte „Nein" zu sagen, so würde ich Deiner Brillanten wegen, gewiß nicht Ja sagen."

Der Graf war ein Bischen aus der Fassung gekommen, doch schnell einleitend schlug er denselben Weg der Freimüthigkeit ein, den Leonie betreten, und erwiderte:

„Du hast Recht. Es war gefehlt von mir, groß

gefehlt, daß ich mit dem gewöhnlichen Maßstabe maß, da ich doch längst weiß, daß meine Leonie an Geist und Verstand die gewöhnliche Frauenwelt weit überragt —"

„O! nun schmeichelst Du gar!"

„Nein." — Ich will nur meinen Fehler bekennen, und ihn dadurch wieder gut machen, daß ich ohne weitere Umschweife auf das Ziel meines Hierseins losgehe, und offen und ehrlich frage: Welche Hoffnung hat Herr von Argenteuil?"

„Zuvor eine Frage meinerseits."

„Sprich mein Kind."

„Ist Herr von Argenteuil wirklich Dein Freund?"

Der Graf stutzte.

„Ja doch," sagte er. „Doch wozu diese Frage?"

„Ich meine, cher papa, daß Sie beim Kriegsministerium irgend einen Plan verfolgen, irgend etwas erreichen wollen, gleichviel ob einen Orden oder eine Stelle, — einen Posten als Gesandter oder so was dergleichen."

Der Graf lächelte.

„Meine Leonie ist eine viel zu gute Beobachterin," sprach er, „als daß ich einen Versuch machen sollte, ihr länger zu verbergen, daß sie Recht hat."

„Und kann Ihnen Herr von Argenteuil bei Erreichung dieses Zweckes nützen?"

„Viel, sehr viel, — ich darf wohl sagen Alles hängt von ihm ab."

„Und wird er das thun, was Sie wünschen, sobald ich ihm meine Hand reiche?"

„Gewiß, ganz gewiß."

„Nun denn," sagte Leonie ernst, indem sie aufstand, und ihre Hand in die ihres Vaters legte, „so verfügen

Sie denn über diese Hand zu Gunsten des Herrn von Argenteuil — ich will die Gattin des Mannes werden, den Sie mir bestimmt haben."

Der Graf d'Aubusson drückte sie entzückt ans Herz, „Leonie! süßes theures Kind!" jubelte er, „Du weißt nicht, welche Freude Du mir machst! Ich stehe am Ziel aller meiner Wünsche. Wer kann jetzt gegen mich auftreten."

„Der Capitän Stavinsky!" meldete Bertrand, der Kammerdiener.

Siebentes Kapitel.

Zwei alte Freunde.

Als der Kammerdiener Bertrand auf so plötzliche und unerwartete Weise den Capitän Stavinsky meldete, fuhr der Graf empor, als ob ihn eine Natter gestochen hätte, biß sich heftig in die Lippen und schleuderte dem Anmeldenden einen zornigen Blick zu.

„Sie scheinen zu vergessen," sagte er zu dem Kammerdiener, „welche Aufträge ich Ihnen in Betreff dieses Polen gegeben habe, der nichts weiter ist als ein Landläufer, ein zudringlicher Schuldenmacher, den ich in den Tagen unsres Asyls zu Prag kennen gelernt, und der unsre damalige Bekanntschaft ausbeutet, um mich bei jeder Gelegenheit zu brandschatzen. Mir wurde die Schwindelei endlich zu arg und darum befahl ich Ihnen, dem Capitän, so oft er vorsprechen würde, die Thüre zu weisen. Es scheint, daß ich nicht die nöthige Strenge besitze, um meinen Befehlen die nachdrückliche Geltung zu verschaffen."

„Gnädiger Herr," erwiderte der Kammerdiener, „ich weiß nur zu gut, was meines Amtes ist, allein der Capitän, der von Kopf bis zu den Füßen neu gekleidet ist, überraschte durch sein gentlemanartiges Aussehen wahrscheinlich den Portier, daß er ihn passiren ließ; mir kam er eben so plötzlich auf den Hals, und als ich ihm meine Consigne mit trockenen Worten sagen wollte, übertäubte er mich mit einem Wortschwalle des Inhalts, daß er den Herrn Grafen sprechen müsse, es handelt sich um Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit, um die Ehre und Stellung des Herrn Grafen, vielleicht um sein Leben" —

„O mein Gott!" rief Leonie.

„Eine gewöhnliche Gascognade dieses Herrn; beruhige Dich mein Kind" sprach der Graf, obwohl ein aufmerksamer Beobachter hätte merken können, daß er ein wenig die Farbe wechselte.

„Und da glaubte ich," fuhr Bertrand fort, „den Befehlen des Herrn Grafen ungehorsam werden zu müssen, und meldete den Herrn Capitän, in der Ueberzeugung, daß Ew. Gnaden" —

„Schon gut! führen Sie den Herrn Capitän in mein Arbeitskabinet, und ersuchen Sie ihn, dort einige Augenblicke auf mich zu warten."

„Ganz wohl, Herr Graf," erwiderte der Kammerdiener und ging.

„Dieser Zwischenfall," fuhr der Graf fort, „hinderte mich, Dir meinen Dank auf's wärmste auszusprechen für die Freude, die Du mir durch Erfüllung meines liebsten Wunsches bereitest. Ich thue es also jetzt, mein Kind, und füge noch die Frage hinzu, binnen welcher Zeit Du Frau von Argenteuil zu werden gesonnen bist."

Sonderbar! So lange diese Verbindung für Leonien in unbestimmte Ferne gerückt war, hatte sie nichts Unangenehmes für den entschlossenen Charakter des Mädchens, allein in dem Augenblicke, wo sie mit Bestimmtheit den Tag angeben sollte, der sie zum Altar führen würde, fühlte sie ein unheimliches, fröstelndes Grauen über ihren Nacken schleichen und ihre Stimme zitterte beinahe, als sie antwortete:

„Ich will die Wintersaison noch als Comtesse d'Aubusson verleben, — die Freuden des Carnevals in Paris sind zu interessant für ein junges Mädchen, welches dieselben zum ersten Male genießt, und es müßte ein sehr interessanter Gemal sein, dem zu liebe man diese Freuden aufgeben könnte, um die Flitterwochen in Genua oder Neapel zuzubringen. Und Du wirst doch zugeben, cher papa, daß Herr von Argenteuil nicht interessant genug ist, um ein solches Opfer zu verdienen."

Der Graf schien zwar nicht besonders erbaut von der Art und Weise, wie Leonie über ihren künftigen Gemal sich äußerte, doch verneigte er sich zum Zeichen seiner Zustimmung und antwortete:

„Das heißt mit andern Worten, Du wünschest, daß die Heirat im Frühjahr des nächsten Jahres vollzogen werde?"

„So ist's; außerdem hätte ich noch einen Wunsch."

„Sprich mein Kind."

„Dieses Hotel ist mir lieb geworden, es heimelt mich an. Seine Einrichtungen sagen meinem Geschmacke zu. Wenn Herr von Argenteuil so galant wäre, wenigstens für das erste Halbjahr unserer Ehe hierher zu ziehen, so würde er mich außerordentlich verbinden, um so mehr, da ich dadurch um sechs Monate länger das Glück genöße, mit cher papa unter einem Dache zu wohnen."

„Mein gutes, gutes Kind!“ rief der Graf gerührt, „wie ich Herrn von Argenteuil kenne, weiß ich gewiß, daß er Deinen Wunsch wie einen Befehl betrachten wird. Ich meinerseits will Euch die ganze Vorderfronte des Hotels d'Aubusson überlassen, so daß Du nicht einmal nothwendig haben sollst, Deine Zimmer zu verändern. Ich selbst will den zweiten Trakt mit der Aussicht in den Garten beziehen; — er sieht freilich ein Bischen verwahrlost aus, aber ich will noch heute mit meinem Intendanten sprechen, daß er die nöthigen Arbeitsleute kommen läßt, — und mit Gold kann man in Paris binnen sechs Wochen viel herstellen.

„Schön Dank, Papa, für Deine Güte.“

„Doch nun mein Kind verlasse ich Dich, — ich habe den Capitän lange genug warten lassen. Adieu.“

Der Graf ging, Leonie blieb gedankenvoll allein. Sie klingelte, ihre Kammerfrau, die mehr die Rolle einer Freundin zu spielen schien, trat ein. Wenn sich unsere Leser noch an die Magd Sabine Straschenko erinnern, die in dem Complote gegen Henri d'Aubusson und die unglückliche Marie Hlaby eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte, so werden sie in der Kammerfrau dieselbe Person wieder finden. — Wie war sie in diese Stellung gekommen? — Der Capitän hatte, angefangen von seiner Flucht nach Sachsen, mit Borowsky correspondirt, — der Vicomte von Bretailles hatte die Helfershelferin nie gesehen, und als er in Prag heiratete und seine Gemalin einer Amme bedurfte, da empfahl der Capitän die Straschenko dazu, deren Kind eben gestorben war. Der Vicomte, oder vielmehr der neue Graf, ahnte nicht, daß er als Amme seines Kindes eine Person in's Haus genommen, welche in gewisse, unheimliche Mysterien wenigstens

zum Theile eingeweiht war, und Sabine Straschenko wußte sich mit der den Slaven eigenthümlichen Schmiegsamkeit dergestalt bei der Gräfin, besonders aber bei der kleinen Leonie beliebt zu machen, daß selbst dann, als das Kind zum Mädchen heranwuchs, von einer Entfernung der ergebenen Dienerin keine Rede war, so zwar, daß nach dem Tode von Leoniens Mutter die Amme nach und nach in das Verhältniß einer Gesellschafts-Dame, einer Vertrauten vorrückte, vor welcher die junge Dame kein Geheimniß hatte. Der Graf hatte keine Ahnung davon, daß Sabine mit dem Capitän in geheimer Verbindung stand, und daß er durch sie Alles erfuhr, was im Hotel d'Aubusson vorging.

„Denk Dir, Sabine, was es Neues gibt?" rief ihr Leonie halb ernst, halb lachend entgegen.

Die Böhmin sah sie fragend an.

„Ich heirathe!" rief Leonie, immer im selben Tone.

„Ah!"

„Und wen glaubst Du?"

Sabine Straschenko zuckte die Achseln.

„Den Herrn von Argenteuil," fuhr die Comtesse fort, „und Du wirst in Zukunft Frau Marquise zu mir sagen müssen. Denn binnen sechs Monaten sind wir Mann und Frau."

„Ich sage meinen unterthänigsten Glückwunsch," rief die Böhmin, „möge mein Herzblatt alle Freuden des Himmels finden, — mein süßes Kind verdient es!"

So süß diese Worte klangen, die ihr als Amme Leoniens auch vom Herzen gingen, da sie Leonie liebte, so konnte sie sich doch nicht enthalten zwischen den Zähnen zu murmeln:

„Ich muß doch erst anfragen, was der Capitän zu dieser Heirat sagt, — umsonst ist er nicht in's Haus gekommen?"

Während dem hatte sich's der genannte Herr Capitän im Arbeitszimmer des Grafen, wohin ihn Bertrand, der Kammerdiener, geführt, nach seiner Weise bequem gemacht, das heißt er hatte zuerst die elegante Einrichtung des Gemaches mit wohlgefälligem Kennerauge bewundert, war dann zum Schreibtisch getreten und hatte ein paar offen liegende Briefe mit der Seelenruhe eines Menschen, dem kein Mittel zu schlecht ist, bis zur Unterschrift durchgeflogen, — dann aber nahm er aus einem prachtvoll ciselirten Kästchen eine von des Grafen echten Havannahs, zündete sie an, warf sich in einen weichen Fauteuil, und die Füsse behaglich kreuzend, begann er blaue Wölkchen von sich zu stoßen, die das Kabinet bald mit ihrem feinen penetranten Dufte erfüllten.

In dieser Atmosphäre fand ihn der Graf d'Aubusson Ardaigne, der mit einem raschen Blicke nicht nur die gentile Veränderung in des Capitäns Kleidung erkannte, wovon Bertrand gesprochen, sondern auch aus Stavinsky's Haltung und aus der brennenden Cigarre sich soviel entnahm, daß irgend etwas vorgefallen sein müsse, was dem Polen solche Sicherheit im Auftreten verlieh.

„Sie haben sich's bequem gemacht, wie ich sehe, Herr Capitän," sprach er mit schlecht verhehlter Verachtung in Blick und Geberde.

„Ja, lieber Graf," antwortete Stavinsky mit großer Seelenruhe, ohne daß ihm jedoch die Gereiztheit des Grafen entgangen wäre, „Sie ließen mich etwas lange warten, und da dachte ich denn, man macht keine Umstände unter Freunden" —

„Unter Freunden?“ wiederholte der Graf mit tiefster Verachtung.

„Ja doch, ja doch, lieber Graf, — sind wir nicht zwei alte Freunde?“

„Freunde? wir?

„Oder wenn Sie lieber wollen Mitschuldige.“

„Ich will mich nicht Ihnen gegenüber auf derartiges Wortgeplänkel einlassen,“ sprach der Graf, „wollen Sie mir rasch und kurz sagen, was Sie zu mir führt.“

Der Graf war bis jetzt stehen geblieben, während der Pole seine behagliche Stellung im Fauteuil nicht einen Augenblick aufgegeben hatte. Letzterer deutete mit einer leichten Handbewegung auf eine Causeuse, die seinem Fauteuil gegenüber stand und sprach:

„Wollen Sie sich nicht setzen, lieber Graf?“

„Ich glaube,“ rief d'Aubusson, mehr und mehr erbittert, „daß ich während der kurzen Unterredung, die wir mit einander haben werden, auch stehen bleiben kann.“

„Hm! wie es Ihnen gefällig, lieber Graf, doch denke ich, Sie thäten besser, sich zu setzen, denn gar so kurz wird unsere Unterredung nicht sein.“

„Jedenfalls wird dieselbe immer länger, wenn Sie fortwährend zögern, mir das zu sagen, was Sie herführt und Ihnen die Keckheit gibt, an meinen Dienstleuten trotz meiner Befehle sich vorüber zu drängen. Also zur Sache, — heraus mit dem, was Sie wollen.“

Der Capitän Stavinsky legte den Kopf zurück, schloß halb die Augen, that ein paar Züge aus der Cigarre und sagte endlich:

„Ich suche vergebens einen passenden Eingang, um das auszudrücken, was ich Ihnen, lieber Graf, zu sagen habe.“

„Nun so will ich's anstatt Ihrer thun," erwiderte der Graf, „und Sie werden sehen, wie prächtig ich's treffe. Sie haben wieder einmal ein paar tausend Francs Schulden gemacht, sind von ihren Gläubigern gehetzt und gedrängt, und flüchten sich an meine Casse, um sich für eine Gefälligkeit, die ich Ihnen schon dreißigmal gezahlt habe, zum einunddreißigsten Male zahlen zu lassen. Doch Sie irren sich, mein Herr Capitän, meine Casse bleibt Ihnen, wie ich's bereits erklärt habe, verschlossen, — keinen Sou erhalten Sie mehr von mir; ich habe es satt, mich von einem Aventurier Ihres Gelichters wie ein Schwamm auspressen zu lassen."

Der Graf, dessen Augen vor Zorn blitzten, ging ein paar Mal rasch auf und nieder.

Der Capitän wartete, bis er wieder stehen blieb, dann sagte er sehr gelassen:

„Ihr Eingang war sehr schön, sehr dramatisch, — aber es thut mir Leid, lieber Graf, Ihnen sagen zu müssen, daß er durchaus nicht zu dem paßt, was ich Ihnen vorzutragen habe."

Der Graf sah ihn verwundert an.

„Wie?" fragte er, „Sie brauchen kein Geld?"

„Vor der Hand nicht," versetzte der ehrenwerthe Capitän mit großem Phlegma, „wie sollte ich's auch von Ihnen bekommen, wenn sie entschlossen sind, mir keines mehr zu geben, und wenn Sie meinen, daß „die Gefälligkeit," wie Sie's nennen, gezahlt ist. Freilich sind Sie durch diese Gefälligkeit Graf und Besitzer von Millionen geworden, während ich für diese Gefälligkeit den Galgen riskirte."

Der Graf eilte in's Vorzimmer, sah sich nach allen Seiten um und kehrte, nachdem er die Thüre des Vorzimmers abgesperrt, in's Arbeitskabinet zurück.

„Aus den Vorsichtsmaßregeln, die Sie so eben getroffen," fuhr der Pole fort, „entnehme ich, daß es Ihnen denn doch nicht angenehm wäre, wenn die Welt erführe, daß der Herr Graf d'Aubusson Ardaigne zu diesem wohlklingenden Titel nur dadurch gekommen ist, daß er seinen leiblichen Vetter meuchlings ermorden ließ.

Der Graf war sehr blaß geworden.

„Ebenso unangenehm," sagte er, „dürfte es für den Mörder selbst sein."

„Gewiß, — obwohl der Fall denkbar ist, daß dieser Mörder ein verzweifelter Mensch wäre, der aus Rache sich selbst der Guillotine überliefert, um nur seinen Mitschuldigen mit auf's Brett des Fallbeiles zu bringen."

Die Augen des Capitäns blitzten auf eine unheimliche Weise.

„Drohung! lächerliche Drohung! nichts weiter!" sprach der Graf, welcher derartige Unterredungen schon öfter gehabt zu haben schien.

„Sie haben Recht, — wer würde mir glauben, wenn ich jetzt erst reden wollte," versetzte der Capitän, der aus dem affectirten Pathos unheimlicher Drohung wieder in den Ton ironischer Schmeichelei verfiel, „wer würde mir, dem armen landflüchtigen Polen Glauben schenken, wenn ich erzählen wollte, was vor zwanzig Jahren im Hirschgraben zu Prag vorgegangen. Man würde mich für einen Tollhäusler halten, — das Wort des Herrn Grafen würde genügen, alle meine Angaben zu entkräften, ich sehe es ein, was Sie mir schon wiederholt gesagt

haben, daß ich mich nur lächerlich machen würde, — ja, ja, ich sehe es nur zu gut ein."

Er ließ das Haupt sinken, der Graf schöpfte tief Athem.

„Nun also," sagte er, „wozu dann diese peinlichen Erörterungen, deren Schluß ich doch voraussehe. Machen Sie's kurz, Sie wollen Geld? — ich will von meinem Grundsatz abgehen. Wie viel brauchen Sie, es soll mich auf eine Handvoll Napoleons nicht ankommen."

Der Capitän schüttelte den Kopf.

„Sie sind im Irrthum, lieber Graf," sagte er langsam und feierlich, — „ich kann mich unmöglich mit ein paar Dutzend Zwanzigfrankenstücke begnügen, — das was ich heute begehre ist die Abtretung Ihres Grafentitels, sowie Ihrer sämmtlichen unrechtmäßig angeeigneten Güter."

Der Graf trat einen Schritt näher, starrte den Polen verwundert an und brach endlich in ein lautes Lachen aus.

Der Capitän wartete ruhig, bis der Graf ausgelacht hatte, dann sagte er:

„Kommt Ihnen das so amusant vor?"

„Sie sind ein köstlicher alter Spaßvogel!" erwiderte d'Aubusson, „das ernste Gesicht, daß Sie in diesem Augenblicke schneiden, macht Ihnen außer Scholz in Wien Niemand nach."

„Hm! Die Sache ist auch verflucht ernsthaft."

„Wie? Sie wollen mich glauben machen, daß Sie im Ernst an mich das Begehren gestellt haben, ich soll Ihnen meinen Titel und meine Güter abtreten, das heißt Alles, was ich bin und was ich habe, — Ihnen, dem landflüchtigen Fremden —"

„Ah pah! — mir nicht."

„Wem denn?“

„Dem rechtmäßigen Eigenthümer.“

„Der bin ich!“

„Allerdings, so lange nicht ein legitimer Sohn des Grafen Henri d'Aubusson-Ardaigne auftritt, des unglücklichen jungen Mannes, welcher im Hirschgraben zu Prag —“

„Schweigen Sie, ein solcher Sohn existirt nicht.“

„Er existirt.“

Der Graf war dem Anscheine nach gefaßt; denn außer ein paar Schweißtropfen, die über seine blaße Stirne perlten, war in seinem Aeußern keine Veränderung wahrnehmbar. Nur fiel es dem Capitän auf, daß er, der bis dahin stehen geblieben war, sich in die Causeuse warf.

„Ihr Herren Polen,“ sagte der Graf nach einer Pause, sich zu einem Lächeln zwingend, „Ihr Herren Polen seid doch die größten Puff-Macher und Humbug-Fabrikanten von der Welt. Nun fabriziren Sie gar einen legitimen Erben für meinen unglücklichen Vetter Henri, bloß um mir ein paar Goldstücke abzujagen. Lächerlich! sehr lächerlich!“

„Wenn sich der Herr Graf an jene Zeiten zu erinnern belieben, wo wir die seltsame unglücklich endende Affaire im Hirschgraben hatten, so“ —

„Ich habe ein gutes Gedächtniß.“

„— so werden Sie es nicht vergessen haben, daß der unglückliche Graf Henri eine Frau besaß.“

„Eine Maitresse, wollen Sie sagen.“

„Als das galt sie in den Augen der Welt, — während wir es besser wissen, — diese legitime Gattin des Grafen, heimlich aber rechtsgiltig getraut mit dem Grafen Henri, — befand sich zur Zeit der unglücklichen Cata-

strophe in einem Zustande, der sie des Mitleids würdig gemacht hätte, — allein die Verwandten des Grafen stießen die angebliche Maitresse, wie eine Bettlerin aus dem Hause, man setzte es sogar durch, daß sie als Landstreicherin in ihre Heimat, nach Klein-Krasnec abgeschoben wurde, und dort gebar sie einen Knaben"

„Der im Taufregister der Kirche zu Klein-Krasnec als uneheliches Kind der Marie Hlaby eingetragen ist, ohne daß der Name seines Vaters vorkommt, — wenn Sie keinen andern legitimen Erben haben, mein lieber Capitän, dann haben sie sich umsonst bemüht, wer weiß, wo sich dieser Legitime gegenwärtig als Schneidergesell herumtreibt, oder als böhmischer Musikant den Dorf-Sylphiden Polkas vorspielt."

„Sie irren, lieber Graf. Der „Legitime" ist in Paris."

„So?"

So gleichgiltig der Graf dieses „So" herauszustoßen bemüht war, so gelang es ihm doch nicht nach Wunsch und eine leise, unruhige Bewegung des Grafen verrieth dem Capitän, der ein tüchtiger Menschenkenner war, was im Innern seines vis-àvis vorging.

„Ja, er befindet sich in Paris, um seine Erbschaft anzutreten," fuhr der Capitän fort.

„Der Bastard? Man weist ihn durch die Polizei fort."

„Ich habe Ihnen schon einmal angedeutet, lieber Graf, daß nur die Welt ihn für einen Bastard hielt. Wir aber müssen es doch besser wissen, da wir den Trauschein in Händen haben, welcher die legitime Verbindung zwischen Graf Henri d'Aubusson und Maria Hlaby constatirt."

„Sie drücken sich schlecht aus, lieber Capitän, wenn Sie uns immer zusammen nennen, nicht wir haben den Trauschein in Händen, nur ich habe denselben.“

„Ja, ja, — Sie haben ganz Recht, — nicht wir haben den Trauschein, bloß ich habe denselben.

„Sie faseln. Haben Sie vielleicht eine Flasche zu viel getrunken, bevor Sie mir das besondere Vergnügen Ihres Besuches schenkten?“

„Nein, lieber Graf, — ich bin viel zu vorsichtig, um vor einer so wichtigen Unterredung auch nur einen Tropfen zu trinken. So erfahren Sie denn aus meinem Munde, der so nüchtern ist, daß ich jeden Augenblick zur Communion gehen könnte, Nachfolgendes: „Jener Trauschein, welcher den unehelichen Taufschein des Knaben annullirt und seine eheliche Geburt, mithin sein Recht auf die Hinterlassenschaft beweist, befindet sich nicht in Ihren Händen.“

Der Graf sprang auf.

„Gestohlen?“ schrie er, noch bläßer werdend. „Unmöglich! Es müßte kein Schloß mehr halten, keine einbruchsfeste Cassette mehr sicher sein. Warten Sie.“

Und der Graf eilte aus dem Arbeitskabinete in das anstoßende Bibliothek-Zimmer, der Capitän sah ihm lächelnd nach, stand auf, zündete sich eine Cigarre an und hörte während dem, wie der Graf eiserne Thüren öffnete und kreischende Schlösser schnappen ließ. Der Capitän rauchte ruhig weiter.

Endlich kam der Graf zurück mit der Miene des Triumphes.

Er hielt in seiner Hand ein an den Rändern ziemlich vergilbtes Papier, das die Form eines Documentes hatte, und es hoch empor haltend, rief er:

„Ich bin wirklich recht kindisch, daß ich mich von einem Menschen Ihrer Art, den ich seit Jahren als Lügner, Schwindler und vielleicht noch Schlimmeres kenne, zum Narren halten lasse. Was soll nun wieder der Puff, daß Sie behaupten, der Trauschein befinde sich nicht in meinen Händen. Hier ist er.“

Der Capitän zog an seiner Cigarre, das Feuer war ihm ausgegangen.

„Diable!“ sagte er, ich habe mir mit oder vielmehr ohne Ihre Erlaubniß noch eine von diesen köstlichen Regalias genommen. Doch sieh, — das Ding brennt nicht, — hat zu wenig Luft, — ich muß nochmals anzünden. Möchten Sie mir nicht gestatten, mir von dem kostbaren Document, das Sie in Händen haben, ein Stück als Fidibus herabzureißen. Zu etwas Anderm ist's ja doch nicht tauglich, denn — der Trauschein ist falsch.“

Diese Behauptung klang so sonderbar, so unwahrscheinlich, daß der Graf die Tragweite derselben im ersten Augenblicke gar nicht zu erfassen vermochte. Er starrte verdutzt den Polen an und sagte endlich mit einem Gesichte, auf dem Angst und Zweifel kämpften:

„Das ist unmöglich!“

„Es ist, wie ich sage.“

„Beweise!“

„Der beste Beweis wäre wohl der, wenn ich Ihnen den echten Trauschein zeigen würde, der sich in meinen Händen befindet. Allein ich bin ein alter Praktiker und habe gedacht, daß der Mann, der sich nicht besann, seinen Vetter aus dem Weg zu räumen, um sich dessen Erbe zu sichern, zur Erhaltung dieses Erbes allenfalls auch einen unbedeutenden Capitän in's Jenseits befördern könnte, um das kostbare Document an sich zu reißen,

falls der Capitän so unklug wäre, das besagte Document bei sich zu führen."

„Elender!" hauchte der Graf zwischen deu Zähnen; dann sprach er laut:

„Sie sind mir noch den Beweis schuldig, daß der Trauschein hier ein unechter ist."

„Ach ja so! — Hören Sie an, verehrter Herr Graf. Aus ihrem Benehmen gegen mich zur Zeit, als ich Ihnen erst geringe Dienste geleistet, konnte ich als alter Praktiker entnehmen, daß Sie eben so undankbar für geleistete große Dienste sein würden, sobald die Zeiten der großen Dienste vorüber. Das ist so die Art des Lohnes bei großen Herren."

„Ich habe Sie gezahlt, zehnfach gezahlt," rief der Graf mit aufgeworfener Lippe.

„Hm!" machte der Pole, „das, was ich für Sie gethan, läßt sich gar nicht zahlen. Ein Menschenleben, das man vernichtet, fällt schwer in die Wagschale des Lebens. Haben Sie mir auch schon die Nächte gezahlt, wo ich mich schlaflos auf meinem Kissen wälzte, wo ich aus fürchterlichen Träumen mit gesträubtem Haar erwachte, weil ich die Leiche des Ermordeten oder mich mit dem Strick um den Hals gesehen hatte? Zudem war's mit meinem Glück vorbei seit jener Stunde; 'sist, als ob die Hand verflucht wäre, die einen Menschen getödtet hat. Was ich seitdem angegriffen, gleichviel ob's Becher, Würfel, Karte oder eine ehrliche Arbeit war, es mißlang und verunglückte. Sonst war ich einer der thätigsten Agenten der polnischen Insurrections-Comités, jetzt hat man mich überall hinausgestoßen, — denn ich verderbe Alles, und der Fluch heftet sich an Alles, was ich unternehme. Und so bin ich, trotzdem daß Sie mich zehn-

mal gezahlt zu haben glauben, herabgekommen und in Noth, und deßhalb sage ich Ihnen — ein Menschenleben ist nicht zu zahlen, — man erlegt Schußgeld für Hasen, Repphüner und Fasanen, ich habe einen andern Schuß gethan, und das Schußgeld für diesen Schuß können Sie mit Ihren Millionen nicht zahlen.“

Der wehmüthig bittere Ton, mit dem Stavinsky diese Worte sprach, contrastirte seltsam mit dem leichten ironischen Wesen, das er früher zur Schau getragen, — der Graf konnte aber dabei einen Blick in die Seele dieses Mannes thun, der ihm den Weg zeigte, auf dem er gegen den Capitän vorgehen mußte.

„Sie haben Recht,“ sagte er, „von diesem Gesichtspunkte hatte ich die Sache nie aufgefaßt. Sie sollen zufrieden sein mit mir, doch schulden Sie mir noch immer den Beweis von der Unechtheit des Documents, das ich hier in Händen habe.“

„Ach! das ist bald bewiesen. Ihres einstigen Undanks gewiß, wollte ich für die Zeit, wo sich Ihr Undank geltend machen würde, eine Waffe in den Händen haben. Diese Waffe war der Trauschein des Grafen Henri. Ich ließ denselben durch Borowski, einen meiner Collegen auf's Täuschendste nachahmen, übergab Ihnen den gefälschten und behielt den echten Trauschein.“

„Womit beweisen sie diese Behauptung.“

„Borowski treibt seine Fälschereien mit einem gewissen Künstler-Stolz. Er bildet sich auf ein vollendetes Falsifikat so viel ein, als ein Maler auf ein preiswürdiges Gemälde oder ein Dichter auf ein ruhmgekröntes Werk, und dieser Künstler-Stolz verleitet ihn, jedem Falsum, das aus seiner geschickten Hand hervorgeht, eine jedem Laien unsichtbare, nur dem Kenner auffindbare

Chiffre zu geben, nämlich die Buchstaben St. C. B. f. das heißt Stanislaus Casimir Borowski fecit. Wollen Sie die Güte haben, Ihr Document noch einmal zu entfalten und nachzusehen. Dort wo die Unterschrift des würdigen Abbés, der jenes unglückliche Paar getraut hat, in ein vielverschlungenes Manupropria ausläuft, werden Sie in der drittletzten Spirale von unten die Chiffre meines Freundes Borowski zwar in sehr kleiner Form aber mit kalligraphischer Schönheit finden."

Der Graf hatte das Papier rasch entfaltet, und da sein Auge nicht mehr die Frische der Jugend hatte, so mußte er sein Glas zur Hilfe nehmen. Der Pole sah, wie seine Hand zitterte, als er den bezeichneten Punkt suchte. Es war so, wie der Capitän gesagt hatte; die vier verhängnißvollen Buchstaben standen dort. Der Graf fuhr sich mit der linken Hand über die schweißbenetzte Stirne, und ließ die rechte mit dem unheilvollen Documente sinken.

„Glauben Sie mir jetzt, Herr Graf?" fragte der Pole ernst und eindringlich.

„Ja, ich glaube Ihnen, der Trauschein ist falsch," sprach der Graf tonlos, „doch bevor wir weiter reden, gestatten Sie mir, meine Gedanken zu sammeln, meine Ideen zu ordnen. All dieses kommt so rasch, so unerwartet, daß ich momentan außer Stand bin, mich bestimmt darüber zu äußern. Gedulden Sie sich einen Augenblick, Herr Capitän."

„Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Graf," antwortete der Pole, „thun Sie sich nicht den mindesten Zwang an, Sie sind ja zu Hause. Ich habe Zeit und kann warten."

Graf d'Aubusson trat in das anstoßende Gemach; der Capitän benutzte diese Gelegenheit, um abermals eine Havannah zu nehmen, ja wir wollen es sogar gestehen, daß er sich sein ziemlich abgerissenes Cigarren-Etui mit des Grafen ausgezeichnet feinen Regalias vollstopfte. Es gibt schon Leute, die von einem Haufen Gold nie ein Körnchen wegnehmen würden, und die gleichwohl keine Cigarre liegen sehen können, ohne dieselbe einzustecken. Er rauchte dann ruhig fort, und horchte auf die Schritte des Grafen, der im Zimmer nebenan rasch auf und nieder ging, wie ein Mensch, der einen Entschluß zu fassen, und mit sich selbst in's Reine zu kommen sucht.

Endlich kehrte Leoniens Vater in das Arbeitskabinet zurück. Er war wohl sehr blaß aber ruhig und seine Stimme klang fest, als er mit verschränkten Armen vor dem Capitän stehen bleibend diesen fragte:

„Sie sind also im Besitze des echten Trauscheins?"

„Ja, Herr Graf."

„Und seit mehr als zwanzig Jahren besitzen Sie denselben?"

„So ist's."

„Warum haben Sie dieses wichtige Document nicht gegen mich geltend gemacht?"

„Hm! So lange Sie in Oesterreich waren, durfte ich, der Pole, der Revolutionsmann, mich nicht über die Grenze wagen, wo der kaiserliche Adler aufgepflanzt steht. Zudem waren Sie damals noch großmüthig gegen mich und ich hatte keine Ursache gegen Sie aufzutreten. Als aber Ihr Undank gegen mich begann, — da hätte mir der Trauschein doch nichts genützt, denn Marie Hlaby war todt und ihr Kind, das Kind des Grafen Henri war

verschollen, — es ist ein wahres Glück, daß dieser legitime Erbe jetzt wieder zum Vorschein gekommen ist."

„Und wissen Sie auch gewiß," sagte der Graf, „daß es auch derjenige ist, für den Sie ihn halten, oder für den Sie ihn ausgeben?"

„Ich weiß es gewiß. Ihr Herr Neffe sieht dem seligen Grafen Henri so ähnlich, wie ein Ei dem andern, zudem nennt er sich Hlaby nach dem Namen seiner Mutter und besitzt den von der Pfarre Klein-Krasnec ausgestellten Taufschein, in dem er als das uneheliche Kind der Marie Hlaby bezeichnet ist."

„So?" sagte der Graf. „Und wie sind Sie denn zu dem Prätendenten gekommen."

„Die Amnestie, welche der großmüthige Kaiser von Oesterreich in seinen Ländern gegeben, erlaubte mir, mit Beobachtung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln nach Prag zurückzukehren. Dort erfuhr ich vor ungefähr drei Viertel Jahren, was mit Marie Hlaby nach dem Tode Ihres Gatten vorgegangen war; ich begab mich nach Klein-Krasnec, — ein eingesunkener Hügel ohne Kreuz war Alles, was von der einst so schönen Tänzerin geblieben war. Ich hatte Mühe ein oder das andere Individuum aufzufinden, das sich noch an die unglückliche Marie erinnerte, die in Noth und Elend gestorben war."

Der Pole hielt inne, er warf einen fragenden Blick auf den Grafen, um zu sehen, ob diese Erzählung gar keine Wirkung auf ihn hervorbringen würde, — allein ohne die mindeste Rührung zu äußern, rief Leoniens Vater bloß ungeduldig:

„Weiter! weiter!"

„Eben so erzählte man mir," fuhr Stavinsky fort, „daß ihr Sohn nach dem Tode seiner Mutter mit dem Bündel auf dem Rücken, nach Wien gewandert sei, um sich eine Lehre zu suchen."

„Nun und?"

„Der Sohn des Grafen Henri, der Erbe der Aubussons, zu Fuß auf weiter Wanderschaft vielleicht preisgegeben der Willkühr irgend eines tyrannischen Meisters — o es ist zu entsetzlich —"

„Möchten Sie mir nicht den Gefallen thun," fiel ihm der Graf rasch in die Rede," und mich mit Ihren faden, sentimentalen Tiraden verschonen. Männer, wie wir, haben was Gescheidteres zu thun, als à la Rachel zu winseln. Was war's weiter?"

„Ich ging nach Wien!"

„Und dort fanden Sie den Knaben, — d. h. den jungen Mann, denn wenn er wirklich noch lebt, so muß er bereits ein ziemlich großer Bengel sein."

„Nein, ich fand ihn nicht."

„Wie so?"

„Die Andeutungen, die ich in Krasnec bekommen, waren zu unbestimmt, auch mußte ich mich in Wien mit sehr viel Vorsicht bewegen, um nicht mit den Herren von der Polizei in Berührung zu kommen."

„Wo fanden Sie ihn also?"

„Hier in Paris."

„Und wußte er, wer sein Vater war?"

„Nein. Die Mutter scheint ihm jede Aufklärung über seine Geburt entzogen zu haben."

„Natürlich haben Sie ihn gleich aufgeklärt."

„Ach! so unklug war ich nicht."

Der Graf schöpfte tief Athem.

„Der junge Mann weiß also noch nicht, daß er mein Neffe, der Sohn des Grafen Henri d'Aubusson und der rechtmäßige Erbe unsres alten Hauses ist.“

„Er hat keine Ahnung davon.“

Es entstand eine Pause.

Endlich fragte der Graf:

„Und wo ist der Prätendent gegenwärtig?“

„Das ist mein Geheimniß.“

„Und haben Sie ihm gar nichts mitgetheilt, was in dem jungen Manne Pläne und Wünsche hervor rufen könnte?“

„Hm! ich machte wohl Andeutungen, daß allenfalls — vielleicht, — wenn ich nicht irre, — er der Sohn eines bedeutenden Mannes sein könnte. Das mußt ich thun, um ihn an mich zu ziehen. Uebrigens wird der arme Teufel zufrieden sein, wenn“ —

„Er ist also ein armer Teufel?“ fragte der Graf.

Stavinsky sah ein, daß er sich verschnappt hatte und verbesserte sich rasch:

„Ein armer Teufel ist er in so ferne, als er nie seinen Vater gekannt hat. Doch denke ich, wenn ich eines Tages vor ihn hintrete und ihm erkläre, daß sein Vater ein reicher Mann gewesen, der seinem unehlichen Sohn ein Legat von 10—12000 Francs hinterlassen hat, und wenn ich ihm diese Summe baar einhändige und dafür nur verlange, daß er dagegen einen Revers ausstellt, worin er sich jedes weiteren Anspruches auf die Verlassenschaft seines Vaters begibt, wird der junge Mann mit Freuden zugreifen und sich nicht einen Augenblick besinnen das zu thun, was man von ihm verlangt.“

„Nicht schlecht ausgedacht," meinte der Graf, „12000 Francs für einen solchen Revers sind nicht zu viel. Und was kostet denn der Trauschein, den Herr von Stavinsky in Händen hat."

„Hm! das läßt sich nicht so leicht abthun."

„Reden Sie nur. Denn jetzt sind wir ja doch endlich bei dem eigentlichen Zwecke Ihres Hierseins, bei unserem Hauptgeschäfte angelangt. Also fordern Sie."

„Ich bedarf eine Jahresrente von 6000 Francs."

„Das ist ein Bischen viel."

„Fünfhundert Francs monatlich! Mit weniger kann ein anständiger Mensch in Paris nicht leben."

„Gut, mein Banquier wird Ihnen die betreffenden Papiere ausfolgen. So sind wir also in Ordnung?"

„Noch nicht."

„Wie? Sie haben noch eine Forderung?"

„Allerdings. Hören Sie mich an. Sie sind ein Freund des Herrn von Argenteuil?"

Der Graf stutzte. „Ja doch," sprach er.

„Herr von Argenteuil ist Geheim-Sekretär des Kriegsministers und Director des geheimen Archives des genannten Ministeriums."

„Allerdings. Doch was hat das in unserer Angelegenheit zu thun?"

„Sehr viel. Stehen Sie mit Herrn von Argenteuil auf sehr vertrautem Fuße?"

„Gewiß, und ich schmeichle mir, daß unsre Beziehungen bald noch intimer werden dürften."

„Um so besser. Hören Sie mich an. Es befindet sich im geheimen Archive des Kriegsministeriums ein Elaborat, enthaltend den Vertheidigungs-Plan der Stadt Paris gegen einen innern Aufstand, der sich concentrisch

gegen die Tuilerien bewegen würde. Dieses ausgezeichnete Elaborat rührt von Cavaignac her, der es dem Präsidenten des gouvernement provisoire, Herrn Lamartine vorlegte. Die Verbesserungen, die in diesem Plane durch die Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre und durch die Amplification der Rue Rivoli nothwendig geworden, rühren von Saint-Arnaud her. Dieses Elaborat muß ich, wenn auch nur auf einen halben Tag, in Händen haben, suchen Sie dasselbe von Herrn von Argenteuil zu erlangen. An dem Tage, wo ich das Meisterwerk Geoffroy Cavaignacs erhalte, erhalten Sie von mir den Trauschein der unglücklichen Marie Hlaby mit dem Grafen Henri d'Aubusson."

Der Graf war über Stavinsky's Forderung dergestalt überrascht, daß er ihn, keines Wortes mächtig, anstarrte.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte er endlich.

„Sollte ich wirklich nothwendig haben, einem so gewiegten Diplomaten, wie der Herr Graf, noch einmal wiederholen zu müssen, was ich von ihm zu fordern genöthigt bin?"

„Nein, — aber ich kann nur nicht begreifen, zu welchem Zwecke Sie jenes Elaborat verlangen, das von besonderer Wichtigkeit zu sein scheint."

„So ist es auch. Sie werden mich gleich begreifen. Obwohl von der Unmöglichkeit eines Aufstands-Versuchs unter den gegenwärtigen Verhältnissen überzeugt, arbeiten die Führer der Insurrection, die in London, Genua u. s. w. hausen, doch unablässlich an Plänen, nach welchen später einmal, gleichviel wenn, der Aufstand organisirt werden soll. Paris spielt da natürlich die Hauptrolle, und bei

allen derartigen Plänen geht der Angriff immer concentrisch von den Boulevards gegen die Seine hinab. Wenn nun diesen Plänen eine kleine Skizze der Vertheidigungsmittel beigegeben würde, die man einem derartigen Angriffe entgegen zu setzen gesonnen ist, so wäre das erst die eigentliche Vervollkommnung des Systems, — und eine derartige Skizze im Sinne des genannten Planes von Cavaignac zu entwerfen, gehört zu meinen Lieblings-Ideen, — ich hänge mich mit einer wahren Leidenschaft daran."

„Aber was haben Sie denn davon?"

„Je nun, Herr Graf, jeder hat seinen Ehrgeiz, — Sie zum Beispiel suchen trotz Ihrer beneideten Stellung einen Posten im Kriegsministerium, bloß um mit einem Amt und später einmal vielleicht mit einem Orden prunken zu können. Nun sehen Sie, mein Ehrgeiz ist es, unter den Häuptern der Insurrection eine bedeutende Rolle zu spielen. Ich hab's einmal auch gethan, und ich kann sagen, ich gehörte zu den Ersten, allein gegenwärtig hat man uns Polen arg in den Hintergrund gedrängt, seitdem die Herren Italiener das große Wort führen und andererseits habe ich auch, ehrlich gestanden, einige Mißgriffe gemacht, um deren Willen ich, wie bereits erwähnt, von unsern Dirigirenden oder dirigenti, wie sie jetzt heißen, nicht nur von meinem Posten entfernt, sondern auch der Unterstützung beraubt worden bin, die mir sonst aus der Central-Casse zufloß,- wo freilich jetzt sehr wenig Geld vorhanden, da Herr Mazzini zuviel auf seine Narrenstreiche in Italien braucht. — Und nun denken Sie, Herr Graf, welchen Eindruck es machen wird, wenn Capitän Stavinski diesem hochnasigen Volk, das sich einbildet Alles gefressen zu haben, plötzlich jenes Elaborat

— im Auszug natürlich — vorlegt, und sogar auf jede Belohnung dafür verzichtet, da ihn die Pension vom Herrn Grafen d'Aubusson der Mühe überhebt, auf die lumpigen paar Gulden der Central-Casse anzustehen?"

Der Graf betrachtete schweigend diesen sonderbaren Mann, in dem Humor und Bitterkeit, Ernst und Laune, politischer Schwindel und geckenhafte Eitelkeit sich mit Genußsucht und gleichzeitig mit der Kunst zu darben, wegwerfende Geldverschwendung mit nie zu stillender Pumpsucht so sonderbar paarte. Wer gewisse Herren Polen kennen gelernt hat, wird zugeben, daß dieser Charakter mit all seinen Widersprüchen ein aus dem Leben gegriffener ist.

„Warum sehen Sie mich so seltsam an, Herr Graf?" fragte Stavinsky endlich.

„Weil es mich wundert, wie ein so praktischer Mann wie Sie, so unvorsichtig sein kann."

„Diable! Wie so? Da wäre ich neugierig?"

„Wie denn," sagte der Graf, wenn ich jetzt meine Leute herbeiklingelte und Sie als einen höchst gefährlichen Menschen und Revolutionsmacher dem Gerichte übergebe."

„Hm! Da würde man mich ein paar Wochen, höchstens ein paar Monate einsperren, und nach dieser Zeit wegen Mangel an Beweisen wieder entlassen. Während dieser Zeit würde ein vertrauter Freund den vielbesprochenen Trauschein dem rechtmäßigen Erben der d'Aubusson's übergeben, und der rechtmäßige Erbe würde seine Ansprüche geltend machen. Das wäre ein theurer Spaß für Sie, lieber Graf."

Nun, ich will Ihnen in diesem Punkte Recht geben," erwiderte der Graf, der beinahe ein Lächeln unterdrücken mußte, aber es kommt noch ein Umstand zu bedenken."

„Welcher, wenn ich bitten darf?“

„Gauben Sie,“ deklamirte der Graf, indem er sich in die Brust warf, „daß es mit meinem politischen Glaubensbekenntniß, mit meiner Anhänglichkeit an den Thron der Napoleoniden vereinbar ist, dem gefährlichsten Gegner der bestehenden Regierung ein Elaborat in die Hände zu spielen, welches —“

„Ach gehen Sie doch,“ rief der Pole mit einem höhnischen Lächeln, „spielen Sie mir keine Komödie vor. Dazu sind wir zu alte Freunde. Leute, wie wir, haben gar kein Glaubensbekenntniß, — Sie sind von den Legitimisten zu den Anhängern des Kaisers übergetreten, weil Sie lieber in Paris als in der Verbannung leben, und Sie würden nach Umständen auch Orleanist, Fusionist, weißer Republikaner und Demosoc werden, — und am Ende haben Sie recht. Ubi bene, ibi patria — das alte Studentenverslein paßt auch auf die Politik.“

Der Graf biß sich in die Lippen während Stavinsky fortfuhr:

„Wenn sich übrigens Ihr politisches Gewissen gar so arg rühren sollte, so beruhigen Sie es nur. Es wird nichts geschehen, auch wenn Cavaignacs Plan dem Comité vorliegt. Unsere Führer sind trotz aller Bocksprünge die sie machen, nicht so dumm, ihre Handvoll Anhänger die aus Narren, Dummköpfen und Gecken bestehen, in einem unmöglichen Kampf gegen die Bajonnete und Kartätschen in der Rue Rivoli zu schleudern. — S'ist aus mit dem Rummel, unsere Führer machen nur Revolution im Zimmer, aus Noth, und wenn sich ein großmüthiger Rothschild fände, der diese paar hundert armen Teufel, jeden mit 400 Francs jährlich pensionirte, oder als Mautheinnehmer, Kanalinspektoren u. s. w.

anstellte, so hätte Europa mit einem Schlage die Ruhe wieder, deren Erhaltung jetzt so viele Millionen kostet."

Bei diesen Worten stand der Pole auf, und griff nach seinem Hute.

„Noch ein Wort," sagte der Graf, wenn mir Herr von Argenteuil das Elaborat verweigert?"

„Je nun, das ist eben Ihre Aufgabe," erwiderte der Capitän achselzuckend, „dahin zu wirken, daß Ihnen das Ding nicht verweigert wird. An dem Tage, wo ich Cavaignac's Plan habe, erhalten Sie — parole d'honneur — den Trauschein. Adieu, Herr Graf."

So schieden die zwei alten Freunde von einander.

Als der Capitän mit dem Gefühle des Triumphes langsam die breite Treppe hinab ging, öffnete sich eine Seitenthür, — Sabine Straschenko trat rasch heraus, und flüsterte dem Capitän zu:

„Fräulein Leonie soll Herrn v. Argenteuil heiraten."

„Ah," machte der Capitän überrascht, „um so besser, desto leichter wird der Graf das Document erhalten. Liebe Sabine, diese Heirat muß um jeden Preis gefördert werden. Adieu!"

Und der alte Insurrectionsmann ging von der Rue Helder über den Boulevard in's Café au grand Balcon um sein Glas Bier zu trinken.

Achtes Kapitel.

Das Landhaus vor der Barriere.

Die prachtvolle Allee, die vom Concorde-Platze beginnend, mitten durch die elysäischen Felder über den

sogenannten Ronde Point bis zur Barrière de l'Étoile führt, und jenseits der Barriere sich gegen Neuilly fortsetzt, bietet mitten in ihrer Schönheit einen Punkt, bei dem sich das Herz dessen, der da vorüberkömmt, schmerzlich zusammenzieht in wehmüthiger Erinnerung, es ist jene Stelle, wo der eben so schöne als unglückliche Herzog von Orleans, der erstgeborene Sohn des Bürgerkönigs Louis Philipp, der Liebling des Volkes, durch einen Sprung aus dem Wagen, dessen Pferde scheu geworden, auf einen Steinhaufen der Straße stürzend, einen zu frühen von ganz Europa betrauerten Tod fand. Eine Kapelle steht dort, wo der bereits Bewußtlose in den Armen seiner verzweifelten Familie seinen letzten Seufzer aushauchte; ein nur zu naturwahres Gemälde von Horace Vernet, hinter dem Hochaltar, eine Marmorstatue des schönen Todten in liegender Stellung, über welche ein Engel, gemeißelt von der kunstsinnigen Prinzessin Amélie, sich trauernd hinüber biegt, erinnert tief ergreifend an die furchtbare Scene. Die Kapelle ist meistens leer, nur der Fremde besucht sie gerne; der Pariser kennt nur das Leben, — was soll ihm der Tod? Er huldigt dem gegenwärtigen schimmernden Sterne, was kümmert ihn der gesunkene? Er scheut sich sogar aus officieller Wohldienerei den Ort zu besuchen, wo der Mann starb, der, hätte er gelebt, dem Geschicke des Welttheils wohl eine andere Wendung gegeben hätte. Mir selbst flüsterte, als ich laut den Todten beklagte, solch eine speichelleckerische Schnüffel-Nase in's Ohr, daß sich im kaiserlichen Paris eine derartige Klage um den Bruder der verbannten Prinzen nicht zieme. „La mort n'a point de politique" *)

*) Der Tod kennt keine Politik.

gab ich ihm zur Antwort, drehte ihm den Rücken und ließ den Mouchard stehen.

Der gütige Leser möge mir diese Abschweifung verzeihen, wir Deutschen finden eine Art Genuß darin, in traurige, wehmüthige Erinnerungen uns zu versenken, im Gegensatz zum Pariser, der sie um jeden Preis zu verscheuchen sucht. So sind z. B. die einst so belebten Landhäuser und Villen in der Nähe jener unseligen Stelle öde und leer, die Freude, die Genußsucht flieht von den Orten, wo der Schmerz seine Cypressen pflanzt, und an den meisten Thoren liest man das verhängnißvolle „à louer" (zu vermiethen), obwohl gerade dort Villen und Gärten von vorzüglicher Schönheit zu finden. Im Innern der Landhäuser aber sieht's meistens traurig aus, ungepflegt verwildern die Hecken und Laubgänge, die Pavillons inmitten der verrotteten Gärten stehen melancholisch da mit ihren lang nicht geöffneten Thüren, mit ihren erblindeten Fenstern, und es bedarf einer durchgreifenden Reparatur, wenn man solch eine moderne Ruine wieder bewohnbar machen will.

Und zum Behufe einer solchen Reparatur wanderte eines schönen Morgens eine kleine Caravane durch die Barriere, bestehend aus Arbeitern, Handlangern und Lehrjungen, die auf kleinen Handkarren das Nöthige von Werkzeugen u. s. w. mitführten, während die Gesellen, sämmtlich dem Tischler-Handwerk angehörend, vor, neben und hinter den Karren einherschritten, plaudernd, pfeifend oder aus der kurzen deutschen Pfeife rauchend, die jetzt in Paris sehr beliebt wird und sogar die Cigarre in gewissen Kreisen verdrängt.

Der Leiter des Zuges war unser alter Freund Prokop Hlaby, das Grafenkind, dem von seinem Meister die Reparatur eines Pavillons anvertraut war.

An seiner Seite schritt Paul Hünninger, der Mainzer, der in Paris bei Prokop's Meister Arbeit gefunden, und sich fest an den deutschen Kameraden angeschlossen hatte. Der Mainzer hatte eben seine vollgestopfte Burschenpfeife angebrannt, that ein paar bedächtige Züge und sagte:

„Schön ist dieses Paris, das muß wahr sein, — mit seinen Häuser- und Menschen-Massen, aber 's steht doch nichts auf über's Vaterland, über mein Mainz, und ich gäbe den Arbeitslohn einer Woche darum, so ich wieder einmal nur auf fünf Minuten zu Mainz stehen könnte, auf der schönen Aussicht, wo der Blick hinüber fliegt auf Kostheim, zur Ecke, die der Main macht, wenn er in den Rhein geht, und links hinab auf den alten Mainzer-Dom und in's Rheingau hinein, in's rebengesegnete Land bis gen Bingen hinab, wo der Rhein in's Loch kommt. *) O Deutschland, mein herrliches Vaterland!"

Gegenüber diesem deutschen Enthusiasmus, schien Prokop etwas wie Gewissensbisse zu fühlen, denn er antwortete nicht, so daß der Mainzer, ihn mit einem scharfen Blicke messend, fortfuhr:

„Das ist nun freilich ein Lied, für das Du keine Melodie weißt. Dich haben die Franzosen in ihren Klauen, mit Haut und Haar. Halt' Dich rein Kamerad, 's könnt doch noch einmal die Zeit kommen, wo's Dich reuen würde, daß Du Dich mit den Commeça's zu weit

*) Der Mainzer meint in seinem poetischen Handwerksburschen-Jargon wohl das Bingerloch.

eingelassen. Sie meinen's doch nicht ehrlich mit uns, — thun uns nur schön, wenn sie uns brauchen, — hinterdrein aber werfen sie uns weg, — weil sie's uns nie vergessen können, daß wir sie bei Aspern, bei Leipzig, an der Katzbach u. s. w. so tüchtig geklopft haben."

„Du bist ungerecht'" antwortete Prokop dem Prediger, die Franzosen sind die liebenswürdigsten Leute von der Welt" —

„Hm! ich kann mir nichts herunterbeißen von ihrer Liebenswürdigkeit."

„Tüchtig und praktisch" —

„Ja, wenn's gilt Einen auszuziehen; so sie was hergeben sollen, läßt sie die Praxis im Stich."

„Sie haben viel liberalere Ideen!"

„Oho! pfeift der Wind daher? da höre ich ja völlig den polnischen Capitän reden, der Dich seit einiger Zeit gar nimmer ausläßt. Bist Du nicht etwa schon Candidat für irgend einen geheimen Klub?"

Die tiefe Röthe, die Prokop's Gesicht bei diesen Worten überzog, ließ den Mainzer erkennen, daß er nicht weit vom Ziel geschossen. Er hob warnend den Finger.

„Oesterreicher! Oesterreicher!" sagte er ernst, fast feierlich, „laß' Dich nicht ein in den politischen Schwindel, der hier getrieben wird. Dank' unserm Herrgott für das schöne Vaterland, das er Dir gegeben hat und bleibe weg von den Höhlen der Verschwörung, — sonst zahlst Du's mit Deiner Seelenruh für's ganze Leben. Ihr Oesterreicher seid ein zu ehrlich Volk, — Ihr taugt nicht für diese Nacht-Eulen."

„Bonjour messieurs!" ertönte es in diesem Augenblicke, und der Capitän Stavinsky trat hinter einem der hohen Kastanienbäume hervor, bemächtigte sich des linken

Armes unsres Helden und sprach, einen Blick auf die Andern des Zuges werfend:

„Ein Wort im Vertrauen, lieber Freund!"

Der Mainzer griff unwillkührlich nach Prokop's rechtem Arme, als ob er ihn festhalten wollte, doch besann er sich, würgte die zornige Rede hinab, die ihm schon auf der Zunge saß, ließ den Arm los, trat zur Seite und murmelte vor sich hin:

„Da hab ich einmal zu Boppard am Rhein in der St. Meffs-Kapelle ein Bild gesehen, wo der Versucher Einen antritt und der gute Engel von ihm nicht weichen will. Wenn ich uns drei so anschaue, mich, den alten Lumpen von Capitän und meinen armen Kameraden, so fällt mir das Bild aus der Bopparder Kirche wieder ein."

Inzwischen hatte sich der Capitän an Prokop's Arm gehängt und sprach:

„Ich habe Sie hier erwartet, da Sie mir gestern sagten, daß Sie im Auftrage Ihres Meisters eine Arbeit vor der Barrière de l'Étoile übernehmen würden. Gestern wußten Sie die Adresse noch nicht genau."

„Desto besser weiß ich dieselbe heute. S'ist Nummer 511, — im Landhaus eines vornehmen Herrn soll ein Pavillon sammt Bibliothek-Zimmer auf's eleganteste im Renaissance-Geschmack eingerichtet werden-"

„Und dazu wählte man Sie, da Sie unstreitig der geschickteste Arbeiter sind."

„Ah pah! warum nicht gar, — von unsern ersten Arbeitern ist einer in St. Denis, — ein Paar leiten Arbeiten in Paris und so kam auf mich das Landhaus des Herrn von Argenteuil.

„Herr von Argenteuil?"

„So heißt der Besitzer des Landhauses. Kennen Sie ihn?“

„Freilich. Ah! ich begreife, warum der Marquis sein Landhaus renoviren läßt. Es geschieht offenbar seiner Braut zu Ehren. Nehmen Sie sich zusammen junger Mann, — Sie haben die schöne Aufgabe, ein Turteltauben-Nest für die Flitterwochen herzustellen. Denn der Herr von Argenteuil heiratet die reizende Tochter des“ —

„Was kümmert's mich,“ unterbrach ihn Prokop ungeduldig, „was kümmert's mich, ob und wen der Herr von Argenteuil heiratet, — ich werde ihm sein Turteltauben-Nest auf's comfortableste hinstellen und damit Hollah! Was mich kümmert sind ganz andere Dinge. Vor Allem wissen Sie noch nichts über meine Familie?“

„Ich weiß genug, um Ihnen Hoffnungen, gegründete Hoffnungen machen zu können. Allein Ihre Familie ist sehr mächtig, sehr reich und das plötzliche Auftreten eines neuen Sprößlings durchkreuzt manche Pläne. Wir müssen vorsichtig sein, — Sie waren so freundlich, mir ein paar Dutzend Francs vorzustrecken, um meine etwas herabgekommene Garderobe zu restauriren“ —

„Reden Sie nicht davon.“

„Ich habe in diesem neuen Costume bereits Gänge, Visiten gemacht. Man stutzt, man zweifelt, man glaubt mir nicht.“

„Aber wer, — wer sind denn meine Verwandten?“

„Geduld junger Mann. Wir können nichts thun, nicht energisch auftreten, bevor wir Ihre Documente in Händen haben.“

„Ich habe nach Wien, an meinen Lehrherrn Nowotny geschrieben, er möge mir meinen Taufschein über-

senden, und ihn unter Einem dringend gebeten, mir Alles mitzutheilen, was er über mich und meine Familie weiß, so wie auch mir den Brief einzuhändigen, den ich bei meiner Ankunft in Wien aus Krasnec mitgebracht habe."

„Der Brief und der Taufschein sind die Hauptsache."

„Jeden Tag erwarte ich Nowotny's Antwort."

„Bis diese kömmt, wollen wir die Sache fallen lassen, schenken Sie mir das Vertrauen, das Sie mir bisher geschenkt haben, noch ferner, und die Sache wird zu einem guten Ende führen. Doch nun zu etwas anderem. — Es ist noch immer Ihr fester Entschluß, ein Liebhaber Mariannens*) zu werden?"

„Ich bin entschlossen," antwortete Prokop.

„Und haben Sie Ihren Aufnahms-Katechismus gut durchstudiert?"

„Ich habe."

„Nun so könnten wir ja heute der schönen Marianne unsere Visite machen."

„Ich bin bereit. Haben Sie den Herrn meine Bitte vorgetragen."

„Allerdings."

„Und welche Aufnahme hat mein Gesuch gefunden."

„Die beste, um so mehr, als Liebhaber aus Ihrem Vaterlande, aus Oesterreich, höchst selten sind."

„Ich trete auch nur bei," erwiderte Prokop, dessen Gewissen sich mächtig regte, „weil die Principien der allgemeinen Menschenliebe, wo kein Standes-Vorurtheil das Herz vom Herzen trennt, mich unbe-

*) Das heißt ein Mitglied der geheimen Gesellschaft Marianne, welche unter dem Deckmantel allgemeiner Bruderliebe den subversivsten Tendenzen huldigt.

schreiblich anziehen. Für den Fall, als man von mir irgend etwas gegen mein Vaterland verlangen würde, würde ich augenblicklich austreten.“

„Hm! das findet sich!“ meinte der Capitän; im nächsten Augenblicke rief er:

„He Tölpel, kannst Du nicht Acht geben. Steigt man so auf die Leute hinauf?“

„Non franceso!“ antwortete der Angerufene, ein betrunkener italienischer Arbeiter, der hin und her taumelnd ganz nahe an den Capitän heran gekommen war, „Scusi, signor.“

„Wenn es also Ihr Ernst ist,“ fuhr der Pole fort, ohne sich weiters um den Italiener zu kümmern, welcher die Mütze ziehend und tausend Entschuldigungen brummend, neben ihnen her taumelte, „so kommen Sie heute Abends in's Café de la Regence, um halb zwölf, — Sie werden mich dort finden, und ich will Ihr Führer sein. Sollte ich durch Zufall verhindert werden, hin zu kommen, so warten Sie nicht länger, als bis zwölf, dann treten Sie auf den Boulevard hinaus, und rufen: Fiaker Nr. 1015 oder 1016. Es wird einer vorfahren und sagen, daß diese Nummer hier nicht stehe. Fragen Sie ihn, ob er heute nicht einen Eisenhändler gefahren habe. Sagt er Ja, so antworten Sie: „Gut — nach dem Magazin!“ Und er wird Sie dort hin bringen, wo Sie wollen. Verstanden?

„Vollkommen. Doch hier sind wir vor dem bezeichneten Hause. Adieu, Capitän!“

„Adieu, mein Lieber. Vergessen Sie nicht — punkt halb zwölf.“

Die letzten Worte rief der Capitän so laut, daß sie der Mainzer hörte, der ohne den Capitän zum Abschied zu grüßen, vor sich hinmurmelte:

„Halb zwölf, — eine böse Stunde. Ich will mir's merken und doch zu erfahren suchen, was der Capitän um halb zwölf mit meinem Kameraden vor hat.“

Als der Capitän die Arbeiter verließ, machte ihm der italienische Trunkenbold, der nicht von seiner Seite gekommen war, noch immer so tiefe Bücklinge und entschuldigte sich in italienischer Sprache so weitläufig, daß Stavinsky endlich ungeduldig werdend, mit einer drohenden Bewegung seines Stockes ihn verjagte.

Sonderbarer Weise stand dieser Blousenmann, der nur Italienisch verstand, eine Stunde später, in sehr eleganter Kleidung in einem höchst eleganten Arbeits-Kabinet und erzählte im fließenden Französisch die gehörte Unterredung einem schwarzgekleideten Herrn, der das rothe Band der Ehrenlegion im Knopfloch trug, und in einem Sammt-Fauteuil sitzend, den Vortrag des stehenden eleganten Herrn mit großer Aufmerksamkeit anhörte.

Der sitzende, aufmerksame Herr war der Polizei-Präfect Pietri.

Wir wollen den unbekannten Herrn seinen Bericht abstatten lassen, und verfügen uns in das Landhaus des Herrn von Argenteuil vor der Barrière de l'Étoile.

Das Landhaus stand mitten zwischen Gärten nur mit der Vorderfront gegen die Straße gekehrt, hinter demselben zog sich ein weiter, fast parkähnlicher Garten hin, in dessen Mitte, halbversteckt von Linden, Platanen und Ahornbäumen, sich der Pavillon befand, zu dessen Renovirung Prokop mit seinen Gefährten aufgeboten war.

Die Tischler hatten sich bereits einquartiert. Im untern Geschosse des Pavillons, das mit starken, vergitterten Fenstern versehen war, da Einbrüche in jener Gegend nicht zu den Seltenheiten gehörten, war so zu sagen die Werkstatt aufgeschlagen; hier wurden die Hobelbänke aufgestellt, eine Unzahl von Brettern aufgerichtet, der Leim heiß gemacht und der Boden bedeckte sich bald mit jenen geringelten Hobelspänen, die das Urbild der Schmachtlocken unsrer Damen zu sein scheinen, und in diesem Raume arbeiteten die untergeordneten Ouvrier's, während Prokop und der Mainzer sich die obere Etage zum Schauplatz ihres Wirkens auserſehen hatten, zu welchem eine hölzerne, einst elegante, gegenwärtig aber ebenfalls sehr reparaturbedürftige sogenannte Schneckenstiege führte.

Dieses obere Geschoß war hoch, rund und aus Holz gebaut, und empfing sein Licht von oben durch die gedämpften Glasfenster einer Kuppel, so daß durchaus kein Seitenfenster angebracht war. Es war zum Lese- und Bibliothek-Zimmer bestimmt, — noch standen die grünen Leder-Fauteuils herum, in denen der frühere Besitzer hier der Lectüre gepflogen, — allein die Bücherschränke ringsum, ihrer Schätze beraubt, waren plump und alterthümlich, — weßhalb die Aufgabe Prokop's die war, dieselben durch elegante Etagèren zu ersetzen.

Wir verweilten absichtlich bei der Beschreibung dieses Pavillons, der sich einer gewissen düsteren Behaglichkeit erfreute, wie sie die melancholischen Männer der Wissenschaft lieben. Der Leser wird später einsehen, daß unsere Ausführlichkeit keine überflüssige war.

Paul Hünninger und unser Held zeichneten und maßen und zirkelten tüchtig darauf los und während

ihre untergebenen Geister unten ihre minder künstliche Arbeit sich durch lustigen Gesang angenehm zu machen suchten, entspann sich zwischen den beiden jungen Männern oben folgendes Gespräch, das wir nicht zu überschlagen bitten.

„Diese reichen Leute haben doch alles schön," sagte Prokop mit einem Seufzer, „sieh Dir nur einmal diese Bibliothek an, wie angenehm muß sich's hier lesen und träumen, während draußen das Laub der Bäume rauscht oder der Regen an die Kuppel schlägt, — indeß unten in dem marmorgepflasterten Speise=Salon die schöne Hand eines geliebten Weibes den Thee bereitet und endlich leichte Schritte die Treppe herauf kommen, und eine süße Stimme den Säumigen ruft, endlich die Bücher zu verlassen und hinabzukommen in den Arm der Liebe."

Der Mainzer hob den Blick von der Zeichnung empor, die er in der Hand hielt, starrte ganz verdutzt den Schwärmer an, und rief endlich mit einem komischen süßsauren Gesichte:

„O weh! o weh! mein armer Prokop! was ist das für eine sentimentale Sprache für einen Tischlergesellen. Was fällt Dir ein, solches Zeug zu träumen? Kerl, Du bist verliebt."

„Ah pah! warum nicht gar!" brummte Prokop, indem er sich mit der Hand über's Gesicht fuhr, wie ein Mensch, der aus einem angenehmen Traume aufgeschreckt, sich ermuntern und wieder an die rauhe Wirklichkeit gewöhnen will, „was würde es mir auch nützen, wenn ich verliebt wäre. Mich hat nur der Ort ein Bischen träumerisch gemacht, und Du mußt doch zugeben, daß diese weichen Fauteuils zum Träumen einladen."

„Ach was!“ eiferte der praktische Rheinländer, „was kommt heraus mit dem Träumen und Dichten. Laß das Winseln und Quinqueliren den Poeten und Komödianten, ein echter deutscher Handwerker nimmt das Leben, wie es ist, nicht wie es sein könnte, — er thut seine Schuldigkeit, arbeitet und schafft, sorgt für Weib und Kind und läßt den Herrgott walten.“

„Für Weib und Kind!“ sprach Prokop gedankenvoll, „werde ich die je haben?“

Der Mainzer kratzte sich in komischer Verzweiflung den Kopf.

„Ich muß ihn nur auf andere Gedanken bringen,“ brummte der Mainzer für sich, dann setzte er laut hinzu: „Du meinst, die reichen Leute hätten Alles schön, — ei! sieh Dir einmal unten in dem Speise-Salon, wie Du ihn nennst, die eisenbeschlagene Thür und die arg vergitterten Fenster an, die wollen mir gar nicht gefallen.“

„Je nun,“ entschuldigte Prokop, „ich finde sie sehr begreiflich. Der frühere Eigenthümer, der wahrscheinlich oft den ganzen Tag hier zubrachte, hat wohl seine Mahlzeiten hier gehalten, und in den Wandschränken Silber und anderes Werthvolles hinterlegt gehabt. Da er aber wahrscheinlich im Hause schlief, und der Pavillon über Nacht leer stand, so hat man jene Vorsichtsmaßregeln getroffen, die mir bei der Unzahl der Pariser Gauner gar nicht unzweckmäßig erscheinen. Der gegenwärtige Besitzer, Herr von Argenteuil, glaub' ich, heißt er, wird das Ding wohl ändern, da er zu heiraten gesonnen ist, und wahrscheinlich hier die Flitterwochen zubringen wird, wie mir der Capitän erzählte.“

„Weil wir gerade auf den Capitän kommen, so muß ich Dir sagen —“

„Erspare Dir Deine Bemerkungen, — der Capitän ist ein Ehrenmann.“

„Der Capitän,“ schrie der Mainzer erbittert, „der Capitän ist —“

„Ist Dir unangenehm, bon. Lassen wir das.“

„Auch gut!“ brummte der Mainzer, und setzte zwischen den Zähnen hinzu:

„Deßhalb will ich aber doch sehen, was heute Nacht um 12 geschehen soll.“

Und fortan schwiegen Beide verstimmt.

Etwa eine halbe Stunde darauf kam ein Arbeiter in's obere Geschoß, und meldete, daß Herr von Argenteuil sich durch einen Bedienten habe ansagen lassen; er werde mit seiner Braut und deren Vater kommen, um die Arbeiten und die Pläne zu besichtigen, und da Niemand in dieselben so genau eingeweiht war, als Prokop, so benachrichtigte man ihn, damit er den Besuchern die nöthigen Aufklärungen geben möchte.

Demzufolge eilte Prokop, während der Mainzer mürrisch fortarbeitete, in's untere Geschoß, in Hemd-Aermeln und im grünen Schurze und hatte eben noch Zeit, ein Bischen das Gerümpel wegnehmen und Platz machen zu lassen, als Herr von Argenteuil eintrat.

„Ich bin der Besitzer des Hauses,“ sagte er, „wer von Ihnen führt die Oberaufsicht über die Arbeiten.“

„Ich, mein Herr,“ antwortete Prokop, bescheiden vortretend.

„Ah, schön! Bitte nur einzutreten, verehrtes Fräulein, es riecht zwar ein wenig nach Leim hier, sonst ist's aber nicht gefährlich,“ rief Herr von Argenteuil gut gelaunt, indem er die in den Garten führende Thüre öffnete.

Zwei Personen traten ein, ein ältlicher stattlicher Herr und an seinem Arme eine auf das eleganteste gekleidete Dame.

Hätte ein Blitz aus blauem Himmel vor ihm eingeschlagen, Prokop wäre nicht mehr aus der Fassung gekommen, denn die Dame am Arm des ältlichen Herrn, die Braut des Herrn von Argenteuil war Niemand anderer, als die von ihm nie vergessene Maske von der Redoute zu Wien, die Fee des Märchens von der weißen Rose, mit einem Worte es war die, welche er liebte, ohne daß er sich's zu gestehen wagte, die schöne Leonie, Comtesse d'Aubusson-Ardaigne.

Es schien aber heute schon der Tag des allgemeinen Erstaunens zu sein, denn während Prokop die reizende Erscheinung anstarrte, die von ihm abgewendet ein paar Worte mit Herrn von Argenteuil wechselte, fiel des Grafen d'Aubusson Blick auf den jungen Arbeiter und sein Antlitz drückte im selben Augenblicke ein ähnliches, starres Erstaunen aus, wie das Prokop's, nur daß seine Züge eine seltsame Bläße überzog. Wahrscheinlich fiel auch ihm die Aehnlichkeit des jungen Mannes mit dem Opfer im Hirschgraben auf, und was das Gewissen nie vermocht hatte, das bewirkte der jähe Schreck, — der Graf erbebte.

Die Stille von einer Minute, die dadurch entstand, daß auch die übrigen Arbeiter ehrerbiethig schwiegen, wurde durch Leonie unterbrochen, welche gegen ihren Vater sich wendend, ausrief:

„Ach, sehen Sie nur, Papa, wie mühsam diese Arbeit" —

Sie hielt inne, denn ihr Auge hatte Prokop gefunden, und sie erkannte augenblicklich den, welcher nie aus ihrem Gedächtniß verschwunden war, obwohl sie ihn

nie für das gehalten hatte, was er wirklich war, — ein Tischler. Allein in diesem Augenblick, wo er vor ihr stand im Werkstatt-Costüme, mit den Spuren der Arbeit an den Händen, im Gesicht und in den Haaren, und sie, wir müssen es ehrlich gestehen, mit einem ziemlich albernen Ausdruck anstarrte, konnte sich Leonie, deren eigenthümlichen Charakter wir kennen, nicht enthalten neben der Freude, den wieder zu sehen, von dem sie lang im Stillen geträumt, auch das Komische der Situation zu fühlen, und sie brach in ein lautes, schallendes Gelächter aus.

Herr von Argenteuil sah sie überrascht an.

Prokop war blaß geworden wie der Tod.

Der Graf d'Aubusson benützte diese Gelegenheit, wo Niemand auf ihn achtete, um sich zu sammeln und die verschwundene Röthe kehrte wieder auf sein Antlitz zurück.

„Verzeihen Sie," sagte Leonie endlich, noch immer lachend, „allein Sie werden selbst einsehen, daß es denn doch zu lächerlich ist, wenn" —

Sie hielt inne auf's Neue lachend.

„— wenn ein Mann sich seines Standes nicht schämt," ergänzte Prokop, „wenn er ehrlich sich für das ausgibt, was er ist, — ei freilich ist das lächerlich! höchst lächerlich! beinahe so lächerlich, als wenn man eine Comtesse für eine Schauspielerin hält. Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — wir dummen Tölpeln von Proletariern verstehen es eben nicht besser."

Es klang ein so tiefes Weh, eine so schneidende Ironie aus diesen Worten, daß Leonie überrascht ihn ansah nnd erst jetzt die Todtenblässe bemerkte, die sein Antlitz bedeckte, — sie fühlte, daß sie etwas thun müsse,

um die beleidigende Weise gut zu machen, mit der sie ihm entgegen getreten war, — andererseits regte sich der Stolz des Weibes, der Stolz der Aristokratin in ihr, daß sie an der Seite ihres Bräutigams, ihres Vaters einem Tischlergesellen freundlicher begegnen sollte, als er ihr, — und ohne es zu wollen, klang ihre Rede fast höhnisch, als sie fragte:

„Also sind Sie wirklich ein Tischler?"

„Zu dienen, gnädiges Fräulein."

„Meister?"

„Nein, Geselle, — wie ich Ihnen schon in Wien zu sagen die Ehre hatte."

„Sie kennen einander?" fragte Herr von Argenteuil überrascht.

„Ja, — ich traf den Herrn bei Tegoborsky, wo er — — eine Arbeit zu übernehmen hatte, die Ausschmückung eines Gartenhauses, eines Treibhauses, erwiderte Leonie, tief erröthend über ihre Lüge, — „durch ein Mißverständniß hielt ich den Herrn für etwas anderes, — für keinen Tischler —"

„Obwohl ich ehrlich gestand, daß ich nur ein Tischlergeselle sei," schaltete Prokop mit ironischer Ruhe ein, „denn meine Sache ist das Lügen nicht."

Leonie fühlte zu sehr den Vorwurf, der in diesen Worten lag, um nicht dadurch verletzt zu werden, und sie antwortete, beinahe gereizt:

„Ach! es ist ein großer Unterschied im Lügen! Es gibt Fälle, wo man keine Rücksicht zu nehmen hat — wo eine Lüge nur Spaß ist."

„Zum Beispiel Leuten gegenüber, die so tief unter Einem stehen, daß es nichts Unrechtes ist, sie zum Narren zu halten, zu belügen, und vielleicht das Herz des dum-

men Teufels zu brechen, der leichtgläubig und albern genug ist, zu wähnen, kein Mensch sei so niedrig, daß man sich einen unwürdigen Spaß mit ihm erlauben darf," sprach Prokop mit beißender Ironie.

„Mein Herr —" sprach Herr von Argenteuil, dem die Erbitterung Prokop's auffiel.

„Ach kommen Sie, Herr von Argenteuil," sagte Leonie, der die Wendung des Gespräches höchst unangenehm war, „kommen Sie. Der junge Mann scheint, Gott weiß worüber! sehr aufgeregt, vielleicht vom Cognac — kommen Sie, wir wollen in den Garten gehen."

Und sie nahm ihres Bräutigams Arm, und ging, ohne den Tischlergesellen auch nur eines Blickes zu würdigen. Dieser lehnte kraftlos an einer Hobelbank, heiße Schweißperlen rannen über seine Stirne, und seine Hand umklammerte krampfhaft zitternd das Stemmeisen. In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf seine Schulter, er sah empor, es war der Graf.

„Heißen Sie Prokop Hlaby?" fragte er mit fester Stimme.

„Ja," antwortete der Tischlergeselle.

„Gebürtig aus Klein-Krasnec in Böhmen?"

„Ja, Herr Graf," erwiderte Prokop, immer überraschter darüber, wie der ehemalige Souteneur Laura Persini's zu diesen Details gekommen war.

„Und kennen Sie Ihren Vater?" fragte der Graf, während seine Stimme fast unmerklich bebte.

„Leider nein. Doch hoffe ich bald Aufklärungen über ihn zu bekommen."

„Er ist's. Stavinsky hat mich nicht belogen, noch weiß er nichts," — dachte der Graf, dann setzte er

laut hinzu: „Wann machen Sie Feierabend, junger Mann?"

„Meine Kameraden um acht Uhr, — ich werde bis zehn, vielleicht noch länger arbeiten."

„Schön," sagte der Graf, „da weiß ich Sie doch zu finden, wenn ich Ihnen allenfalls einen Auftrag zukommen lassen wollte. Adieu."

Er ging.

Indessen hatte Argenteuil seine Braut in den Garten und an die Seite des Pavillons geführt, so daß sie durch eines der vergitterten Fenster in's Innere des Pavillons sehen konnte, während der Marquis auf ihr Ersuchen um ein Glas Wasser eilte.

Und da sah sie nun allerdings Seltsames. Der junge Tischler stand, nach der Entfernung des Grafen, dumpf brütend, minutenlang auf demselben Flecke, — endlich fuhr er sich mit der Hand ein paar Mal über die schweißbenetzte Stirn, über die schmerzbefeuchteten Augen, dann stampfte er zornig mit dem Fuße, griff in die Brust, zog ein Etui heraus, öffnete es, küßte eine welke weiße Rose, die in demselben lag, hierauf zerriß er die Rose, warf auf die Erde die zerfallenden Blätter und trat, den Kopf stolz empor richtend, mit dem Fuße darauf.

In diesem Augenblick fühlte Leonie denselben schneidenden Schmerz, den Prokop kurz zuvor empfunden, sie ahnte, daß sie den, den sie eben erst wiedergefunden, im selben Augenblicke auch für immer verloren hatte, und neigte schmerzlich das schöne Haupt, während eine Thräne in die Levkojen fiel, welche den Pavillon umwucherten.

Solch ein Ende sollte das Märchen von der weißen Rose nehmen!

Leonie war jedoch nicht das Weib dazu, um sich von einem derartigen Gefühle der Entmuthigung lange niederdrücken zu lassen. Ihr Geist war zu klar, um nicht augenblicklich das Rechte zu erkennen, ihr Herz zu stark, um nicht der Stimme des Rechtes zu folgen, allein auch zu gefühlvoll und edel, um nicht das Unrecht, das sie wider Willen gethan, nach Kräften gut zu machen; mit anderen Worten, Leonie war sich klar dessen bewußt, was sie sich selbst als Tochter des Grafen d'Aubusson-Ardaigne, als Braut des Marquis von Argenteuil schuldig war, während sie andererseits aus dem Schmerz, der ihre eigene Seele durchzuckte entnehmen konnte, was in der Seele des armen Jungen vorging, der sie, — das fühlte sie jetzt, — mit aller Glut einer leidenschaftlichen Seele geliebt haben mußte.

Rasch, wie in Allem was sie that, faßte sie den Entschluß, in die Wunde, die sie geschlagen, den Balsam des Trostes, der Resignation zu gießen.

Ihr Vater war, als er den Pavillon verlassen, zufällig auf die entgegengesetzte Seite getreten, und wandelte mit gesenktem Haupte, wie ein Mensch, der über einem wichtigen Plane brütet, zwischen den Taxushecken hin, ohne sich nach seiner Tochter umzusehen, die er am Arme des Herrn von Argenteuil wähnte, der, wie wir wissen, auf Leoniens Wunsch nach dem Vorhause geeilt war, um Wasser zu holen; allein da er wenigstens zehn Minuten brauchte, um hin und zurück zu kommen, so hatte Leonie Zeit, das, was ihr energischer Geist als das Rechte bezeichnete, mit jener Raschheit und Entschlossenheit auszuführen, die alle ihre Handlungen charakterisirte.

Sie trat in die Thüre des Pavillons, wo die Arbeiter bereits wieder zu Hobel und Säge gegriffen hatten,

und lebhaft über die sonderbare Scene debattirten, die vor ihren Augen vorgefallen war.

Prokop allein lehnte noch immer an der Hobelbank und betrachtete stieren Blickes die zu seinen Füßen liegenden Blätter der weißen Rose.

„Mein Herr,“ flüsterte Leonie.

Der Tischlergeselle schreckte auf, das Blut schoß ihm in's Gesicht, da Leonie ihm mit dem Finger winkte; einen Augenblick war's, als ob er diesem Wink nicht Folge leisten wollte, allein im nächsten Augenblicke schon gehorchte er und trat aus dem Pavillon. Eine hohe Hecke von Flieder und Tamarinden verbarg sie den neugierigen Blicken der Gesellen.

„Mein Herr,“ sprach Leonie rasch, „Sie scheinen sich von mir gekränkt zu fühlen.“

„Darf Sie das kümmern?“ fragte er achselzuckend.

„Darüber kein Wort; ich muß mich kurz fassen; Herr von Argenteuil, mein Begleiter, kann den Augenblick hier sein, — und ich bin die Braut des Herrn von Argenteuil.“

Leonie legte in die letzten Worte so viel Würde und Erhabenheit, daß Prokop statt mit Bitterkeit, nur mit Wehmuth antworten konnte:

„Ich weiß es.“

„Ich muß aber mit Ihnen eine Unterredung haben,“ fuhr sie fort.

„Mit mir?“ fragte er erstaunt.

„Ja, wann gehen die übrigen Arbeiter fort?“

„Um zwei Uhr auf eine Stunde zum Essen.“

„Das ist nichts. Wann gehen sie Abends?“

„Um acht Uhr.“

„Gut. Bleiben Sie zurück, wenn sich die andern fortbegeben, warten Sie im oberen Geschoße, damit die Hausleute glauben, Sie seien noch an der Arbeit. Sobald es ganz dunkel geworden, werde ich kommen. Zünden Sie oben Licht an, und erwarten Sie mich."

„Mein Fräulein —"

„Still der Herr von Argenteuil kommt. Adieu."

Und leicht, wie ein verscheuchtes Reh, flog sie davon und dem Marquis entgegen, der Wasser brachte. An seinem Arme suchten sie den alten Grafen auf, und bald darauf verließen die Herrschaften das Landhaus, nachdem sie früher noch das Wohngebäude eines flüchtigen Besuches gewürdigt hatten. Hätte Herr von Argenteuil außer für seine Braut noch für etwas Anderes Aufmerksamkeit gehabt, und wäre Leonie nicht zu sehr in Gedanken versunken gewesen, so hätte es ihnen auffallen müssen, daß der alte Graf, als sie der Concierge im Wohnhaus herum führte, mit einer Genauigkeit, die sonst nicht seine Sache war, sich um die verschiedenen Schlüssel zu den verschiedenen Thüren des Hauses und des Pavillons erkundigte, wodurch er sich in den Augen des Hausbesorgers den Ruhm eines sehr pünktlichen und fürsorglichen Hausvaters erwarb.

Die Herrschaften waren bereits in ihrem Wagen und auf der Straße nach Paris, während Prokop noch immer wie betäubt an der Tamarinden-Hecke stand, das Geschehene nicht fassend und nicht für möglich haltend, daß die stolze Gräfin wirklich eine Unterredung mit ihm unter dem geheimnißvollen Mantel der Nacht begehrt hatte.

Endlich weckte ihn die Stimme des Mainzers, der den Kameraden suchte, und plötzlich erstaunt über sein verstörtes Wesen und sonderbares Aussehen ihn in's

obere Stockwerk des Pavillons zurückführte, nicht mit neugierigen Fragen sparend, auf welche Prokop ausweichend und einsilbig antwortete. Da der wackere Paul Hünninger endlich dieses zwecklosen Fragens überdrüßig ward, so schwieg er mißmuthig und Prokop, der zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt war, um ein Gespräch zu wünschen, redete ohnehin nur das zur Arbeit Nothwendigste.

So verging der Tag mit Schweigen; als um acht Uhr Feier-Abend gemacht wurde, fragte der Mainzer, seine Blouse mit dem Gehrock vertauschend:

„Kommst Du mit? — ich gehe nach Batignolles zum Wein."

„Nein, danke, — ich bleibe noch hier," antwortete Prokop.

„Hier? was willst Du hier machen?" fragte der Mainzer überrascht.

„Ich habe mir in den Kopf gesetzt, mit diesen Arabesken fertig zu werden, und müßte ich bis zwölf arbeiten."

„Bon!" erwiderte Paul Hünninger kaltblütig; „adieu."

„Lebe wohl."

Allein als der Mainzer mit den übrigen Gesellen wegging, da strich er sich seinen rothen Knebelbart und brummte:

„Bis zwölf will er arbeiten! hm! das heißt wohl, er will hier den saubern Capitän erwarten, der ihn in irgend ein Ratten-Nest von Lumpen und Verschwörern führt. Da muß ich auch dabei sein; will mich doch ein Bischen auf die Lauer legen und sehen was geschieht. Aber bis dahin habe ich noch Zeit, heim zu gehen, um meinen Stockdegen zu holen. Wenn man mit derlei

Gesindel zu thun hat, ist's gut auf alle Fälle gefaßt zu sein."

Und eiligen Schrittes marschirte er nach Paris zurück.

Achtes Kapitel.

Ereignisse einer Nacht.

Der ehrliche Concierge des Landhauses vor der Stern-Barrière saß in seiner Loge und nickte mit jener Schlummerseligkeit, die nur alten Leuten eigen; von Zeit zu Zeit, wenn der an diesem Abend besonders scharfe Wind heftiger gegen die Scheiben des Kämmerleins schlug, fuhr er empor, sah nach der alterthümlichen Uhr, die mit dem Ginster-Zweig geschmückt ober seinem Bette hing, und brummte in seinen seit acht Tagen nicht geschornen Bart:

„Sapristi! wäre das ein Wetter zum Schlafen, — besonders in einer Loge, wo nie Jemand läutet, sintemalen das Haus unbewohnt ist. Aber da muß sich's so ein Teufelskerl von Tischler in den Kopf setzen, hinten im Garten-Pavillon noch zu arbeiten, während alle seine Kameraden längst fort sind. 's ist gleich zehn Uhr. So ein Fleiß ist mir noch nicht vorgekommen, — 'sist gewiß ein Deutscher, — diese bêtes allemandes arbeiten sich nie genug. Und ich kann mich doch nicht in's Bett legen, da ich jeden Augenblick gewärtigen muß von diesem deutschen Unhold aus meinem ersten Schlafe geweckt zu werden. Und der Doctor Ripardeau hat mir gesagt, es sei nichts gefährlicher für einen Menschen, als wenn er

aus seinem ersten Schlaf geweckt wird. So muß ich mir die Anmaßung dieses deutschen Tölpels gefallen lassen; das kommt daher, weil die Regierung nicht die Rhein-Grenzen erobern will. Mort de ma vie! wenn ich noch achtzehn Jahre alt wäre, wie damals, als ich beim fünften Linien-Regiment eintrat, ich würde“ —

Es muß leider der Nachwelt unbekannt bleiben, was der sehr ehrenwerthe Hausmeister von Herrn Argenteuils Landhause in diesem Fall gethan haben würde, denn gerade in dem Augenblicke, wo sein Mund sich aufthat, um den Völkern der Erde diese wichtige Enthüllung zu machen, blieb der erwähnte Mund, der zu den größten seines Genres gehörte, in seiner ganzen Weite offen stehen, — und dieses Offenstehen wurde durch ein höchst ungewöhnliches Ereigniß veranlaßt.

Es wurde nämlich leise an der Klingel gezogen, und in einem Hause, „wo nie Jemand läutet,“ wie Monsieur Claqueron kurz zuvor bemerkt hatte, war solch ein Ereigniß wirklich ein höchst ungewöhnliches und seitdem nicht mehr vorgekommenes.

Monsieur Claqueron ließ sich daher auch das Klingelzeichen wiederholen, um an dessen reelle Existenz zu glauben, dann erst zog er die Schnur und guckte neugierig hinaus.

Eine verschleierte Dame trat in die Hausflur.

„Wohin, Madame?“ fragte Herr Claqueron mit jener Mischung von sittlicher Würde, polizeilicher Strenge und trinkgeldsüchtiger Höflichkeit, welche die Hausmeister aller Länder auszeichnet.

Statt aller Antwort schlug die Dame den Schleier zurück.

„Ah, gnädiges Fräulein,“ stammelte der Concierge mit einer tiefen Verbeugung, da er Leonie, die Tochter des Grafen d'Aubusson, Herrn von Argenteuils Braut, oder mit andern Worten seine künftige Gebieterin in der Dame erkannte, „verzeihen Sie einem alten Manne, dessen Augen nachgerade schwach werden, — ich hatte nicht die Ehre, Sie zu erkennen, sonst würde ich mir nie erlaubt haben, zu fragen, wohin das gnädige Fräulein“ —

„Sie thaten nur Ihre Schuldigkeit, mein Guter,“ erwiderte Leonie, „wenn Sie als treuer Diener Ihres neuen Gebieters, des Herrn von Argenteuil, jene Personen scharf in's Auge fassen, welche das Haus betreten. Ich bin Ihnen ja selbst eine Erklärung schuldig, was ich zu so später Stunde noch hier zu suchen habe —

„O bitte, bitte“ —

„Nein, nein, Sie sollen es wissen und ich rechne dabei auf Ihre Discretion.“

Und ein blanker Napoleond'or fiel in die sich mechanisch öffnende und schließende Hand des Cerberus, dessen Rücken die Form eines zuschnappenden Taschenmessers annahm.

„Bitte, bitte,“ stammelte er abermals.

„Ich bin eine leidenschaftliche Freundin von Blumen, besonders von Flieder. Im Garten habe ich ganze Hecken des schönsten weißen und blauen Flieders entdeckt. Zur Nachtzeit duften sie am lieblichsten“ —

„Alle Gerüche entwickeln sich zur Nachtzeit stärker,“ schaltete mit weiser Miene der praktische Concierge ein.

„Und so will ich denn ein Stündchen zwischen diesen prachtvollen Hecken promeniren. Ich mußte es heimlich thun, denn mein Vater und Herr von Argenteuil würden

diesen nächtlichen Spaziergang nie zugegeben haben, da sie behaupten, der starke Duft greife meine Nerven an.“ —

„Das hat seine Richtigkeit,“ meinte Claqueron der Weise, „ich kann Ihnen versichern, gnädiges Fräulein, daß ich jedes Mal meine Nerven angegriffen fühle, wenn ich drüben bei Lavisson und Compagnie meine paar Gläser Eau de vie trinke und das kommt bloß von dem scharfen Schnappsgeruche her, der in dem Locale herrscht, — der erzeugt Schwindel, Zittern, Schwanken“ —

„Es ist doch Niemand im Garten?“ unterbrach Leonie den Redseligen.

„Niemand,“ antwortete Monsieur Claqueron, „als ein Arbeiter, ein Tischler, Einer von denen, welche unsern Garten-Pavillon wieder herstellen sollen, wie Ew. Gnaden vielleicht bei Ihrem heutigen, vormittägigen Besuche bemerkt zu haben geruht haben werden; — der Mensch sitzt noch oben und arbeitet, so was kann nur einem Deutschen einfallen. Sollten Sie jedoch Furcht vor ihm haben, so werde ich die Ehre habe, Hochdieselben in den Garten zu begleiten.“

„Nein, nein, Sie bleiben hier, und bewachen das Haus, ich habe keine Furcht, und werde mich im Garten schon zurecht finden.“

Und leichtfüssig enteilte sie aus der Flur in den Garten, da die Thüre, welche in's Parterre des Gartens führte, offen geblieben war.

Claqueron setzte sich in seinen alten Fauteuil und murmelte, den Napoleond'or auf seiner flachen Hand wohlgefälligen Blickes betrachtend:

„'s ist doch gut für uns arme Leute, daß die vornehmen Herrschaften so noble Passionen haben, — das

gnädige Fräulein hat zum Beispiel eine ausgesprochene Leidenschaft für die Blumen, — diese Leidenschaft wird Botanik genannt, wenn ich mich nicht irre. Mag sie übrigens heißen wie sie will, so viel ist gewiß, daß sie mir 20 Francs in Gold getragen hat. So viel nimmt mancher Concierge in einer Woche nicht ein, in Häusern, wo von zehn Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens die Klingel nie zu bimmeln aufhört. Um so stolzer darf man auf so ein Trinkgeld sein, in einem Hause, wo nie Jemand anläutet —"

Das Wort erstarb dem sehr ehrenwerthen Herrn Claqueron im Munde, sein spärliches Haar sträubte sich und lupfte ihm die baumwollene Zipfelmütze, seine Augen drohten aus ihren Höhlen zu treten, — denn das Unerhörteste geschah in diesem Augenblicke.

Am Thore des Hauses, wo nie Jemand anläutete, wurde abermals und dießmal sehr heftig geklingelt.

Nachdem der sehr respectable Concierge Herr Claqueron sich von seinem Staunen erholt hatte und durch ein zweites noch viel energischeres Läuten eindringlich an seine Pflicht erinnert worden war, fand er es endlich für gut, die Schnur zu ziehen und zu öffnen.

Ein Mann in einem leichten Sommer-Ueberwurf trat rasch an das offene Fenster der Portier-Loge, rückte ein wenig den Hut, mehr um sein Antlitz zu zeigen, als aus Artigkeit, und sprach leise und rasch zu dem überraschten Concierge:

„Kennen Sie mich?"

„Ich glaube, — das heißt, wenn ich nicht irre," stammelte Herr Claqueron, „so habe ich die Ehre, mit Herrn" —

„Sie haben die Ehre. Ich bin Graf d'Aubusson, der Schwiegervater Ihres Gebieters.“

Der Concierge verneigte sich, daß die Zipfelmütze fast den Boden berrührte.

„Womit kann ich dienen, Herr Graf?“ sagte er.

„Mit gar nichts, mein Lieber,“ erwiderte Leoniens Vater in jenem höflich schmeichelnden Ton, welchen vornehme Leute so gut anzuschlagen verstehen, wenn es ihnen darum zu thun ist, irgend einen armen Teufel für ihre Ideen zu gewinnen, „allein da ich bei unsrem heutigen Besuche bemerkt habe, daß Sie nicht nur ein ausgezeichneter Haus-Inspector sind, der alle Räumlichkeiten dieses Hauses in strengster Ordnung hält, sondern auch ein trefflicher Concierge, der auf seinem Posten mit jener eisernen Festigkeit steht, welche die alte Garde kennzeichnet, —“

Herr Claqueron verneigte sich noch tiefer, strahlend vor Vergnügen über diese Complimente.

— „so halte ich es für meine Pflicht,“ fuhr der Graf fort, „Ihnen die Ursache meines Hierseins in wenig Worten auseinander zu setzen.“

„O Herr Graf, — das ist überflüssig“—

„Nein, nein, — mein lieber — wie heißen Sie?“

„Claqueron, — unterthänigst aufzuwarten, — Armand Jérome Paul Claqueron.“

„Nun denn, mein lieber Armand Jérome Paul Claqueron, — ich will nicht, daß Sie Ihre Pflicht gegen Ihren Gebieter, den Herrn v. Argenteuil, vernachlässigen; und Ihre Pflicht ist's, Alles zu wissen, was in diesem Hause vorgeht und die Personen zu kennen, die über diese Schwelle treten. Hören Sie denn: Ich bin ein leidenschaftlicher Schmetterlingfänger —“

„Ah!“ machte der Concierge überrascht.

„Besonders den Nachtschmetterlingen setze ich mit wahrer Wuth nach.“

„In meinen jüngern Jahren hab' ich's wohl auch gethan,“ meinte Herr Claqueron verschämt.

„Sie mißverstehen mich! ich meine wirkliche Nachtschmetterlinge mit vier Flügeln, auch Abendfalter, sogenannte „Spynxe“; in jetziger Jahreszeit fängt man die schönsten und ich habe heute im Garten aus verschiedenen Pflanzen und andern Anzeichen entnommen, daß eine Jagd zur Nachtzeit hier die ausgiebigste Beute liefern müßte, und deßhalb bin ich gekommen —“

„Um „Sphynske“ zu fangen, — das ist allerliebst!*)

„Allein man verscheucht die scheuen Nachtschwärmer leicht durch lautes Reden oder durch laute Schritte; — es ist doch Niemand im Garten?“

„Niemand, — außer“ —

Herr Clagueron wollte eben Leonie's Namen nennen, allein rechtzeitig besann er sich noch, daß ihm die Comtesse die tiefste Verschwiegenheit aufgetragen hatte, und hielt das vorschnelle Wort im Munde zurück.

„Außer wem?“ fragte der Graf lauernd.

„Außer einem Tischlergesellen,“ erwiderte der Concierge mit Fassung und Geistesgegenwart, „ein überfleißiger Bursche ist's, der sich von seiner Arbeit nicht trennen

---

*) Zu den Eigenthümlichkeiten in der Sprachweise der untern Volksclassen in Paris gehört eine höchst drollige Verdrehung der Mitlaute und es ist nichts gewöhnlicher, als daß man statt „Sphynx“ — „Sfinsk,“ — statt „Obelisk“ — „Obeliks“ statt „Krokodil „Kokrodil“ sagen hört.

zu können scheint, und noch immer im obern Stockwerke des Pavillons herum hobelt und herum sägt."

Der Graf schöpfte tief Athem.

„Ach! ein solches Individuum stört mich nicht. Gehen Sie ruhig schlafen, Herr Claqueron, — ich mache mich an die Jagd, — mein Fangnetz und meine sonstigen Apparate habe ich hier."

Und der Graf deutete auf einem unbestimmten Gegenstand, den er unter dem Arme trug.

Herr Claqueron begleitete den Grafen bis an die Thüre, die in's Parterre des Gartens führte, und welche von ihm sorgfältig zugemacht wurde, dann kehrte er in seine Loge zurück, setzte sich auf's Bett und murmelte, den Zeigefinger an die Nase legend:

„Eine gebildete Familie! eine sehr gebildete Familie! die Tochter pflückt Pflanzen und Blumen, der Vater sammelt „Sphynske." Wie sie sich gegenseitig anschaueu werden, wenn sie sich zufällig im Garten begegnen, — obwohl's auch möglich ist, daß sie sich nicht begegnen, denn 's ist kein Mondschein heute. Uebrigens möchte ich doch wissen, ob ich nicht auch Beruf zum Sammeln hätte? Ich glaube, ich wäre ein leidenschaftlicher Münzensammler geworden, — besonders wenn's lauter solche Münzen wären."

Und Herr Claqueron liebäugelte noch einmal mit dem Napoleond'or, den ihm Comtesse Leonie gegeben, dann versank er in melancholisches Brüten und aus diesem in einen sanften Schlummer. Allein es war im Buche des Schicksals geschrieben, daß der achtungswerthe Concierge des Hauses, wo nie Jemand anläutete, in dieser verhängnißvollen Nacht keine Ruhe finden sollte, denn

noch keine Viertelstunde hatte er der Ruhe gepflogen, als die Klingel abermals ertönte.

Doch wir wollen dem Gange der Ereignisse nicht vorgreifen, sondern zuerst den Grafen auf seinem nächtlichen Gange begleiten.

Obwohl die Nacht dunkel war, so hatte der leidenschaftliche Schmetterlingsfänger doch bei seinem Eintritt in den Garten mit raschem Blicke sich jenen Heckengang ausgesucht, der dicht verwachsen in labyrinthischen Krümmungen ganz nahe zu dem Pavillon führte. In diesem Gange machte er einige Schritte bis zu einer Rasenbank, auf welche er seinen leichten Talma warf. Dadurch ward auch der Apparat sichtbar, den der Graf zum Fangen der Nachtfalter mitgenommen hatte.

Seltsam genug bestanden diese Schmetterlingsfänger aus — zwei Pistolen.

Der Graf prüfte mit dem Ladstock die Ladung, die fest saß, mit dem Finger den Hahn und den Drücker. Alles ging leicht und sicher. Er war zufrieden und murmelte:

„Treffliche Waare. Die Wiener Büchsenmacher verstehen ihr Handwerk. Ich hoffe meines Schusses gewiß zu sein. Der Bursche hat ja in Wien gelernt, — man wirds natürlich finden, daß er Wiener Pistolen bei sich hat. Dazu kommt noch sein Alleinbleiben, sein melancholisches Aussehen heute Mittags, sein verstörtes Wesen, das er zur Schau trug, als ich ihn ansprach. Kein Mensch wird zweifeln, daß hier ein Selbstmord stattgefunden, um so mehr, da ich selbst nach dem Schuße Lärm machen, und Leute holen werde. Wer könnte auf die Idee kommen, daß der reiche, mächtige Graf d'Aubusson ein

Interesse haben könnte einen armen Tischlergesellen aus dem Wege zu schaffen. Niemand als — Stawinsky, und der soll schweigen, dafür stehe ich."

Und mit vorsichtigen Schritten schlich der Graf gegen den Pavillon hin.

Als der Graf den Eingang des Pavillons erreicht hatte, gewahrte er zu seiner Freude, daß die Thüre desselben halb offen war. Vorsichtig drückte er sich durch die Oeffnung und stand im Salon des Erdgeschoßes.

Wie wir wissen, war derselbe rund, aus massiven Steinen aufgeführt und mit zwei stark vergitterten Fenstern versehen. Der Plafond bestand aus alterthümlich geschnitztem Holzwerk und eine hölzerne, sogenannte Schneckenstiege setzte den Parterre-Salon mit dem Lesezimmer des oberen Geschosses in Verbindung, — eine Art Fallthüre schloß den Punkt, wo die Treppe oben ausmündete.

In diesem Augenblicke war der untere Salon fast bis an die Arabesken des Plafonds angefüllt mit den Requisiten der Tischler, mit hölzernen Werkzeugen und Holz zum Verarbeiten, während der Boden dicht mit Tischlerspänen bedeckt war.

Auf einer Hobelbank stand eine kleine Kugellampe mit matt glimmendem Dochte. Prokop hatte sie hierher gestellt, damit das Fräulein von Aubusson bei ihrem Wege durch das hölzerne Labyrinth nicht etwa durch einen unglücklichen Tritt Schaden leiden möge.

Alle diese Einzelnheiten des Ortes hatte der Graf im Nu mit gewohntem Scharfblick übersehen.

Er trat in die Mitte des Salons, leise, wie der Tiger, der die Beute beschleicht.

Es war ihm, als ob er über sich sprechen hörte. Er horchte; alles war still.

„Hm!“ murmelte er auf's leiseste zwischen den Zähnen, „es scheint, daß mein Herr Neveu, der Tischlergeselle, Selbstgespräche führt. Um so eher wird man an den Selbstmord glauben, denn Leute, die mit sich selbst reden, sind halbe Narren und aus einem halben Narren wird leicht ein ganzer Selbstmörder. Also en avant!“

Und mit jener Entschlossenheit, die ihn bei Ausführung seiner Schandthaten von jeher ausgezeichnet hatte, setzte dieser Mann ohne Herz den Fuß auf die erste Stufe der Schneckenstiege, während er den Zeigefinger der rechten Hand an den Drücker der Pistole legte.

Im selben Augenblicke hielt er inne. Die Oellampe war mit jenem eigenthümlichen knisternden Geräusch, das man bei derlei Lampen häufig hört, rasch aufgeflackert und warf ein momentanes grelleres Licht auf die grotesk zusammengesteckten Holzgeräthe im Salon, so wie auf das bleiche Antlitz des Grafen.

Auf diesem Antlitz zuckte in diesem Augenblicke ein Gedanke auf, gräßlich, wie das Innere des Verworfenen. Die linke Hand fuhr über die Stirne, als ob sie dem sich bildenden Plane nachhelfen wollte, die rechte mit der gespannten Pistole senkte sich.

„Gibt mir Meister Satan ein Feuerzeichen“ dachte er, „daß er die Lampe gerade in diesem Augenblicke aufflackern läßt?“ Ein Schuß macht Lärm, — eine Untersuchung wegen Selbstmord ist immer eine langweilige und unliebsame, und unsere Herren Advocaten haben vorzüglich feine Nasen, um Dinge herauszubringen, von denen ein gewöhnlicher Philister keine Ahnung hat. Ließe sich das Ding nicht vielleicht viel klüger anstellen? Wie wäre es denn, wnen —“

Und als Ergänzung dieses Gedankens hob der Graf ein Handvoll der feinen Hobelspäne auf, die den Boden bedeckten, und warf sie auf die Flamme der Kugellampe. Einen Augenblick verdunkelte sich der Salon, da die Masse des aufgelegten dürren Holzes die Flammenzunge niederdrückte, im nächsten Momente aber brach sich das rothe Element Bahn, und vernichtete gleichzeitig die Späne, die es hemmen wollten, und die jetzt als eben so viele feurige Ringeln links und rechts über die Glaskugel herabfielen, und die Lohe den auf dem Boden liegenden Spänen mittheilten.

Noch ein zweites und drittes Mal warf der Graf eine Handvoll des fürchterlichen Brennstoffes auf die Lampe, ein viertes Mal konnte er's nicht mehr versuchen, denn der Boden glich bereits einer Wiese mit feurigem Grase und er hatte Zeit seinen Rückzug anzutreten. Wie ein Dämon schritt er durch die züngelden Flammen, die allmälig die größeren Holzobjecte beleckten, der Thüre zu und zog dieselbe, nachdem er tief aufathmend in die freie, frische Nachtluft gekommen, rasch hinter sich zu.

Er warf einen Blick durch die Fenster in's Innere, bereits stand der ganze Parterre=Salon in Flammen, — dichter Rauch erfüllte den Raum, aus dem die rothe Glut emporschlug.

„Wenn er kein Salamander ist, so muß er hier verbrennen, — dann können Sie mit Ihrem Trauschein machen, was Sie wollen, Herr Capitän," brummte der Mordbrenner und schlug sich links in die Büsche, den weitern Verlauf der Ereignisse abwartend. —

Wir müssen jetzt zu den Personen zurückkehren, welche sich in diesem verhängnißvollen Augenblicke im Lesezimmer des Pavillons befanden.

Die junge Gräfin Leonie d'Aubusson d'Ardaigne hatte, nachdem sie Claqueron, den Concierge verlassen, rasch den Garten durcheilt und langte im selben Augenblicke an der Thüre des Pavillons an, wo Prokop, der ungeduldig wartende ihre Schritte von weiten vernehmend ihr am Eingange des Pavillons mit seltsam widerstreitenden Gefühlen entgegen trat.

„Mein Fräulein," — stammelte er, „Sie kommen wirklich?" —

„Ich pflege mein Wort zu halten," antwortete Leonie, „doch hier ist nicht der Platz zu Erörterungen. Kommen Sie."

Sie trat vor ihm in den untern Salon, wo Prokop aus Vorsicht die Lampe hingestellt hatte, die für sie beide Verderben bringend werden sollte.

„Hier sind wir nicht sicher," sagte sie, „durch die Fenster könnte man hinein sehen, — Herr Claqueron scheint dem Geschlechte der Neugierigen anzugehören."

„Ich will —"

„Ist oben Licht?" unterbrach sie ihn.

„Ja, mein Fräulein, die Lampe, bei der ich arbeitete."

„Gut; gehen wir hinauf."

Und abermals schritt sie vor ihm her und die Schnecken-Stiege hinauf, — in das Lesezimmer des oberen Geschosses.

Prokop folgte ihr mit Schmerz und Freude; war er doch nun endlich Derjenigen so nahe, nach der er sich seit so langer Zeit gesehnt.

Oben angelangt, übersah sie mit einem Blick die Oertlichkeit und schien zufrieden; das Lesezimmer war,

wie wir wissen, aus Holz, ohne Fenster und empfing sein Licht bei Tage von oben durch eine Glaskuppel; gegenwärtig wurde es durch Prokop's Arbeitslampe beleuchtet. Das Fräulein trat zu dieser, drehte sie höher auf und sprach:

„Schließen Sie doch die Treppenthüre, es könnte uns Jemand von unten belauschen.“

Prokop gehorchte. Das Fräulein warf sich in einen der alten, herumstehenden Leder-Lehnstühle deutete auf einen andern und sprach:

„Setzen Sie sich, mein Herr, wir haben lang miteinander zu reden.“

„Ich erwarte in Unterthänigkeit,“ erwiderte Prokop, nicht ohne leise Bitterkeit, indem er sich setzte, „was mir die gnädige Comtesse zu sagen haben kann.“

Es entstand eine kleine Pause, während welcher sich diese beiden Menschen, die einander durch ihre Gefühle und ihre Verwandtschaft so nahe standen, und zwischen denen seltsame Verhältnisse eine unüberspringbare Kluft gebildet hatten, schweigend gegenüber saßen.

Endlich begann Leonie in sanftem Tone:

„Sie sind wohl sehr unzufrieden mit mir, mein Herr?“

„Und würde Ihnen denn, gnädiges Fräulein, an meiner Zufriedenheit auch nur das mindeste gelegen sein? Kann der arme Tischlergeselle in Ihren Augen auch nur die geringste Geltung haben?“

„Doch, doch, mein Herr,“ erwiderte Leonie eifrig, „glauben Sie ja nicht, daß ich Sie unterschätze, und ich gebe Ihnen ja in diesem Augenblicke den besten Beweis dafür.“

„Wie so, mein Fräulein?“

„Glauben Sie denn, daß von meiner Seite nicht ein hoher Grad von Achtung für Ihre Person und von Vertrauen zu der Ehrenhaftigkeit Ihres Charakters dazu gehört, um zu so später Nacht, allein, mit einem fremden Manne, an einem so abgelegenen Ort eine Unterredung zu haben? Es muß Ihnen dieß beweisen, wie hoch ich Sie schätze, — denn glauben Sie, daß von den sämmtlichen Herren, die im Salon meines Vaters mir vorgestellt wurden und deren strenge Loyalität mir auf's ehrenhafteste bekannt ist, sich keiner einer derartigen Auszeichnung erfreuen dürfte."

„Natürlich," antwortete Prokop, dessen Herzenswunde auf's Neue zu bluten begann, „denn eine Unterredung unter vier Augen mit einem jener Herren würde Sie compromittiren, weil er Ihr Standesgenosse, weil er Cavalier wäre. Allein der arme Tischlergeselle steht so tief unter Ihnen, daß die nächtlich einsame Unterredung mit ihm Sie nicht compromittiren kann, und daß derjenige aus Ihrer Gesellschaft, der sich daran stoßen wollte, unendlich lächerlich erscheinen und nicht bloß Ihre Person, sondern Ihren ganzen Stand beleidigen würde, wenn er eine derartige Wegwerfung von Seiten der hochgestellten gnädigen Comtesse auch nur für möglich hielte."

Leonien's kleiner Fuß schlug ein paar Mal gegen das Holzgetäfel des Bodens, zum Zeichen der Ungeduld, und etwas weniger sanft als zuvor sprach sie:

„Sie sind ein Hitzkopf, — Ihre Bitterkeit kennt keine Gränzen, — sie zwang mich heute Vormittags den Salon zu verlassen, — denn ich kann mich doch nicht vor meinem Papa und meinem Bräutigam im Angesicht

von einem Dutzend Tischlergesellen und Tischlerjungen heruntermachen lassen, wie ein Schulmädchen. Und jetzt fangen Sie wieder von vorne an."

„Sie haben Recht, mein Fräulein," sagte Prokop mit einiger Beschämung, „ich schweige fortan und will nur horchen, auf das, was Sie mir sagen werden."

„Nun so hören Sie: Ein junges Mädchen, dem Adel angehörig, übermüthig, wie Alles, was jung, reich und gesund ist, kommt mit einem Male in der Carnevals-Zeit auf die tolle Idee eine jene Wiener Redouten zu besuchen, von deren Lustigkeit sie schon so viel gehört hat. Sie beredet auch ihre Bonne zu dem Narrénstreiche und diese, die ihrem Liebling nichts abschlagen kann, schafft Domino's und Fiaker herbei und beide fahren nach der Redoute. Da die schwerfälligen Beine der alten Bonne mit den jungen Füßen der Dame nicht Schritt halten können, so trennen sie sich, nachdem sie zuvor ein Rendez-vous verabredet, wo sie zur bestimmten Stunde sich wieder treffen wollen. Das Mädchen, in dem Sie vielleicht bereits meine unbedeutende Person erkannt haben werden, das aber zufällig den Titel Gräfin d'Aubusson Ardaigne führt (Leonie sprach die letzten Worte mit besonderer Hohheit) — das Mädchen amüsirt sich anfangs an dem bunten Treiben, langweilt sich aber bald und findet endlich ein Palliativ gegen diese Langweile in der Person eines recht hübschen jungen Mannes, der Béranger kennt, ein ganz erträgliches Französisch spricht und nebstbei soviel Geist entwickelt, als man nöthig hat, um eine Conversation nicht ins Stocken gerathen zu lassen. Im Laufe des Gespräches erwähnt der junge Mann, daß er ein Tischlergeselle sei, und Comtesse Leonie, die in ihrem Leben — Sie dürfen es glauben! — mit keinem Tisch-

lergesellen bekannt gewesen und die sich nach der Beschreibung Ihrer Standesgenossen unter einem Tischlergesellen nur einen Proletarier in der Blouse vorstellen kann, der keine fünf höflichen Worte zu sprechen weiß, dafür aber stark nach Branntwein und Commis-Tabak riecht, Comtesse Leonie, sage ich, nimmt diese Aeußerung für Spaß und begeht die Thorheit dem jungen Mann, den sie für Ihres Gleichen hält, ein Rendezvous zuzusagen, das doch jedenfalls wieder nur Spaß sein konnte; denn in unserem Stande bestellt man sich nicht zu Theater- oder Kirchenthüren, wie dieß bei den untern Klassen der Fall sein soll."

Prokop senkte schweigend das Haupt, die Art und Weise, wie ihm Leonie ihre und auch seine Geschichte erzählte, war eine so niederschlagende, fast demüthigende, daß es ihm das Herz zusammen schnürte.

„Das leichtsinnige, junge Mädchen," fuhr die Gräfin fort, „setzt ihren Narrenspossen dadurch die Krone auf, daß sie am andern Tage am bezeichneten Orte in ihrem Wagen vorüberfährt und das verabredete Zeichen, eine weiße Rose, zu seinen Füßen niederfallen läßt. Sie sieht, wie der junge Mann, der in elegantem Anzuge auf dem Platze steht und den sie noch immer für Ihres Gleichen hält, die Rose aufhebt, und erwartet, daß diese Rose für den jungen Mann in einer jener glänzenden Soireen wie sie der Wiener Adel veranstaltet und die er doch auch besuchen muß, ein Anknüpfungspunkt sein werde, um die in der Redoute gemachte Bekanntschaft zu erneuern. Von all dem geschieht nichts, — der junge Mann läßt sich mit keinem Auge sehen, die Gräfin übersiedelt nach Paris, das kleine pikante Abenteuer von der Redoute schwindet mehr und mehr aus der wirklichen Erinnerung, es nimmt die Gestalt eines Märchens, eines Traumes an, in wel-

chem der verschwundene, junge Mann wie ein verwunschener Prinz Nurredin oder Almansor im geheimnißvollen Nimbus erscheint. Da plötzlich trifft die Gräfin, die inzwischen die Braut eines sehr ehrenwerthen Mannes geworden, in einem zur Werkstatt umgestalteten Salon ihres Landhauses den jungen Mann, und siehe da, Almansor ist wirklich — ein Tischlergeselle. Ich frage Sie, ob solch ein prosaischer Schluß eines poetischen Traumes nicht zum lachen reizen muß."

„Gewiß, von Ihrem Standpunkte haben Sie Recht," sprach Prokop mit Innigkeit, „und ich verzeihe Ihnen Ihr Lachen, allein bedenken Sie auch, daß der arme Tischlergeselle, der bis dahin ebenfalls nur mit seinesgleichen in Berührung gekommen war, bezaubert von soviel Anmuth, Liebenswürdigkeit, Geist und Schönheit, von jenem Augenblicke an eine tiefe, heilige Liebe in seinem Herzen trug, eine Liebe, die selbst dann nicht wich, als er erfuhr, der unerreichbare Gegenstand seiner Liebe sei die Gräfin d'Aubusson-Ardaigne. Bedenken Sie, daß er keinen Versuch machte, sich ihr zu nahen, daß er aber die weiße Rose auf seinem Herzen trug wie einen Talisman, wie ein heiliges Kleinod, — daß er zu ihr emporblickte, wie zu einem schönen Stern, wie zur heiligen Jungfrau, wie zu Gott. Bedenken Sie, daß sein Dichten und Trachten ihr angehörte, daß er dieses süße Geheimniß tief in seiner Brust verschloß, daß sein einzig Gebet war: „Noch einmal sie sehen und dann sterben." Bedenken Sie dieß Alles, gnädiges Fräulein, und Sie werden begreifen, wie weh es ihm that, als er sie endlich, endlich wieder sah und als er jenes Lachen hören mußte, das jetzt noch in seinen Ohren gellt."

Leonie hörte tief gerührt diese Worte.

Sie fühlte jetzt erst, wie heiß sie der Mann geliebt haben mußte, an den sie selbst oft mit Sehnsucht gedacht, ihr Herz regte sich mächtig zu seinen Gunsten, allein ihr klarer Verstand, ihr fester Charakter, ihr richtiger Tact machten es ihr zur Pflicht, ihres eigenen Herzens Regungen zu bemeistern, und die glühende Liebe Prokops in jene Schranken zurecht zu weisen, welche sein feuriges Temperament zu überspringen drohte.

„Mein armer Freund," sagte sie, „ich bedaure, daß jener Spaß eine so unglückliche Wendung genommen; gewiß war es nicht meine Absicht, Sie zu kränken, zu verhöhnen, ebenso wenig kann es aber meine Absicht sein, Ihre Leidenschaft, die so übel angebracht ist, zu billigen. Bedenken Sie, ich, die Tochter eines adeligen Hauses, die Braut eines gleichfalls altadeligen hochgestellten Staatsbeamten, — Sie ein Arbeiter, nicht einmal noch Meister! Wozu sollte das führen, selbst wenn ich die Liebe erwiderte, die Sie zu hegen wähnen und die ich nicht im mindesten theile! Die Tage der Romantik sind vorbei, — über solche sociale Verirrungen lacht heutzutage die Welt; ich wollte in Ihren Augen nicht als eine herzlose Kokette erscheinen, sondern als ein Weib von Gefühl, welches den Gang der Dinge bedauert, wodurch Sie zu ihrer unglücklichen Leidenschaft hingezogen wurden, das aber anderseits mit allem Ernst, mit allem Nachdruck Ihnen zurufen muß: Fort mit den Hirngespinnsten, fort mit dem krankhaften Festhalten an unmöglichen Träumen; des Lebens Ernst verträgt solche Thorheiten nicht, geben Sie sich selbst dem wirklichen Leben wieder, seien Sie das, was Sie sein können, ein tüchtiger Arbeiter, dessen sicherste Basis der goldene

Boden des Handwerks ist, reißen Sie jede Erinnerung an mich so aus Ihrem Herzen, wie Sie die weiße Rose zerrißen haben, das Symbol einer kindischen Jugendliebe, — und führen Sie als Gattin ein braves Bürgermädchen heim, das als Meisterin und Mutter Ihrer Kinder Ihnen jenes Glück bereiten wird, das Sie vergebens bei der stolzen Tochter des Hauses d'Aubusson Ardaigne gesucht haben."

Prokops Augen funkelten, die edle, urwüchsige Kraft seines Geistes trug den Sieg davon über die Leiden seiner Seele und er antwortete mit einer Art von Begeisterung:

„Ja gnädiges Fräulein, Sie haben Recht! Mein Herz war doppelt gekränkt, — es ist's nicht mehr. Durch den Schritt, den Sie heute gethan, um sich gegenüber dem armen Arbeiter zu entschuldigen, sind Sie wieder das geworden, was Sie waren, das Ideal meines Herzens. Durch Ihr Betragen von heute Vormittag hatten Sie in meinen Augen den Zauber verloren, mit dem Sie meine Phantasie geschmückt hatte, aber in diesem Augenblicke, wo Sie vor mir stehen, so gut, so sanft, so schön, wo Sie es dem armen Arbeiter ehrlich sagen, daß es nicht Ihre Absicht war, Ihr Spiel mit ihm zu treiben, ihn zu kränken und zu verhöhnen, — in diesem Augenblicke sind Sie für mich wieder der Stern meines Lebens. Ich weiß, daß der Gedanke an Sie Gedanke bleiben muß und nicht Wort werden darf, weder vor Ihres- noch meinesgleichen, denn meine Kameraden würden mich eben so lächerlich finden, wie Ihre hochgebornen Freunde, sobald ich nur mit einem Worte darauf hindeuten würde, daß ich eine Gräfin liebe, — aber eben darum segne und preise ich mein Geschick, daß ich Ihnen, und gerade

nur Ihnen allein es sagen darf, daß ich Sie liebe, unendlich liebe, daß ich Sie lieben werde bis zum letzten Hauche meines Lebens, und die Erinnerung an Sie erst dann aus meinem Herzen entweichen wird, wenn der Geist meinen Leib verläßt; das schwöre ich beim allmächtigen Gott! Amen."

Prokop hatte mit solchem Feuer, mit solchem Schwung gesprochen, daß Leonie fast zu zittern begann; die Glut, die aus seinen Blicken loderte, war eine verzehrende, seine ganze männliche Schönheit entwickelte sich in der Begeisterung seines edlen Antlitzes, in der malerischen Stellung, die er, hingerißen von seiner Rede, annahm; Leonie hätte kein Weib sein müssen, wenn sie dieß nicht gewahr worden wäre. Zudem hatte Prokop den gedämpften Ton, in dem die Unterredung bislang geführt worden war, aufgegeben und laut und energisch gesprochen.

Bei den letzten Worten erhob sich Leonie vom Fauteuil, trat rasch auf ihn zu, legte die Hand auf seinen Arm, den er zum Schwure erhoben und flüsterte:

„Still! um Gotteswillen! 's ist Jemand unten."

Prokop horchte.

„Sie irren, mein Fräulein," antwortete er eben so leise, „'s ist Alles still."

„Halten wir uns für einen Augenblick ruhig," flüsterte Leonie, „es könnte der Concierge sein, und es wäre mir nicht angenehm, wenn er ahnen könnte, daß ich mich hier befinde."

„Zu Befehl," erwiderte Prokop und schwieg, während sich Leonie wieder in den Fauteuil setzte.

So saßen sie schweigend einige Augenblicke.

Mit einem Male begann sich in dem Kabinete ein feiner Geruch zu verbreiten, ein durchdringender Geruch,

der immer stärker und stärker ward und sich endlich als Rauch herausstellte.

„Was ist das?“ sagte Leonie, die sich zum Husten gereizt fühlte, „es raucht hier.“

„Ich fühle es auch, — ’s wird immer stärker,“ erwiderte Prokop.

„Es kommt von unten herauf.“

„Nicht möglich.“

„Oeffnen Sie doch die Treppenthüre.“

„Sogleich.“

Prokop riß die Treppenthüre auf und schrie im selben Augenblick:

„Jesus Maria.“

Unter seinen Füßen loderte ein Feuermeer.

Leonie war gleichfalls vorgestürzt, sie warf einen Blick hinab und stammelte:

„Wir sind verloren, — die Treppe brennt, — wir können nicht mehr hinaus.“

„Noch nicht! noch nicht!“ schrie Prokop, über dessen todtbleiches Antlitz Schweißtropfen der Angst, der Verzweiflung rannen, „die Wände sind von Holz, vielleicht gelingt es uns sie durchzubrechen, — dann kann ein Sprung in den Garten uns retten; — wenn man uns nur hört. Der Pavillon ist so weit vom Hause.“

Und mit größerer Schnelligkeit, als wir es hier wieder zu geben im Stande sind, hatte Prokop während dieser Worte den Hobel und andere Geräthschaften in die Glasscheiben der Kuppel geschleudert, daß diese klirrend zersprangen, — die Kuppel selbst zu erklimmen war unmöglich, aber mit einer Riesenkraft, die man dem schlanken Manne kaum zugetraut hätte, faßte er die Hobelbank

und rannte, dieselbe als Mauerbrecher gebrauchend gegen die Holzwände des Pavillons.

Allein die Wände widerstanden dem Stoß. Verzweifelnd ließ er die Arme sinken.

Leonie trat auf ihn zu, auch sie war blaß wie eine Leiche, — aber aus ihren Augen blitzte ein seltsames Feuer und ihr Busen hob sich krampfhaft, als sie die feine, weiße Hand auf seinen Arm legte und mit einer Stimme, die fest und muthig klang, ihm zuflüsterte:

„Muth, mein Freund, Muth!“

Prokop verhüllte mit beiden Händen sein von Angst verzerrtes Antlitz.

„O mein Gott!“ jammerte er, „so jung noch, und schon sterben!“

„Fürchten Sie den Tod so sehr?“ sprach Leonie.

„Ich?“ rief er aus, „ich sollte den Tod fürchten, ich, der ich nichts mehr vom Leben zu hoffen habe. Ich sterbe leicht und gern, — aber Sie! — Sie! — o mein Gott!“

„Trösten Sie sich, auch ich werde zu sterben wissen, — mit Ergebung in Gottes Willen.“

Während dem machte das Feuer reißende Fortschritte; durch die zerschmetterte Glaskuppel des Lesezimmers war allerdings ein Theil des rasch aufsteigenden Rauches entwichen, allein durch den von oben einströmenden Luftzug hatten die Flammen neue Kraft bekommen, die Treppe, welche die Verbindung mit dem Parterre-Salon hergestellt hatte, stürzte krachend in den Glut-Ofen, unter ihren Füßen, in den in kürzester Zeit auch die beiden, dem gräßlichsten Flammentode geweihten Opfer, sinken mußten. Bereits begann der Fußboden heiß zu

werden, die Tafeln desselben krachten, und durch die Sprünge drang der Rauch in feinen Spiralen herauf.

Prokop war wie wahnsinnig vor Schmerz.

„Mein armer Freund," sprach Leonie, „es wird Ernst, — wir müssen sterben."

„Und ich, ich muß die Schuld sein, daß Sie hieher gekommen sind."

„Der Himmel hat's gewollt. Gott wollte mich dafür strafen, daß ich mit Ihrem Herzen ein frevelhaftes Spiel getrieben, daß ich die Gefühle meines eigenen Herzens sündhaft verläugnet habe, um der thörichten Welt-Satzung willen; denn vernehmen Sie es jetzt, in dieser feierlichen Stunde, wo wir vielleicht nur wenige Minuten zu leben haben, wo das Irdische sinkt, und die ewige Wahrheit sich Bahn bricht durch die Nebel menschlicher Thorheit und Eitelkeit, vernehmen Sie es, — ich habe Sie geliebt von dem Tage an, wo wir uns kennen gelernt, — ich liebe Sie noch."

„Leonie!" rief Prokop außer sich.

Leoniens Augen flammten in überirdischer Begeisterung. So mußte die Jungfrau von Orleans ausgesehen haben, als sie auf dem Scheiterhaufen zu Rouen stand, als die Flammen um ihre Füße züngelten, während ihr Blick nach oben gerichtet war, wo der Himmel sich aufthat und ihr die Gottesmutter sich zeigte, die Oriflamme der ewigen Glorie tragend. Die stolze Grafentochter, welche der Welt und ihrem Vater so viele Rücksicht getragen, war in diesem Moment nur das liebende Weib, das über alle Schrecken des Todes sich hinweg setzend, in dem Gedanken schwelgte, mit dem Manne ihrer Liebe, den sie im Leben nicht besitzen durfte, wenigstens vereint

zu sterben, in den Flammen, die nicht minder heiß waren als ihre Liebe.

„Ich faß' es nicht," stammelte Prokop in Todesangst und Entzücken.

„Ja, mein Freund, ich liebe Dich, und mag Dir diese Liebe ein Trost im Tode sein, — reich' mir Deine Hand."

Prokop faßte ihre Hand, Seligkeit durchschauerte ihn. Die Sprünge im Boden wurden größer, der Rauch stärker.

„Uns traut der Tod!" sprach sie mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte, „komm' mein Bräutigam, reich' mir den Brautkuß, den Todeskuß."

Sie sank an seine Brust. Prokop berührte diese Lippen, die noch nie eines Mannes Kuß entweiht hatte. Ihre Begeisterung, ihr Todesmuth erfaßte auch ihn.

„Ja, meine Braut, wir wollen sterben zusammen, da wir zusammen nicht leben konnten. Die letzten Augenblicke seien der Liebe geweiht."

„Die letzten Augenblicke gehören Gott."

Und mit starker Hand faßte sie ihn, zog ihn nieder auf die Knie und flüsterte:

„Laß uns beten."

Und sie senkte das Haupt und faltete ihre Hände, schön und rein wie eine Martyrin aus den ersten Christenzeiten. Prokop folgte ihrem Beispiel, er kniete an ihrer Seite und betete inbrünstig.

Einige Minuten verharrten sie in dieser Stellung. Das Feuer knisterte unheimlich, die Dielen sprangen, die Balken krachten.

Durch dieses Geräusch hindurch vernahm Prokop

draußen lärmende Stimmen und Feuergeschrei; man hatte den Brand bemerkt. Er sprang auf.

„Es kommt Hilfe!“ rief er.

„Zu spät,“ antwortete Leonie.

„Wer weiß, Gott ist groß und —“

Das Wort erstarb ihm im Munde, denn aus den Sprüngen im Fußboden schlugen einzelne helle Flammen empor.

Ohne ein Wort weiter zu sprechen, umfaßte er Leonie und hob sie auf die Hobelbank, wodurch er ihre Kleider wenigstens noch auf ein paar Sekunden vor dem Ergriffenwerden durch die Flamme bewahrte.

Die Sohlen seiner Stiefeln waren glühheiß und begannen schwarz zu werden.

„Umsonst! zu spät!“ hauchte Leonie.

„Gott steh' uns bei!“ antwortete er.

Im selben Augenblicke donnerten von außen rasche Schläge an die Holzwand des Lesecabinets, die bereits zu rauchen begann und sich heiß anfühlte.

„Hierher! hierher!“ rief Prokop.

„Gelobt sei Gott! er lebt noch!“ erscholl draußen eine kräftige Männerstimme, und die Schläge folgten einander mit verdoppelter Hast.

Zwei Minuten der qualvollsten Seelenangst verstrichen, dann stürzte das Holzwerk und eine Oeffnung breit genug, daß ein Mensch hindurch konnte, zeigte den blauen gestirnten Nachthimmel, zwei Männer mit Aexten bewehrt standen auf der Höhe der Leiter und schrien: „Hieher! Prokop! hierher!“

Der Eine war Paul Hünninger, der Mainzer, der andere — Meister Johannes Nowotny.

Es war die höchste Zeit.

In demselben Augenblicke, wo der durch die Oeffnung einfallende Luftzug sich in die Flammen stürzte, schlugen dieselben mit fürchterlich erneuerter Wuth aus dem Boden empor und ein Theil desselben schmetterte krachend in die Tiefe. Krampfhaft umfaßte Prokop die Geliebte, die ohnmächtig in seine Arme sank. Zum Glück hielt sich der Theil des Bodens, auf dem er mit der süßen Last stand, noch ein paar Secunden.

Schneller geschah dieß Alles, als es die Feder schildern mag. Mit riesiger Kraft übergab Prokop die Ohnmächtige den beiden Rettern, die sie sorgfältig abwärts hoben; er selbst schwang sich aus dem Qualm, der ihn zu ersticken drohte, hinaus auf die Leiter, und kaum hatte sein Fuß den Boden verlassen, als der letzte Theil des Parkets hinabstürzte und das ganze Innere des Pavillons nur mehr ein feuriger Ofen war.

Mit einem Sprunge erreichte Prokop den Boden des Gartens und sank dort an der Seite der Geliebten ohnmächtig nieder.

Während nun Meister Johannes Nowotny und der Mainzer sich mit dem ohnmächtigen Prokop beschäftigen, — während der todtenbleiche Graf d'Aubusson und der Concierge Claqueron Alles aufbieten, um die bewußtlose Leonie ins Leben zurückzubringen, wobei sie von herbeigeeilten Nachbarn aufs thätigste unterstützt werden, wollen wir — unserer Pflicht als Erzähler getreu, — dasjenige nachholen, was zum Verständniß und zur Erklärung dieses an Ereignissen so reichen Kapitels nothwendig sein dürfte.

Vielleicht erinnert sich der freundliche Leser noch, daß Herr Armand Jérome Paul Claqueron, der Concierge des Hauses, wo nie Jemand läutete, in dieser verhängnißvollen Nacht, nach einer zweimaligen Störung seiner

gewohnten Bequemlichkeit, auch noch zum dritten Male aus dem Schlummer geschellt worden war. Unwillig zog er die Schnur, welche das Thor öffnete.

Zwei Männer, ihm unbekannt, traten ein; es war Meister Nowotny und der Mainzer.

Meister Johannes Nowotny hatte Prokops Brief erhalten, worin dieser seinen Taufschein, so wie alle übrigen auf seine Geburt Bezug habenden Erklärungen forderte. Dem Meister kam all dieß so sonderbar vor und besonders Madame Drach wurde von den Andeutungen in Prokops Briefe, daß es ihm vielleicht möglich werden dürfte, seine Eltern aufzufinden, so sehr erschreckt, daß sie nicht eher ruhte und rastete, bis der Tischlermeister aus der Augartenstraße in dem Waggon saß, um nach Paris zu fahren.

Da angelangt eilte der wackere Meister nach Prokops Werkstatt, traf aber statt des gesuchten nur den Mainzer, welcher an Nowotny eine tüchtige Verstärkung findend, diesem sogleich Stavinsky's geheimnißvolle Bestrebungen, den jungen Mann an sich zu ziehen, mittheilte. Der Meister erkannte mit seinem schlichten Verstande gar bald, daß es sich hier um eine politische Proselytenmacherei handle und war fest entschlossen, seinen Pflegling aus den Netzen des Conspirateurs zu reißen. Deßhalb ging er auch augenblicklich auf des Mainzers Vorschlag ein, als dieser erklärte, es wäre am besten sogleich nach dem Landhause vor der Barrière de l'Etoile zu fahren, um Prokop zu holen.

Bei ihrem Eintritte brummte ihnen der aus seinem Schlummer aufgescheuchte Concierge entgegen:

„Was wollen Sie, meine Herren? Wer sind Sie? Was suchen Sie?“

„Kennen Sie mich nicht, Concierge,“ antwortete Paul Hüninger, da Meister Nowotny kein Wort französisch verstand, „ich bin einer von den Ouvriers, die heute hier im Pavillon gearbeitet haben und komme, um unsern zurückgebliebenen Kameraden zu holen.“

„Gut. Ich erinnere mich, doch wer ist dieser Herr?“ fragte der Concierge mißtrauisch.

„Dieser Herr,“ antwortete der humoristische Mainzer, der's nicht für nöthig erachtete, dem neugierigen Herrn Claqueron nähere Auskunft zu ertheilen, „dieser Herr ist ein berühmter amerikanischer Irrenarzt, der gekommen ist, unsern armen Kameraden zu heilen, da er seit einiger Zeit sehr bedenkliche Spuren von Geisteszerrüttung gezeigt hat.“

Claqueron beeilte sich, ihnen den Weg zu zeigen, die Gartenthüre zu öffnen.

„Ein Narr!“ dachte er, indem er vor ihnen herschritt, „ein Narr! und allein im Garten mit dem Grafen und der Comtesse. Himmel! was kann daraus entstehen!“

Dann setzte er laut hinzu:

„Und glauben Sie, daß er für Jemand gefährlich werden könnte?“

„Gewiß,“ antwortete Paul, um den Concierge, der langsam die Gartenthür öffnete, zur Eile zu treiben, „er ist im Stande und steckt Ihnen das ganze Haus in Brand.“

„Jesus Maria! ich glaube, er hat's schon gethan!“ schrie Herr Claqueron, todtenblaß werdend. „Sehen Sie dorthin!“

Ein Blick genügte, um zu sehen, was vorging.

Aus den beiden Gitterfenstern des Gartenpavillons

schlugen die hellen rothen Flammen heraus; schwärzlicher Rauch umzog das obere Stockwerk.

Die drei Männer eilten schreiend auf den Pavillion zu. Der Concierge brüllte: „Au feu!“ Paul und Meister Nowotny riefen in Todesangst Prokops Namen.

Sie hörten wie die Glaskuppel zerschmettert wurde, und vernahmen durch das Geprassel der Flammen hindurch Prokops Hilferuf.

„Er lebt, er befindet sich oben! Leitern herbei! Aexte! Hacken!“ rief der Mainzer, „wenn wir noch bei Zeiten eine Leiter an der Steinwand anlegen, und oben in's Holz einbrechen können, so ist er gerettet.“

„Dort, am Nußbaum lehnt die große Gartenleiter,“ schrie der Concierge, „au feu! au feu!“

Nowotny und der Mainzer eilten hin, um die Leiter zu holen.

„Bringen Sie eine Axt, ein Beil, ein Brecheisen!“ rief der Mainzer dem Concierge zu.

In dem Moment, wo Paul und Nowotny die Leiter ergriffen, um sie nach dem Pavillon zu tragen, erblickten sie im Gebüsch einen Mann.

„Wer sind Sie? was suchen Sie hier?“ rief Nowotny Alles vergessend, in deutscher Sprache.

„Halten Sie mich etwa für einen Dieb?“ sagte der Mann ebenfalls deutsch, indem er vortrat, da er wohl einsah, daß jedes Verbergen ihn nur verdächtigen konnte, „ich bin Graf d'Aubusson Ardaigne.“

Seit einigen zwanzig Jahren hatte der Tischlermeister diesen Namen nicht mehr gehört, seit jenem Tage, da er in Prag vergebens in das Palais einzudringen versuchte, wo der wohnte, der ihm die Geliebte geraubt hatte, — seit jener Zeit, wo der Name, um dessen Ge-

heimhaltung ihn Maria Hlaby in ihrem Briefe gebeten hatte, nicht über seine Lippen gekommen; in diesem Augenblicke aber vergaß er jede Vorsicht, jeden Rückhalt und rief dem Mordbrenner zu:

„Wenn's so ist, so legen Sie Hand an, Herr Graf und helfen Sie retten; denn dort oben ist einer in Gefahr zu verbrennen, der so gut ein Graf d'Aubusson ist, wie Sie."

Wäre es möglich gewesen, daß das bleiche Antlitz des Grafen noch bleicher geworden wäre, — in diesem Augenblicke hätte es geschehen müssen. Doch faßte er sich rasch und half die Leiter tragen, um den Verdacht von sich abzulenken und der Muthmaßung Raum zu geben, als sei das Feuer durch Zufall entstanden. Rasch lehnte die Leiter an der Wand, im Ny waren die beiden Männer oben, der Concierge und zahlreiche Nachbarsleute eilten mit Aexten und Feuerhaken herbei und Nowotny und der Mainzer arbeiteten mit Riesenkraft, um eine Oeffnung in das Holzwerk des obern Geschosses zu brechen.

Unten stand der Graf d'Aubusson-Ardaigne und betrachtete mit verschränkten Armen und ängstlich pochendem Herzen das unheimliche nächtliche Schauspiel; er hatte noch eine Hoffnung, nämlich die, daß der Fußboden des Lesekabinets einstürzen und Prokop mit sich in den Feuerschlund ziehen würde, bevor es den beiden Rettern gelungen sein würde, das Getäfel von außen zu durchbrechen. Schon hörte er, wie ein Theil des Bodens prasselnd in die Tiefe schmetterte, aber in demselben Augenblicke krachte auch das Holzwerk und vernahm er den Jubelruf Nowotny's und des Mainzers.

Finster blickte er hin, allein statt den gefürchteten Prätendenten allein erscheinen zu sehen, sah er und wollte seinen Augen nicht glauben, die eigene Tochter, in den Armen des Verhaßten, der sie an die beiden Freunde übergab und dann sich selbst wie wir wissen, auf die Leiter schwang. — Beide waren gerettet!

Des Grafen Augen drohten aus ihren Höhlen zu treten, sein Herz war dem Zerspingen nahe.

„Mort de ma vie!“ knirschte er mit den Zähnen, „meine Tochter bei ihm! in der Nacht! allein bei ihm! in seinen Armen! was soll das? Treibt ein vermaledeiter Zufall sein Spiel, — oder gibt es wirklich, wie die Ammen-Märchen sagen, einen Gott der Vergeltung? dann muß es ja auch einen Teufel geben, und der wird mich nicht im Stich lassen!“

Zehntes Kapitel.

Vater und Tochter.

Zwei Tage nach den in dem letzten Kapitel erzählten Ereignissen finden wir die schöne Comtesse Leonie im Hotel ihres Vaters in der Rue Helder auf weichem Divan hingestreckt, der Arzt hat sie eben verlassen. Die nervöse Aufregung, die Folge jener Schreckensnacht, hat sie verlassen, ihr Antlitz ist wohl noch blaß, allein aus ihren Augen leuchtet wieder das gewohnte milde Feuer und ihre Lippen färbt wieder das feuchte Purpurroth, das eine eben so seltene als große Schönheit ist.

Die alte Straschenko tritt ein und meldet:

„Der Herr Graf.“

Auf dem Schritt folgte ihr der Mann, den wir als unheimlichen Dämon kennen gelernt haben, von dem Tage, wo er das Pistol zum Morde seines Cousins lud, bis zu dem Augenblicke, wo er den Mordbrand in's Erdgeschoß jenes Pavillons schleuderte, der nicht bloß sein auserwähltes Opfer, sondern, ohne daß er es ahnte, seine eigene Tochter umschloß. Man wird einwenden, es gäbe keinen so consequenten Bösewicht; ein Blick in die Verbrecherannalen, in die Jahrbücher der Verirrungen aller Zeiten und Völker wird den Zweiflern nachweisen, daß leider die Schurken und Verbrecher in ihrer Schlechtigkeit consequenter handeln, als die guten Menschen in ihrer Tugend. Und doch besaß dieser Mann eine gute Seite, er liebte seine Tochter unendlich, von ihr geschätzt zu werden, galt ihm für das Ziel seines Lebens, und er zitterte bei dem Gedanken, Prokop könnte bereits Näheres über seine Herkunft wissen und es der Comtesse im Pavillon mitgetheilt haben. Die Vorsicht des Diplomaten, die Liebe des Vaters stritt um die Oberhand in ihm, als er auf seine Tochter zutrat, sie auf die weiße Stirne küßte und mit inniger Theilnahme fragte:

„Fühlst Du Dich wohl, mein Kind?“

„Vollkommen, mein Vater.“

„Der Doctor Masson, den ich eben begegnete, versicherte mir das Gleiche und so will ich's glauben. Dein Aussehen läßt nichts zu wünschen übrig, — Gott sei Dank.“

„Wollen Sie sich nicht setzen, Papa?“

„Mit Vergnügen,“ sagte der Graf, indem er sich eine Causeuse heranrückte und zu Häupten der auf dem

Divan ruhenden Jungfrau Platz nahm, „seit den zwei Tagen, die auf jenes seltsame Ereigniß folgten, habe ich nur ein paar Worte mit Dir gewechselt, wenn ich mich um Dein Befinden erkundigte, denn der Arzt hielt jedes Sprechen für gefährlich und Ruhe für unumgänglich nöthig. 's ist mir lieb, daß jenes Verbot aufgehoben, denn es drängt mich, mit Dir über jene außerordentliche Begebenheit zu reden, welche mir bald mein geliebtes Kind geraubt hätte."

Und abermals schloß er sie zärtlich in seine Arme.

„Vor Allem," sagte Leonie, „erklären Sie mir, wie es möglich war, daß Sie selbst, den ich in Paris wähnte, am Schauplatze des Ereignisses sein konnten."

Ohne verlegen zu werden, weil vorbereitet auf diese Frage, antwortete der Graf:

„Mein Gott! nenne es Ahnung, Bestimmung, Vision; — es ging mir im Geiste vor; ich hatte mit Saint-Gérand und dem Marquis von Letigny einen Ritt in's Bois de Boulogne gemacht, wir verhilten uns in Buen-Retiro, es wurde Nacht und bei der Heimkehr, als wir uns der Barrière näherten, fiel's mir ein, doch einmal unseres Freundes Landhaus zur Nachtzeit zu besuchen. — Doch weit eher könnte ich die Frage an Dich stellen, wie es möglich, daß ich mein Kind, die Gräfin Leonie d'Aubusson-Ardaigne zur Nachtzeit, allein, in einem abgelegenen Pavillon mit einem Manne finden muß, der freilich zu unbedeutend ist, um auch nur im entferntesten einen beleidigenden Verdacht aufkommen zu lassen."

„Weil ich diesen Mann liebe," antwortete Leonie ruhig.

Der Graf sprang auf.

„Leonie!“ rief er, tödlich bestürzt, doch sich schnell fassend setzte er hinzu:

„Ich werde um den Doctor Masson schicken, mein Kind, denn es scheint, daß er sich eben so getäuscht, wie ich, und daß Du kränker bist, als wir es alle ahnen; denn Du redest irre und ich will Dich verlassen —“

„Bleiben Sie, lieber Vater, — ich bin so ruhig und vernünftig, wie ich es in meinem Leben nicht war. Der junge Mann, der mich aus dem Feuer trug, ist freilich nur ein Tischler, allein das thut nichts zur Sache. Ich lernte ihn in Wien kennen, und liebte ihn, ohne seinen Stand zu kennen. Als ich ihn in Paris wieder sah, da verläugnete ich mein Herz und wollte um jeden Preis die Rücksichten aufrecht halten, die ich Ihnen, Herrn von Argenteuil und unserem Wappen schuldig zu sein wähnte. Er ahnte meine Liebe nicht, ich behandelte ihn schroff, als ich aber seinen Schmerz sah, als ich erkannte, daß ich ein Menschenleben auf meinem Gewissen haben würde, da faßte ich den Entschluß, in einer Unterredung ihm wenigstens Trost und Ergebenheit zuzusprechen und ihm die Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen uns begreiflich zu machen. Schon hatte er sich, wenn auch schmerzvoll doch resignirt, in meine Worte gefügt und die Unterredung hätte mit einer ewigen Trennung geendet, da gerieth durch einen Zufall das Geschoß unter uns in Flammen.“

„Teufel!“ dachte der Graf, „gerade ich mußte der Zerstörer meiner eigenen Plane werden. Nemesis! Nemesis!“

„In jenem fürchterlichen Augenblicke,“ fuhr Leonie fort und ihre Stimme bebte bei der Erinnerung, „wo das Leben verloren, der Tod gewiß schien, zeigte sich

seine Liebe auf's rührendste und auch ich, Alles um mich vergessend, gestand ihm meine Liebe, sank an seine Brust und nannte mich seine Braut."

Der Graf wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne.

„Nun und was weiter?" fragte er tonlos.

„Was weiter?" sprach Leonie, das Haupt empor richtend, „Sie wissen, daß ich mein Wort stets zu halten pflege."

„Wie, Du willst den Tischlergesellen heiraten?"

„Ich will."

Der Graf begann krampfhaft zu lachen.

„Es ist mein fester Entschluß," wiederholte Leonie.

„Und der Marquis von Argenteuil?"

Auch für diese Frage hatte Leonie ihre Antwort in Bereitschaft:

„Ich werde selbst mit Herrn von Argenteuil sprechen," sagte sie, „er ist ein viel zu ehrenwerther Mann, um nicht von einer Verbindung zurückzutreten, die ich gegen meine Neigung, mit dem Bilde eines andern Mannes im Herzen, eingehen würde. Außerordentliche Ereignisse entschuldigen außerordentliche Umgestaltungen in den Verhältnissen."

„Leonie! Du bringst mich zum Wahnsinn mit Deiner Ruhe! Bedenke nur, was Du thust. Nicht nur einen unwürdigen trifft Deine Wahl, sondern obendrein einen politisch compromittirten Menschen; — bedenke meine Stellung, welche —"

„Politisch compromittirt, wie so?" fragte Leonie bestürzt.

„Er ist der vertraute Freund eines Polen, Namens Stavinsky," erwiderte der Graf vorschnell, „vermuthlich

von diesem in allerlei wühlerische Umtriebe verwickelt und wird dem strafenden Arm der Gerechtigkeit so wenig entgehen, als sein Meister. Denn der Capitän ist vor wenigen Tagen in einem Caffeehause auf dem Boulevard verhaftet worden."

Leonie sah ihrem Vater prüfend in's Auge.

„Wie kommt es denn," fragte sie, „daß Sie, der Graf d'Aubusson, mit einem Male in die Verhältnisse eines Tischlergesellen, der so tief unter Ihnen steht, so genau eingeweiht, ja sogar über seine Freundschaft mit dem verhafteten Capitän unterrichtet sind?"

Der Graf biß sich auf die Lippen; er sah ein, daß er zu viel gesagt hatte, doch faßte er sich rasch und antwortete:

„Ich mußte mich doch um Denjenigen erkundigen, den ich in so vertraulicher Berührung mit meiner Tochter gefunden hatte."

Leonie erröthete bis in's Weiße ihres Augapfels.

„Eben jene vertrauliche Berührung, wie Sie es nennen, mein Vater, macht es mir zur Pflicht, dem Manne anzugehören, mit dem man mich in solcher Berührung gefunden hat, — denn andere Leute, die natürlich nicht so zarte Ausdrücke wählen würden, wie Sie, mein Vater, würden jener Begegnung, so heilig und unschuldig sie war, vielleicht einen andern Namen beilegen. Wird jener Mann mein Gatte, so hört alles Spotten und Flüstern auf."

„Er wird es nie werden!" rief der Graf, dessen Zorn sich nimmer zurückhalten ließ.

„Wer soll es hindern?"

„Ich, kraft meiner väterlichen Autoriät."

„Die Zeiten sind vorüber, wo man ungehorsame Töchter in's Kloster schickte, und die gehorsamen an Männer vergab, die sie nicht liebten."

„Du bist minorenn."

„Ich kann warten."

„Herr von Argenteuil wird seine Rechte geltend machen."

Im selben Augenblicke sprach ein Bedienter eintretend und einen Brief nebst einem Journal übergebend: „Von Herrn von Argenteuil."

Der Graf erbrach das Billet, das an ihn adressirt war, überlas es und erblaßte; es enthielt nur folgende Zeilen:

„Herr Graf! Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich den Urlaub, den mir der Herr Kriegsminister so eben bewilligt, antreten und zu einer Erholungsreise nach den Pyrenäen-Bädern benützen werde, — da Verhältnisse, deren Detaillirung Sie in der anliegenden Nummer des „Siècle" finden werden, mich nöthigen die mir so lieb gewordenen Beziehungen zu Ihrem Hause abzubrechen. Die Nothwendigkeit, vor meiner raschen Abreise meine Bureaux zu ordnen, wird mich entschuldigen, daß ich nicht persönlich Abschied von Ihnen nehme.

Genehmigen Sie die Versicherung u. s. w.

Jules Argenteuil."

Des Grafen Hand zitterte, als er seiner Tochter schweigend dieß Billet reichte; sie las es ruhig, während ihr Vater das Journal entfaltete, wo sein Auge sogleich auf eine rothangestrichene Stelle unter der Rubrik „Tagesneuigkeiten" fiel, die Folgendes enthielt:

„Paris den 19. — Ein Ereigniß, das tragisch hätte enden können, hat zur allgemeinen Befriedigung einen

höchst komischen Schluß gefunden; es gerieth nämlich gestern im Garten eines Landhauses in der Avenue von Neuilly ein dem Marquis von A. gehöriger Pavillon in Brand, und da man wußte, daß ein Arbeiter sich in demselben befand, so eilte man von allen Seiten zu Hilfe. Allein wer beschreibt das Staunen der Löschmannschaft, als man außer dem jungen Ouvrier aus den Flammen auch noch eine junge Dame herausbrachte, die in später Stunde der Nacht dem Arbeiter einen Besuch gemacht hatte; wahrscheinlich hat die Glut dieser heimlichen Leidenschaft den Pavillon angezündet, und das zärtliche Taubenpaar wäre beinahe gebraten worden. Noch komischer wird der Vorfall durch den Umstand, daß die junge Dame, die Tochter des Grafen d'Au., die Braut des Pavillons-Eigenthümers ist. Moral: Laßt Eure Pavillons nicht durch junge, hübsche Arbeiter restauriren, wenn Ihr junge, hübsche Töchter, Bräute oder Frauen habt."

„Niederträchtig!" schrie der Graf schäumend vor Wuth, „ich weiß woher dieser Streich kommt! das ist Morsennau, mein steter Gegner, der die Redaction zur Aufnahme dieses Schmach-Artikels veranlaßt! Er soll mir vor die Klinge, — er und der Schuft von Redacteur!"

„Was ist's denn?" fragte Leonie bestürzt.

„Da lies," wüthete der Graf, „und bedenke, daß fortan jede Erwähnung jenes unseligen Burschen eine Beleidigung für mich ist. Jede Annäherung an ihn, hieße nur die niederträchtigen Lügen bestätigen, die diese Notiz im Publikum verbreitet. Ich bin blamirt, ich wie Du, wenn es uns nicht gelingt, durch Deine Vermählung mit Herrn von Argenteuil jeden Verdacht zu beseitigen. Er soll Dich heiraten und müßt' ich auf den

Knien ihn darum bitten, oder ihn mit dem Degen dazu zwingen. Von Deiner Seite aber will ich keine Widerrede mehr hören, werde keine dulden. Adieu!"

Und wüthend, außer sich stürzte der Graf aus dem Zimmer.

Leonie las die Journal-Notiz, erröthend und erbleichend, — sie begriff, daß ihr Vater dadurch auf's Aeußerste erbittert sein mußte.

Sie stützte schwermüthig das schöne Haupt auf die feine Hand und versank in tiefes Nachdenken, um aus diesem Labyrinth von Geschehnissen einen Ausweg zu finden.

Da trat die Straschenko ein und berichtete, es sei ein fremder Mann draußen, der sie um jeden Preis zu sprechen wünsche. Da Leonie irgend einen Abgesandten Prokop's vermuthete, so ertheilte sie die Erlaubniß den Angemeldeten einzulassen.

Wenige Augenblicke darauf stand ein junger Mann, bleich von Antlitz, in abgetragenen Kleidern vor ihr.

„Wer sind Sie? was wollen Sie von mir?"

„Gnädiges Fräulein," sprach der Unbekannte mit entschieden slavischem Accente, ich habe im Auftrage des Capitäns Stavinsky Ihnen ein Packet zu übergeben."

„Des Capitäns Stavinsky!" wiederholte Leonie verwundert, „wie komme ich dazu von einem mir gänzlich unbekannten Manne etwas zu erhalten?"

„Das weiß ich nicht," antwortete der Fremde, „ich handle nur nach meinem Auftrage. Ich bin Schneider und arbeite für einen großen Meister. Der Capitän sprach jeden Tag bei mir ein, wenn er vorüber kam, denn wir sind Landsleute, — Polen. Vor ein paar Monaten übergab er mir dieses Packet, und nahm mir

einen Eid bei unserem Vaterlande ab, daß ich dasselbe an Sie, gnädiges Fräulein, übergeben sollte, sobald ich von ihm drei Tage lang nichts hören würde. Dieser Fall ist nun eingetreten, — heute ist der vierte Tag, seit ich den Capitän mit keinem Auge gesehen und nicht das Mindeste von ihm gehört habe. Seinem Auftrage gehorchend, habe ich demnach als ehrlicher Landsmann das Packet hierher getragen."

Und der Pole legte ein dünnes Packet, wahrscheinlich Schriften enthaltend, in des Fräuleins Hände.

Leonie besann sich einen Augenblick, ob sie diese Sendung des Verhafteten annehmen sollte. Allein sie erinnerte sich an das, was ihr Vater von Prokop's Beziehungen zu Stavinsky gesprochen und da sie vermuthete, daß in diesen Schriften irgend etwas enthalten sein dürfte, was Aufklärung geben und vielleicht irgend eine Gefahr vom Haupte des Geliebten abwenden könnte, so nahm sie das Packet an und reichte dem Ueberbringer ein Goldstück.

Der Pole zuckte zusammen, als ob es ihn beleidigt hätte, für einen Freundschaftsdienst, den er einem Landsmann erwiesen, mit Geld abgelohnt zu werden, allein er besann sich eines Bessern, seufzte, nahm den Napoleond'or und mit den Worten: „Ich habe vier Kinder, — Gott vergelt' es Ihnen, mein Fräulein!" stürzte er zur Thüre hinaus.

Leonie öffnete rasch das Packet, — unter dem grobpapierenen ersten Umschlage befand sich ein Billet mit der Aufschrift: „An die Comtesse Leonie d'Aubusson-Ardaigne" und ein ausführlich scheinendes, klein geschriebenes Manuscript, in weißes Papier eingeschlagen.

Leonie nahm das an sie gerichtete Billet und las:

„Mein Fräulein!

„Wenn Sie dieses Packet erhalten, bin ich verhaftet, denn ich habe es so eingeleitet, daß es Ihnen nur dann übergeben werden kann, wenn ich um meine Freiheit gekommen bin. Derjenige, der mir dieselbe geraubt, kann nur Ihr Vater sein, denn nur er weiß solche Dinge von mir, die meine Freiheit, mein Leben bedrohen. Obwohl mir nun an meinem Leben blutwenig liegt, so drängt es mich doch Ihrem Vater, der mir Alles verdankt, für seine Judasthat den verdienten Lohn abzustatten. Dieß thue ich, indem ich Ihnen das beiliegende Manuscript zur Durchlesung vorlege, da in demselben die Schicksale Ihrer nächsten Verwandten, Ihres seligen Oheims des Grafen Henri d'Aubusson, seiner Gattin, gebornen Marie Hlaby und seines rechtmäßigen Sohnes, Prokop Hlaby, — eigentlich Graf Prokop d'Aubusson, ausführlich erzählt werden. Ich weiß, daß dem gegenwärtigen Grafen d'Aubusson, Ihrem Herrn Vater, an nichts auf der Welt so viel gelegen ist, als an Ihrer Liebe und Ihrer Achtung, welche durch die Lesung dieses Manuscripts bedeutend erhöht werden dürfte. Die betreffenden Documente befinden sich in sicheren Händen und werden dem Herrn Prokop Hlaby seinerseits eingehändigt werden. Mit ausgezeichneter Achtung

Stavinsky, Capitän."

Leonie war auf dem Punkte das Billet, sammt dem Manuscripte in's Feuer zu werfen, da sie instinctmäßig ahnte, daß es bestimmt sei, zwischen ihr und ihrem Vater unheilbare Zwietracht zu säen, allein der Gedanke, hier Verwandte kennen zu lernen, von denen sie mit Ausnahme des Grafen Henri nie etwas gehört hatte, bewog sie das Manuscript zu lesen.

Sie rückte sich ein Tabouret heran und schlug die Blätter auseinander.

Schon die ersten Zeilen fesselten ihre Aufmerksamkeit, — allein je weiter sie kam, desto mehr stieg das Interesse, ihre Wangen erbleichten, ihre Lippen entfärbten sich, ihr Herz schlug fast hörbar und kalter Schweiß netzte ihre weiße Stirne.

Das Manuscript enthielt die Erzählung aller jener Vorfälle, welche den Capitän und den Grafen mit geheimnißvollen Fesseln aneinander ketteten, des Grafen Henri Liebe und seine rechtmäßige Verbindung mit Marie Hlaby, den Verrath seines Vetters, Ihres Vaters, die Meuchelmord-Scene im Hirschgraben, die Flucht des Capitäns und den Documentenraub. Als Zeugin verwies er sie an die noch in ihrem Dienste befindliche Straschenko, als Beweis für die Echtheit des Gesagten berief er sich auf den Trauschein, den er an einem sichern Orte deponirt habe. Dann erzählte er die Schicksale und Leiden des Grafenkindes, Prokop Hlaby, mit dem er in Paris wunderbarer Weise zusammen getroffen und deutete darauf hin, daß auch Prokop von seinem Oheim, dem Grafen, das Schlimmste zu befürchten habe.

Leonie ließ das Manuscript aus der Hand sinken und lehnte sich kraftlos mit geschlossenen Augen in den Divan zurück. Allein wenn es auch vor dem physischen Auge nachtete, vor dem Seelen-Auge standen klar und deutlich zwei Gedanken:

Prokop Hlaby, der arme Tischlergeselle, war ihr Vetter, der rechtmäßige Graf d'Aubusson, der Erbe von seines Vaters Gütern.

Ihr eigener Vater aber ein elender Meuchelmörder, ein Usurpator fremden Eigenthums, — er hatte mit

frevelnder Hand die Pistole geladen, die seinen nächsten Verwandten mordete; er war der natürliche Todfeind des rechtmäßigen Erben.

Sie ahnte jetzt auch mit blutender Seele, wie das Feuer im Pavillon ausgekommen war.

Noch an eine letzte Hoffnung klammerte sich Leonie an. Es war möglich, daß Stavinsky diese ganze unglaublich klingende Geschichte nur geschrieben hatte, um einen Rache-Act an ihrem Vater auszuüben, weil dieser um des Polen Geheimnisse wußte, und ihn, wenigstens nach des Capitäns Meinung, verrathen hatte.

Der Leser, der sich an den Auftritt mit dem betrunkenen italienischen Arbeiter erinnert, weiß es wohl besser und wird errathen, wie derselbe mit der Verhaftung Stavinsky's zusammenhing, an welcher der Graf wirklich unschuldig war. Allein die Nemesis langte mit starker Hand nach ihrem Opfer und alle Umstände gestalteten sich so, daß die Pläne des Meuchlers durchkreuzt werden und seine Niederträchtigkeiten an den Tag kommen sollten.

Der Capitän hatte die Mitschuld der Straschenko und ihres Liebhabers bei dem Raube erwähnt. Leonie rief, um die Wahrheit seiner Angabe zu erproben, ihre alte Bonne herein, trat dieselbe hart an, wies auf des Capitäns Manuscript hin, und verlangte unter Androhung der schwersten Strafen ein offenes Geständniß.

Die Straschenko, die bereits um die Verhaftung Stavinsky's wußte, da Borowsky als ein treuer Anhänger des alten Revolutionsmannes ebenfalls verhaftet worden war, warf sich ihrer Gebieterin zu Füßen und legte unter Thränen der Reue ein umfassendes Geständniß ab; sie bekannte, daß sie im Hause der unglücklichen

Marie Hlaby als Kammermädchen und Spionin des Grafen gedient habe, daß sie um die Vermählung Mariens und des Grafen Henri, so wie um die Schwangerschaft der Neuvermählten gewußt und dennoch an jenem Unglückstage, wo der Graf todt vom Hirschgraben heimgebracht wurde, ihrer Gebieterin nicht nur Geld und Pretiosen, sondern auch das Kostbarste, was sie besaß, — ihren Trauschein geraubt habe, so daß es der Armen unmöglich geworden, ihre rechtmäßige Ehe, so wie die Rechtmäßigkeit des Kindes, das sie unter dem Herzen trug, zu beweisen. Die Straschenko bekannte ferner, wie sie für ihre That vom Grafen belohnt worden und mit ihrem Liebhaber und dem Capitän nach Sachsen geflohen sei.

Der armen Grafentochter schwindelte. So viele Niederträchtigkeit erstickte, ertödtete ihr Herz, ihren Sinn, wie ein tödtliches Gas die Sinne vernichtet. Aus der Richtigkeit von Sabinens Angaben, die mit denen des Capitäns auf ein Jota stimmten, ersah sie, daß auch alles Uebrige, was der Capitän angegeben, vollkommen wahr sei — Prokop blieb ihr Verwandter und der Erbe der Aubussons, ihr Vater blieb der Erbschleicher, der Meuchelmörder, der Mordbrenner.

Sie drückte die Hand an die todtenbleiche und dennoch fieberhaft glühende Stirne, als ob sie einen Gedanken, einen Ausweg aus diesem Labyrinthe suchte.

Die Straschenko lag noch immer weinend vor ihr auf den Knien.

„Steh auf,“ sprach Leonie.

„Nicht eher, bis Sie mir verzeihen, Fräulein.“

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen. — möge Dir Gott und jene Unglückliche vergeben, die Du sammt ihrem Kinde um Alles gebracht hast.“

„Ich that es Ihrem Vater zu Liebe.“

„Meinem Vater! Ja wohl! ja wohl!“

Leonie schauderte, als sie das Wort Vater aussprach.

„Steh auf,“ wiederholte sie „und thue, was ich Dir sage.“

Die Straschenko gehorchte.

„Nimm' dieses Packet,“ sprach Leonie, „trag es zu meinem Vater hinüber und sage ihm, daß ich Alles weiß, — verstehst Du, Alles, — ich hoffe, daß er jetzt gegen das, was ich ihm vor einer halben Stunde vorgeschlagen, nichts mehr einzuwenden hat.“

Die Straschenko nahm das Packet und ging.

Kaum war sie draußen, so warf sich Leonie, in Schmerz aufgelöst vor einem Bilde des Gekreuzigten nieder, das in ihrem Gemache hing und betete:

„Mein Herr und Gott! der Du für Alle gelitten, Dir opfere ich auch mein Leiden auf. Zeige mir den Weg aus diesen Irrgängen des Jammers, der Verzweiflung. Der Mann, der mir das Leben gegeben, mein Vater, hat den Vater des Mannes ermordet, den ich liebe, er hat den Mann meiner Wahl um sein Erbe gebracht, er hat es geraubt. Was habe ich zu thun, um das Unrecht gut zu machen, — und doch meinen Vater dabei so viel als möglich zu schonen? Zeige mir den Weg, mein himmlischer Vater!“

Sie neigte das Haupt, nach wenigen Augenblicken hob sie die Stirne, wie verklärt, ihre Augen leuchteten, und leise flüsterte sie vor sich hin:

„Prokop soll nie erfahren, weß Stammes er ist. Den Trauschein werd' ich zu erlangen wissen. Was ihm der Haß geraubt, das soll dem Grafenkind die Liebe ersetzen. Er liebt mich unendlich, und in seiner Liebe wird's für ihn das höchste Glück sein, wenn ich nicht den Grafen d'Aubusson meinen Gemahl nenne, sondern wenn ich zu ihm hinabsteige, wenn die Grafentochter als Weib des Tischlers Prokop Hlaby seinen Herd mit ihm gründet. Dieses Opfer wird ihn glücklich machen. Es sei die Sühne für meines Vaters Verbrechen. Ich bringe ihm Reichthum und Liebe, beides hat er von Jugend an entbehren müssen, obwohl es ihm gehörte. Mein Vater wird, er muß seine Einwilligung geben, — er wird, anscheinend aus Unwillen über die Mesalliance, sich von uns zurückziehen, — denn ich glaube wohl, daß er nach diesen Ereignissen mir nicht mehr in's Antlitz sehen kann. Möge Gott ihm gnädig sein."

Im selben Augenblicke krachte ein Pistolenschuß.

Leonie hielt in ihrem Selbstgespäch inne und drückte die Hand gegen das Herz.

Im nächsten Augenblicke vernahm sie das Wehgeschrei der Straschenko, in welches sich bald das Jammern der übrigen Dienerschaft mengte.

Todtenbleich wankte die alte Bonne herein.

„Was gibt's?" fragte Leonie zitternd.

„Als ich dem Herrn Grafen das Packet übergab," berichtete stammelnd die Straschenko, „da las er hastig einige Blätter desselben, dann trat er in's Nebengemach, — es fiel ein Schuß —"

Leonie wankte.

„Und der Graf," schloß die Alte, „lag mit zerschmettertem Haupt zu meinen Füßen."

Leonie hob den Blick schmerzvoll gegen Himmel.

„Das habe ich gefürchtet," murmelte sie für sich hin, und bewußtlos sank sie zu Boden.

Eilftes und letztes Kapitel.

Ein Damenbrief als Epilog.

Wir sind am Ende unseres Romans angelangt und haben nur noch Weniges hinzuzufügen, da wir nicht in die Kategorie jener Romantiker gehören, die nach gänzlicher Ausbeutung ihres Stoffes noch mit selbstgefälliger Behaglichkeit erzählen, wie viel Gläser Champagner der Held an seinem Hochzeitstage getrunken habe und von welchem Stoffe das Kleid gewesen sei, welches die Braut trug.

Nur das Nöthigste hier anzuführen sei uns gestattet.

Der Capitän Stavinsky wurde sammt seinem Knappen Borowsky als Mitglied der geheimen Gesellschaft „Marianne" in Anbetracht ihrer besonderen Gefährlichkeit, so wie ihres unausrottbaren Hanges zu revolutionären Umtrieben, nach Cayenne geschickt, und wir wissen nicht, ob der sehr ehrenwerthe Herr Capitän sammt dem Liebhaber der Straschenko in dem Lande, wo der Pfeffer wächst, derzeit noch lebt, und ob er sich wohl befindet.

Prokop Hlaby, der mit dem Capitän in einer zu vagen Beziehung stand um in die Untersuchung mit hinein gezogen zu werden, erhielt von der Polizei den wohlmeinenden Wink, sich sobald als möglich aus Paris zu entfernen, was er um so bereitwilliger that, als Comtesse Leonie gleichfalls nach Beerdigung ihres Vaters die Weltstadt an der Seine verließ.

Die Straschenko erhielt bei dieser Gelegenheit den Abschied, den sie durch ihr Benehmen in Prag, und eine anständige Pension, die sie durch siebenzehnjährige Dienste im Hause des Grafen verdient hatte.

Alles Uebrige wird dem geneigten Leser durch einen Brief klar werden, der ungefähr anderthalb Jahre später in Carlsbad anlangte. Der Brief trug den Post-Stempel Gratz und war von der Frau Gräfin Akosy an die Frau von Gablanovich geschrieben, beide Personen, die in unserer Erzählung niemals persönlich aufgetreten sind und deren Correspondenz wir dennoch als Schluß-Kapitel verwenden müssen. Die Frau Akosy hieß nämlich zur Zeit, als sie noch nicht Frau war, Ida, Baronin Warnstein, und war Leonien's vertraute Freundin; vielleicht erinnert man sich, daß in Leonien's Briefe an die blonde Ida der schwärmerischen Irene Erwähnung geschah, welche einen alten Herrn von Gablonovich geheiratet hatte. An Letztere war Ida's Brief gerichtet. Die junge Gräfin schrieb, wie folgt:

„Meine theure Irene!

„Es geschehen doch noch Wunder! Das erste Wunder ist jedenfalls das, daß ich, die faulste aller Briefschreiberinnen, Dir einen Brief schreibe, der mein gewöhnliches Format um volle sechs Seiten überschreitet. Das zweite Wunder wirst Du im Brief selbst finden.

„Wie geht's Deinem Gemal? Besser will ich hoffen? Schon aus Deinem letzten Briefe entnehme ich, daß ihm Carlsbad gut thut. Oppolzer hat doch immer Recht.

„Ich und Mama befinden uns wohl. Mein Gemal schreibt mir täglich, daß ihm der Dienst im Lager lang nicht so angenehm ist, als das Leben an meiner Seite. Der Gute! — Uebrigens wird das Lager in drei Wochen

aufgehoben, bis dorthin muß ich mich schon noch langweilen, — aber dann fahre ich nach Wien, um meinem Istvan in die Arme zu sinken. 's ist übrigens recht hübsch hier in Gratz, Mama sagt, es gefalle ihr besser, als in Wien. Geschmacksache!

„Wir machen manchmal kleine Ausflüge, auf zwei, drei Tage, — wir sind in Gleichenberg gewesen, auf der Riggersburg und noch an verschiedenen Orten, deren Namen ich vergessen habe. Neulich fuhren wir durch ein reizendes Thal an der Mur, oder war's die Mürz? — Nein, es wird doch die Mur gewesen sein, — doch das thut nichts. Nachmittags, als wir uns mitten im Wald zwischen Felsen und Tannen befanden, stieg mit einem Male ein fürchterliches Gewitter auf, Du kennst Mama und ihre Aengstlichkeit, der nichts gleich kommt, als meine eigene Furcht vor Blitz und Donner. Wir trieben unsern Kutscher zu Eile, allein der meinte, es würde doch nichts nützen, denn wenn er noch so gut fahre, brauche er wenigstens drei Stunden nach — (ach Gott! da habe ich den Namen vergessen, Du kennst ja mein Gedächtniß für Orts-Namen!) — kurz, wir waren in Verzweiflung, um so mehr, als bereits dicke Tropfen fielen.

„Mit einem Male vernahmen wir Roß-Getrabbe und hinter uns kam ein Reiter die Straße heraufgesprengt auf einem Rappen. Ein Mann auf einem Rappen hat immer etwas Romantisches, — er grüßte höflich, als er an unsern Wagen kam. Wir fragten ihn, ob nicht hier herum irgend wo ein Ort sei, wo wir auf ein paar Stunden, bis das Gewitter vorüber wäre, Unterstand finden könnten. Der Fremde, der en passant gesagt bildhübsch und sehr elegant gekleidet war, bot

uns sein eigenes Haus an, das nur zehn Minuten seitab von der Straße liege. Da der Fremde durchaus nicht darnach aussah, als ob er uns in eine Räuberhöhle locken würde, so nahmen wir's mit Dank an.

Er sprengte also voraus, unser Kutscher folgte im scharfen Trabbe, der Donner jagte Roß und Wagen. Ein paar Minuten ging's noch auf der Landstraße fort, dann bogen wir rechts ein in ein schmales Seitenthal, einem brausenden Waldbach entlang, auf einer ausgezeichnet guten Straße, die uns plötzlich, nach etwa zehn Minuten, in einen Thalkessel brachte, wo eine reizende Besitzung vor uns lag, — eine Villa, wie Du sie in Baden und Ischl nicht geschmackvoller findest, nebst einem Fabriksgebäude von bedeutender Ausdehnung, das sich hart am Wasser hinzog, wo eine Mühle im Gang war, welche Bretter schnitt. — Wie sonderbar, daß man aus der Mühle auch geschnittene Bretter bekommt. Fabrik und Villa schienen übrigens zusammen zu gehören, denn auf dem Frontispice der Villa stand in großen Buchstaben: „Handwerk hat goldenen Boden."

„Wir befanden uns also bei einem Handwerker, — ich muß gestehen, daß der junge Mann für einen solchen sich sehr gut benahm, denn mit ausgesuchter Höflichkeit hob er uns aus dem Wagen, in einem hübschen Vorhause bat er uns einen Augenblick zu warten, bis er seine Frau geholt haben würde, damit sie uns in das für uns bestimmte Zimmer führe, im selben Augenblicke brach das Gewitter mit fürchterlicher Stärke los, ein schwefliger Blitz entriß mir und Mama einen Schrei des Schreckens, — wir hielten geblendet die Hand vor die Augen und als wir dieselbe wieder wegnahmen, da stand vor uns — nein, Du ahnst es nicht, wer! — vor

uns stand unsere Schulfreundin Leonie, Comtesse d'Aubusson-Ardaigne, über deren räthselhaftes Verschwinden ich Dir schon nach Mehadia geschrieben, wo sich Deines Gatten Gicht so sehr verschlimmerte.

„Ja, meine theure Irene, — ich bin beim zweiten Wunder meines Briefes angelangt. Die schöne Leonie, die stolze Comtesse, ist die Gattin des Handwerkers, — denn so muß man ihn doch immer nennen, wenn auch seine feinen Hände keine Spuren der Arbeit zeigen, und wenn er auch eigentlich von allen Leuten Fabriksherr genannt wird. Ce n'est pas le nom qui change les choses! *) Streng genommen bleibt er doch immer nur ein Tischler, denn als uns Leonie nach herzlichstem Empfang von meiner Seite, der aber bei Mama etwas kühler ausfiel, in ihrer wirklich prachtvollen Behausung herumführte, da kamen wir auch in ein reizendes Zimmerchen, wo in einer allerliebst gearbeiteten Wiege ein reizendes Kind von drei Monaten schlief, trotz des Donners, der draußen brüllte. Und hier sagte uns Leonie mit Stolz, daß die Wiege für den kleinen Engel ein Werk — ihres Gatten sei. Denk' Dir nur, Irene, ein Papa, der die Wiege für sein Kind selbst macht! 's ist unbegreiflich! — Mama findet es noch unbegreiflicher, wie ein Handwerker ein so bildschönes Kind haben kann. Ferner zeigte uns Leonie in ihrem Boudoir, — (eine Tischlerin mit einem Boudoir, c'est trop fort!) — wundervoll gearbeitete Kästchen und Büchschen, wie man sie nur in Wien bei Stammer und Breuil oder bei den Gebrüdern Fasching bekömmt, die ebenfalls der Herr Gemal Tischler verfertigt hat. Und Leonie setzte einen

*) Der Name ändert die Sache nicht.

völligen Stolz darein, sich uns als Madame Hlaby, Tischlermeisterin und Fabriksfrau, zu präsentiren.

„Gott verzeih' mir's! ich glaube, ich medisire, und das hat unsere gute Leonie wirklich nicht verdient, so wenig als ihr Gatte, denn wir wurden mit einer solchen liebevollen Herzlichkeit aufgenommen, daß es uns — besonders wegen des draußen tobenden Wetters, — doppelt wohl that. Nachdem wir uns in einem allerliebst decorirten Zimmer, das eigens für Gäste bestimmt schien, bequem gemacht, — rief uns Leonie zum Abendessen, denn 's ging auf acht, und das Wetter wollte nicht aufhören. Wir verfügten uns in einen Speise-Saal im gothischen Styl und hier trafen wir die ganze Familie, denn so muß ich sie wohl nennen, obwohl sie nicht verwandt sind, — nämlich:

„Einen alten Herren, der des jungen Mannes „Lehrherr" gewesen, sammt seiner Frau, einer alten stillen Person, welche die personificirte Gutmüthigkeit sein muß; beide redeten sehr wenig und betrachteten nur mit liebevollem Blick Leonie und ihren Gatten, in dessen Haus sie eine Art Gnadenbrod zu genießen scheinen. Doch nein! ich irre mich, der alte Herr sprach einmal von seinen zwei Häusern in Wien, und wenn man Häuser hat, ißt man doch kein Gnadenbrod; die Alten sind wohl ihres Vergnügens wegen dort.

„Dann war noch ein Individuum da, in einer Blouse, — denke Dir! Man hieß ihn Paul, auch den Mainzer, er muß so eine Art Ober-Gesell oder Werkführer sein. Er plauderte in einem fort, und gar nicht dumm, das kann ich Dir versichern, — er benahm sich so zwanglos, als ob er stets in den Salons gewesen wäre, ja das Blousen-Individuum erlaubte sich sogar

einmal mir die Schüssel mit Forellen zu präsentiren. Mama schüttelte finster das Haupt, auch ich wollte schon refusiren, aber Du kennst mein faible für Forellen und diese waren die prachtvollsten, die ich in meinem Leben gesehen. Ich aß vier Stück! delicat!

„Wir verbrachten einen recht vergnügten Abend. Herr Hlaby, der Fabriksherr, redet ganz gut, er ist jedenfalls ein Mann von Bildung, — wenigstens in dem Sinne, wie es die Hofmeister und Gouvernanten verstehen. Mama, die sich anfangs nicht recht heimisch fühlte, wurde nachgerade warm und unterhielt sich ganz gut. Wir übernachteten in ausgezeichneten Betten, und als wir am andern Morgen weiter fuhren und Leonie mit ihrem Kinde auf dem Arme an ihres Gatten Seite uns zum Wagen geleiteten, da stammelte Mama eine Einladung heraus, uns zu besuchen, wenn „Herr Hlaby sammt Frau" nach Wien kommen würde. Allein Leonie antwortete, indem sie ihren Gatten umschlang und ihr Kindlein auf den kleinen Kirschenmund küßte: „Ich glaube nicht, Frau Baronin, daß das je geschehen dürfte, — wir fühlen uns hier zu glücklich."

Du siehst, die Leutchen sind zufrieden. Was sagst Du nun zu allem dem? Ist's nicht ein wahres Wunder? Es gibt also doch noch Romantik auf der Welt! — Ich schließe mit herzlichem Gruß an Deinen Gemal und erlaube mir, ihn und Dich auf eine Adresse in Nr. 205 der „Presse" aufmerksam zu machen, wo flanellene Strümpfe angekündigt sind, deren Vortheile mein Istvan auf der Jagd kennen gelernt hat und die ich darum Deinem Gemale empfehle, da ich seine Empfindlichkeit für Witterungs-Einflüsse kenne. Lebe wohl; es küßt Dich im Geiste

„Deine Ida."

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.

Inhalt.

Langer, Anton

Ein Grafenkind Roman von Anton Langer

Wien 1860